Ein

Oberrheinischer Revolutionär

aus dem

Zeitalter Kaiser Maximilians I.

Mitteilungen

aus

einer kirchlich-politischen Reformschrift

des ersten Decenniums des 16. Jahrhunderts.

Von

Herman Haupt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorwort.

Wenn im Folgenden die bisher unbekannt gebliebene Reformschrift, welche ich in einer Handschrift der Colmarer Stadtbibliothek auffand, nur in einer knappen Bearbeitung bekannt gegeben wird, so empfindet dies auch der Unterzeichnete als einen Notbehelf. Da indessen bei dem gewaltigen Umfang des Werkes ein vollständiger Abdruck, der gegen 30 Druckbogen erforderte, schlechterdings sich nicht ermöglichen liess, so blieb nichts übrig, als den Inhalt im Auszug mitzuteilen. Dass die von mir gewählte Form der Bearbeitung der Schrift, angesichts der Unübersichtlichkeit des Werkes, der zahlreichen Wiederholungen, des fast vollständigen Mangels einer Disposition und der hieraus entstehenden Notwendigkeit, aus einzelnen Zeilen und Sätzen jeder der 400 enggeschriebenen Folioseiten die Darstellung des Reformprogramms des Verfassers mosaikartig zusammenzusetzen, nicht geringe Anforderungen an meine Geduld stellte, darf ich, am Abschluss der Arbeit angelangt, wohl gestehen. Der Leser, dem auf diese Weise die Benutzung des Werkes bedeutend erleichtert ist, wird mir denn auch etwaige Ungleichmässigkeiten der Darstellung hoffentlich um so eher nachsehen.

Dass die Schrift trotz ihrer Absonderlichkeiten der Bekanntgabe wert war, darin wird mit mir gewiss jeder übereinstimmen, der der Geschichte der volkstümlichen kirchlichen und politisch-socialen Oppositionsbewegungen am Ende des Mittelalters nachzugehen und dabei den unzureichenden Bestand der für jenes Forschungsgebiet in Betracht kommenden Quellen zu beklagen hatte. Die von dem Verf. gegebenen Schilderungen der Zustände von Kirche, Staat und Gesellschaft am Vorabend der Reformation und des Bauernkriegs sind gewiss in hohem Grade subjectiv gefärbt, und man wird dieselben nur mit aller Vorsicht für die Reconstruction der thatsächlichen Verhältnisse zuhilfenehmen können. Allgemeineres Interesse dürfen aber jene zeitgenössischen Urteile schon um des Umstandes willen in Anspruch nehmen, dass sie zu den durch J. Janssen eingebürgerten Auffassungen von den Zuständen des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausgehenden Mittelalters Zug für Zug im denkbar schärfsten Gegensatze stehen. Für die angebliche Blüte der deutschen Volkswirtschaft, die günstige Lage des Bauernstandes und das behauptete Gleichgewicht der grossen Arbeitsgruppen zu Beginn des 16. Jahrhunderts wird man in unserem aus dem Volke heraus und für das Volk geschriebenen Werke vergeblich nach einem Zeugnis suchen, während die Zustände der nach Janssens Darstellung damals noch in voller Lebenskraft dastehenden und segensreich wirkenden Kirche an unserem Verf. einen unbarmherzigen Kritiker finden. Wer von diesen düsteren, etwa ein Jahrzehnt vor Luther's erstem Auftreten entstandenen, Schilderungen, von der in ihnen zutagetretenden leidenschaftlichen Feindseligkeit des Verfassers gegen die weltlichen und kirchlichen Gewalten, von seinem Pochen auf das mit den bestehenden Zuständen unverträgliche göttliche Recht vorurteilslos Kenntnis nimmt, der wird jedenfalls unmöglich mit Jörg und Janssen in erster Linie die deutschen Reformatoren für die sociale Revolution des Jahres 1525 und deren kirchenfeindliche Tendenzen verantwortlich machen wollen.

Wollten wir an diesem Ort die vorstehenden allgemeinen Betrachtungen rücksichtlich der Bedeutung der Reformschrift nicht unterdrücken, so muss doch eine eingehendere Charakteristik des Werkes dem die persönlichen Verhältnisse des anonymen Verfassers behandelnden Abschnitte vorbehalten bleiben. Bei der Bearbeitung selbst haben wir es uns grundsätzlich versagt, an den Ausführungen des Verfassers und seinen Reformplänen Kritik zu üben. Es kam uns vielmehr nur darauf an, uns in die eigenartige Gedankenwelt des Verfassers hineinzuleben und die empfangenen Eindrücke dem Leser zu vermitteln. Wir haben darum unseren Verfasser möglichst ausschliesslich das Wort führen lassen.

Bei der Wiedergabe der Textstellen des Werkes konnte an eine durchgängige Beibehaltung der Rechtschreibung der Colmarer Handschrift, die in jeder Zeile Willkürlichkeiten und Widersprüche aufweist und durch die Häufung der Konsonanten das Verständnis des Textes vielfach erschwert, keinesfalls gedacht werden. Für die hienach gebotene Vereinfachung der Schreibung sind, mit einigen durch die Besonderheit unseres Textes bedingten Ausnahmen, die bewährten Grundsätze massgebend gewesen, welche Konst. Höhlbaum in dem Vorwort zu seiner trefflichen Ausgabe des „Buches Weinsberg“ (Publicationen der Gesellsch. f. Rheinische Geschichtskunde III. Lpz. 1886 f.) aufgestellt hat. Demzufolge ist y, von Fremdworten abgesehen, in i, w und v, wo sie für u gebraucht werden, in u umgesetzt worden. Die ganz willkürlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über u angebrachten Striche, Punkte und Haken sind weggelassen, auch wo sie vermutlich den Umlaut ausdrücken sollen; dagegen ist ů unangetastet geblieben. Der Konsonantismus ist nach Möglichkeit vereinfacht, namentlich die Verdopplung und Verschärfung der Konsonanten nach Diphthongen und nach Konsonanten beseitigt worden (also „halten" statt „haltten", „hals" statt „halſs" oder „halss", „hous" statt „houss"). Bei Verbindung von Tenuis und Media ist in der Regel die letztere ausgeworfen (also „rat" statt „radt"), das h nach Konsonanten gleichfalls weggefallen, b und p nach Konsonanten (wie z. B. in „ampt") dagegen stehen geblieben. Die in der Hs. ganz willkürlich vorgenommene Verschärfung von k und z durch vorgesetztes c und t wurde möglichst beschränkt. Doch wurde hier wie in einigen wenigen anderen Fällen, wo die heutige Schreibung auch diejenige der Colmarer Hs. ist, von der Vereinfachung des Konsonantismus abgesehen (also „jetzt" und „stadt" nicht vereinfacht in „jezt" und „stat"). Durchweg habe ich mich darum bemüht, den Text zu einem leicht lesbaren zu gestalten, ohne das Wesentliche der Wortformen anzutasten.

Daten und Zahlen, auch wo sie in Buchstaben ausgedrückt waren, sind, wenn nicht besondere Gründe für die Beibehaltung der ursprünglichen Schreibung vorlagen, durch arabische Ziffern wiedergegeben. Für die Interpunction blieben die Interpunctionszeichen der Hs. ausser Betracht. Offenbare Schreibfehler wurden da und dort stillschweigend verbessert, bei Ausfüllung von Lücken die Ergänzungen in eckige Klammern gesetzt. Die sprachlichen Erläuterungen blieben auf ein möglichst geringes Mass beschränkt.

Zum Schlusse sei meinem verehrten Collegen, Herrn Stadtbibliothekar A. Waltz in Colmar i. Elsass, der mir wiederholt die Schätze der Colmarer Bibliothek in entgegenkommendster Weise zugänglich machte, für die gütige Übersendung der Handschrift an meinen Wohnort der verbindlichste Dank ausgesprochen!

Giessen, im Mai 1893.

Dr. Herman Haupt,
Oberbibliothekar der Universität Giessen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	79—81
I. Überlieferung des Werkes	85—88
II. Lebensumstände des Verfassers. Die Grundzüge seines Reformprogramms	89—110
III. Disposition der Schrift	110—113
IV. Der Inhalt der Reformschrift:	
1. Die Zustände der Kirche, des Staates und der Gesellschaft am Anfang des 16. Jahrhunderts	113—140
2. Die Weltherrschaft des deutschen Kaisertums und seine Geschichte	141—154
3. Der Reformentwurf des Verfassers	154—193
4. Die Ausführung der Reformen. Apokalyptische Erwartungen. Die St. Michaels-Gesellschaft mit dem gelben Kreuz	193—212
V. Beilagen:	
I. Erste Vorrede (Bl. 1a—2b)	212—215
II. Lateinische Vorrede (f. 11a)	215—216
III. Verzeichnis der 40 Trierer Statuten (f. 7b—9a)	216—219
IV. Textprobe (f. 114b—115b)	220—222
VI. Register	223—225
VII. Glossar	226—228

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Überlieferung des Werks.

Das Werk ist, soweit ich nach der von mir gehaltenen Umschau urteilen kann, nur in der Miscellanhandschrift Nr. 50 der Stadtbibliothek zu Colmar im Elsass erhalten. Der mit starken Holzdeckeln und Schweinsleder-Rücken versehene wohlerhaltene Folio-Band besteht aus folgenden Teilen: a) einem undatierten Strassburger Drucke des „Lucidarius“ aus dem Jahre 1480—1481[1]), b) einem handschriftlichen astrologischen Traktate von 10 Blättern, dessen Entstehung wohl in die Zeit unmittelbar vor 1500 fällt, da die im Eingang gegebenen astrologischen Tabellen mit dem Jahre 1499 beginnen, während am Schlusse aus den Prognostiken des Johannes Lichtenberger eine Reihe von Prophezeiungen auf die Jahre 1500—1521 beigefügt ist[2]), c) einem undatierten Drucke von Werner Rolevincks Weltchronik „Fasciculus temporum,“ der jedenfalls aus dem Jahre 1493 und aus der Presse des Strassburger Druckers Joh. Prüss d. Ält. stammt[3]), d) dem uns hier beschäftigenden handschriftlichen Werke.

Der Sammelband hat sich nach Ausweis zweier Einträge auf den Innenseiten der beiden Deckel sowie eines dritten auf dem letzten Blatte unserer Handschrift im Besitze des Baslers Daniel Swegler (Schwegler) befunden, der in seiner Vaterstadt von 1519—1524 das Amt eines

---

[1]) Nach gef. Mitteilung des Herrn C. Schorbach in Strassburg i. E., von dem in kurzem eine Lucidarius-Bibliographie zu erwarten ist, gehört diese Ausgabe des Lucidarius zu den frühesten Presserzeugnissen des Strassburger Druckers Schott, am wahrscheinlichsten in das Jahr 1480.

[2]) In der mir allein vorliegenden Ausgabe Lichtenbergers vom Jahre 1492 (Hain Nr. 10082) umfasst der in dem Colmarer Tractat benutzte Schluss-Abschnitt Lichtenbergers „de specificacione aliquorum climatum vicio Saturni infectorum“ die Jahre 1492—1521. Unser Tractat bezieht die von Lichtenberger auf die Jahre 1520 und 1521 gegebenen Prophezeiungen noch auf die Periode 1515—1519, bezw. das Jahr 1520; für das Jahr 1521 fügt er eine in meiner Ausgabe Lichtenberger's fehlende Prophezeiung bei.

[3]) Nach gef. Mitteilung des Herrn C. Schorbach. Vgl. Hain Nr. 6940, Klemm Nr. 243, Kristeller Nr. 51.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Richthausknechts," d. h. Abwarts des Rathauses, von 1525 bis etwa 1541 das Amt des Vorsitzenden des Stadtgerichtes von Gross-Basel bekleidete und gleichzeitig als Mitglied des Grossen Rates erscheint [1]. Sowohl den vorgebundenen Druck des Fasciculus temporum, wie unsere Handschrift hat Swegler mit Randbemerkungen versehen, durch die er ein besonders lebhaftes Interesse für die Geschichte der kirchlichen Reformbestrebungen, Sekten und Ketzereien bekundet und in denen er zugleich seiner ungünstigen Beurteilung des zeitgenössischen katholischen Klerus, wie seiner Abneigung gegen Luther und die täuferische Bewegung Ausdruck giebt [2]. An 2 Stellen werden von Swegler's Hand Lücken im Texte der Handschrift zutreffend und, wie es scheint, mit Benutzung einer vollständigeren Vorlage ergänzt [3], was die Annahme wahrscheinlich macht, dass die Abschrift unseres Werkes auf Veranlassung Swegler's hergestellt worden ist. Auf welche Weise der Band von Basel in die erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus den Archiven

---

[1]) Die Angaben über Swegler's amtliche Thätigkeit verdanke ich der Güte des Herrn Staatsarchivars Dr. R. Wackernagel in Basel.

[2]) Zu der Forderung des „Fasciculus temporum" (zum Jahre 334), dass die Könige den Priestern unterworfen sein sollten, bemerkt Sw.: „Ja, wenn si heiliklich und frumlich (?) lebten und nit so bubisch werend." Zu der Angabe des Fasc. temp. (z. J. 84 p. Chr.), die Sekte der Nicolaiten habe Güter- und Frauen-Gemeinschaft geübt, ist die Bemerkung gesetzt: „Lutterus". Zu dem Vorschlage unseres Verf., die kirchlichen Einkünfte zum „nutz der gemein" zu verwenden, vermerkt er: „Luterani und bundschüch" (f. 50ª A). Endlich findet sich zu den Angaben des Fasc. temp. (z. J. 183 und 404), dass in altchristlicher Zeit kein Speiseverbot gegolten habe und dass zur Zeit des Concils von Carthago die Ketzerei der Prädestinationslehre sich verbreitete, die Randbemerkung: „cum Lutero." Den Bericht des Fasc. temp. (z. J. 1384) über die Orgien der böhmischen Adamiten begleitet Sw. mit der Randbemerkung: „Die widertoufer hand zu Kur ouch also gemacht;" damit ist wohl auf das von gegnerischer Seite in üblicher Weise verketzerte Auftreten der Wiedertäufer und ihres Führers Blaurock in Chur um 1525 Bezug genommen (vgl. C. v. Moor, Gesch. von Currätien II, 1, 103). Auf. Bl. 6 des Fasc. temp. wird auf „fol. 50 im geschriben," d. h. auf jenes Blatt unserer Handschrift verwiesen.

[3]) Auf f. 16ª A heisst es von den Bedrückern des armen Manns: „die sind von gott abgescheiden, und ein babest ist schuldig . . . den fluch Jude uber sie zu schrigen [desgelichen als die, die wider die helge geschrift tun,] indem daz si in daz wild zuschriben." Die eingeklammerten Worte sind von Swegler's Hand ergänzt. Auf f. 14ª ergänzt Sw. die Prophezeiung, ein deutscher Mann werde „ein hirten, ein schaffstal noch dem wort Christi machen ein glouben" durch die Worte: „durch die ganz welt." An der letzteren Stelle steht mir allerdings die Annahme, dass Swegler der Correktor ist, nicht ausser allem Zweifel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Bibliotheken der aufgehobenen Klöster, Stifter und Herrschaften des Oberelsasses gebildete Departements- und jetzige Stadtbibliothek zu Colmar gekommen ist, entzieht sich der Entscheidung[1]).

Der uns hier allein interessierende letzte Teil des Sammelbandes besteht aus 208 Blättern, von welchen Bl. 3 bei der Numerierung übersprungen ist, Bl. 10, 136—139 und 204—208 unbeschrieben sind. Das ganze Werk ist auf Ochsenkopfpapier der gleichen Sorte geschrieben[2]), und zwar von vier verschiedenen Schreibern. Die Hand A schrieb den Prolog und das Register auf Bl. 1—9, ferner den Abschnitt Bl. 41aD bis 49a, die Hand B den Abschnitt Bl. 11b bis 41aC, die Hand C alles übrige mit Ausnahme der lateinischen Vorrede auf Bl. 11a, die von einem vierten Schreiber (D) beigefügt wurde[3]). Dass wir in dem Colmarer Manuskripte nicht das Original des Werkes, sondern eine Abschrift vor uns haben, zeigt, abgesehen von der Verschiedenheit der Hände und den orthographischen Besonderheiten der einzelnen Schreiber, eine Reihe von Dittographien, Auslassungen und Flüchtigkeitsfehlern, auf die es sich nicht verlohnt näher einzugehen[4]). Bedauerlich ist,

[1]) Ein in der Handschrift steckender loser Zettel (von der Hand des früheren Stadtbibliothekars Stoffel?) enthält die Notiz: „Ex libris monasterii Gregoriani in valle, ut videtur.“ Worauf sich diese Vermutung gründet, ist nicht ersichtlich. Die Colmarer Stadtbibliothek enthält allerdings eine Anzahl von Handschriften der ehemaligen Klosterbibliothek von Münster im St. Gregorienthale (westl. v. Colmar).

[2]) Die Wassermarke dieses Papiers weicht von derjenigen des Ochsenkopfpapiers, welches der Schreiber des astrologischen Tractates verwendete, ab.

[3]) Die Ächtheit dieses lateinischen Prologs scheint mir einigermassen zweifelhaft. Ist es schon auffallend, dass das Stück von einem anderen Schreiber als denjenigen, welche die Abschrift der Reformationsschrift selbst herstellten, herrührt, so erregt der Umstand, dass für diesen zweiten Prolog die lateinische Sprache gewählt ist, ein weiteres Bedenken. Das Latein ist zudem ein so barbarisches, wie wir es unserem in den römischen Rechtsquellen so bewanderten Verfasser schwer zutrauen möchten. Wir werden sehen, dass der Schreiber des lateinischen Prologs den Text des Werkes selbst glossiert hat; umso näher liegt die Annahme, dass dieser Prolog, den eine andere Hand energisch durchstrichen hat, das eigene Machwerk jenes Schreibers ist.

[4]) Das dem Werke vorgesetzte Register ist von dem Verf. selbst aufgestellt, wie es Stellen, wie die folgenden, zeigen: „an dem ersten blat hab ich die hystoria angefangen“ oder „das IV. cap, gib ich ein glichnis.“ Die in diesem Register sich findende Capiteleinteilung weicht von der in unserer Handschrift eingehaltenen einigermassen ab. Zu cap. 25 (Blatt 54b unserer Handschrift) bemerkt das Register: „das XXV cap. von dem sechsten ciliaden am XXI. blat,“ welche Notiz wohl auf die Paginierung der Originalhandschrift sich bezieht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass dem Schreiber C mitten im Kapitel 89 des ersten Teils die Geduld zur Weiterführung seiner Copie ausgegangen ist. Wie es scheint, hat ihn einer der längeren apokalyptisch-prophetischen Excurse des Verfassers stutzig gemacht, da er mit den Worten: „Sequitur lang geseit von dem traken“ abbricht (Bl. 135a). Auf diese Weise ist der Schluss des Kapitels 89 sowie die Kapitel 90—100 ausgefallen. Wohl von einer fünften Hand, die allerdings mit der Hand C manche Berührungen zeigt, sind am Schlusse des ganzen Werkes (Bl. 203a) unter der Überschrift: „Ad lectorem Ryenburger“ zum Preise des Verfassers und seiner reformatorischen Pläne neun Distichen beigefügt, deren Latein und metrischer Bau gleich bedenklich ist. Von späterer Hand ist der erste Vers im kirchlichen Sinne abgeändert und alsdann die ganze Poesie kreuz und quer durchstrichen. Ein grosser Teil der zahlreichen an den Rand der Handschrift geschriebenen Hinweise auf den Inhalt des Textes stammt von den Hand jenes Ryenburger; neben anderen Händen des 16.—19. Jahrh. haben auch David Swegler und die Hand D eine Reihe solcher Bemerkungen beigeschrieben. Auf Bl. 14a ist mit Bezug auf die Prophezeiung des Verf. von der Herstellung „eines einigen Glaubens durch die ganze Welt“ von anderer Hand, wie es scheint, von dem Schreiber D beigeschrieben: „anno domini 1519;“ auf Bl. 122a, wo der Verf. für das Jahr 1511 einen Bürgerkrieg und auf Bl. 188b, wo er für das Jahr 1515 göttliche Strafgerichte prophezeit, sind diese Jahrzahlen in 1521 bezw. 1525 von anderer Hand abgeändert — wir dürfen hieraus wohl den Schluss ziehen, dass Randbemerkung und Änderungen in das Jahr 1519, bezw. vor 1521 und 1525 fallen, die Abschrift selbst demnach noch früher anzusetzen ist, welcher Annahme auch der Schriftcharakter und die von Daniel Swegler beigesetzten Randbemerkungen nicht widersprechen[1]). Von einer Hand des 19. Jahrhunderts sind die Buchstaben A—D an den Rand der Seiten gesetzt, von welchem Einteilungsprincip ich bei meinen Citaten Gebrauch mache.

---

[1]) Auf f. 44a D findet sich zu der Geschichte von dem Untergang Sodomas die Randbemerkung: „timendum in simili fieri anno Christi 1510;“ ebenso sind zu zwei Unglücksprophezeiungen der Schrift die Bemerkungen an den Rand gesetzt: „tunc anno 1509“ (f. 152b D) und „anno 1512“ (f. 196a D). Möglicherweise fand der Abschreiber die Zahlen schon in seiner Vorlage vor. Auf mehreren Blättern sind am unteren Rande Stellen beigeschrieben, die offenbar geistiges Eigentum des Verfassers der Reformschrift sind und wohl schon in der Vorlage am Rande standen (f. 68b; 74b; 76b; 93a); Swegler fand diese Zusätze schon in unserer Hs. vor, wie aus einer von ihm f. 77a beigesetzten Bemerkung zu ersehen ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II. Lebensumstände des Verfassers. Die Grundzüge seines Reformprogramms.

Unsere Reformschrift ist ohne Angabe eines Titels und ohne Nennung des Verfassers überliefert. Den ersten Teil nennt der Verfasser selbst gelegentlich „das Buch von den hundert Capiteln;“ der zweite Teil, zu welchem der erste gewissermassen nur die Einleitung bildet, ist überschrieben: „Das sint die 40 gebott der Trierer, so die Tutschen nation for unserem seligmacher Jesu Christo dritussig jor in loblicher [weis?] mit forcht umb der strengen pen gehalten hant“ (f. 140a). Da die Absicht des Verfassers ausschliesslich darauf hinausläuft, diese angeblichen Trierer Statuten, in welchen er sein gesamtes Reformprogramm niedergelegt hat, zur Geltung zu bringen, so möchte man versucht sein, dem ganzen Werke den Titel „Trierer Statuten“ beizulegen.

Den Verfasser unseres Werkes zu ermitteln, ist mir, allen angestellten Nachforschungen zum Trotze, nicht gelungen. Ich musste mir mit dem Versuche genügen lassen, die Andeutungen, die sich in der Schrift selbst über die Lebensverhältnisse des Verf., seinen Bildungsgang, seine politischen und kirchlich-religiösen Anschauungen eingestreut finden, zu einem, wie ich hoffe, wenigstens in den Grundzügen zutreffenden, Gesamtbilde der Persönlichkeit des Verfassers zu verarbeiten.

Für die Entscheidung der Frage nach der Heimat des Autors kommt in erster Linie eine Anzahl von Stellen des Werkes in Betracht, welche das Elsass in überschwänglicher Weise feiern und als den Ausgangs- und Mittelpunkt der deutschen, ja der gesamten Weltgeschichte hinstellen. „Under allen climata ist kein so fruchtbares mit stetten und lutten, den daz achte, daz ist das schonest Elsas, als vil, alles des genûg, daz der mensch leben sol[1]); der boden ist gulden: wo man daz ertricht weschet in dem Rin, do find man daz best gold, die berg um daz Elsas sind vol silbers und edels gestein, vil stett und schlos, wol mit stritbaren lutten besetzt, schone frucht, gûtt win und korn, fleisch und fisch“ (f. 40bB). An einer Reihe von anderen Stellen erscheint das Elsass als das Herz Europa's, als Rosengarten und irdisches Paradies, ja als Wohnung der Engel (Penaten), die hier in früheren Jahren von den Bergen in die Ebene niederstiegen und mit den Bewohnern Verkehr

---

[1]) Der Name „Alsatia“ wird hier und an anderen Stellen abgeleitet von „all“ und „satis“!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pflegten, wovon noch der Vater des Verfassers zu erzählen wusste[1]). Nach dem Elsass ist einst Japhet mit seinen Söhnen gewandert, und hat an der Stelle des späteren Basel die Stadt Augst erbaut; als König im Elsass ist er gestorben und zu Istein im Breisgau beigesetzt worden[2]). Wiederholt ist nach ihm das Elsass der Mittelpunkt von weltbeherrschenden Reichen geworden, so unter Alexander dem Grossen, der dem — pfälzischen Westrich entstammte, und unter Karl dem Grossen, als dessen Geburtsort der Verf. Ingelheim „im Unterelsass" nennt[3]). Aus dem Elsass wird auch der als Reformator von Staat und Kirche dereinst auftretende Kaiser Friedrich hervorgehen[4]). Der Particularismus des Verf. ist derart ausgeprägt, dass nichtelsässischer Landschaften und Städte, mit wenigen Ausnahmen, in der weitschichtigen Geschichtsdarstellung des Verf. überhaupt keine Erwähnung geschieht, und dass die Bezeichnungen „Deutsche" und „Elsässer" als völlig gleichbedeutend gebraucht werden.

Aus den angezogenen Stellen geht nun allerdings schon hervor, dass der Verf. für das Elsass ganz ausserordentlich weit gesteckte Grenzen in Anspruch nimmt, wie sie, soweit ich sehe, nur bei ihm begegnen. Nicht nur wird fortgesetzt das ganze Gebiet „zwischen Bingen und Basel" als elsässisch bezeichnet, sondern auch die rechtsrheinischen Landschaften zwischen Rhein, Schwarzwald und Main werden diesem Gross-Elsass zugerechnet. Nur so ist es zu verstehen, wenn der Zukunftskaiser Friedrich bald als Elsässer bald als König des Schwarzwalds genannt wird und für die Elsässer als künftig weltbeherrschendes Volk zuweilen auch die „Schwarzwälder" eintreten[5]).

Enge Verbindungen des Verf. mit Basel verrät seine bis ins Einzelne ausgeführte Schilderung der angeblichen Herrschaft Japhets und seiner Nachkommen über jene Stadt, ferner die Parteinahme des Verf. für Basel anlässlich der während des Schweizerkriegs von 1499

---

[1]) f. 32bD; 38bB; 88bC; 128aA; 187aB; 71aB; 76aA; 72bB; 189aA.

[2]) f. 40bB; 32b; 112bD.

[3]) f. 55bB; 100bC.

[4]) f. 107bC.

[5]) f. 51aA: „. . so het der garten oder daz hertz Europe so vil volkes zwischen Bingen und Basel mit ierem zun der beder birgen und teler, der bergen: als der Schwartzwald oder Ottenwald (ist ein wald) und daz Lutterengist (sic!) mitsampt dem Westerrich, in dem Elsas als ligende;" f. 185bD; 195bA. Angeblich unter Herzog Adalbert von Elsass (vgl. Chroniken der deutschen Städte. Strassburg II, 636) wardt daz kunigrich Elsas geteilt in vil namen, als Sungow, Brisgow, Ordenow, Wesgow" etc. (f. 102aB).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seitens Basels beobachteten Neutralität[1]). Über die Ereignisse dieses Krieges zeigt er sich sehr gut informiert[2]), wie er auch das Land der Eidgenossen, denen gegenüber er mit seinen Sympathien nicht zurückhält, aus eigener Anschauung kennt[3]). Doch ist er weder Baseler noch Schweizer, sondern allem Anschein nach österreichischer Unterthan gewesen[4]). Während Strassburg in des Verf. Darstellung mehrfach hervortritt[5]) und seine später zu besprechenden Unterhandlungen mit dem Landvogt zu Ensisheim sowie die Erwähnung des um 1490 aufgekommenen Wallfahrtsorts „Drei Ähren" (westl. von Colmar)[6]) auf Beziehungen zum Oberelsass hinweisen, legt die Bezugnahme des Verf.

---

[1]) f. 32b; 38b; 57aD; 33bB; 40bC; 71aC; 128aB: „die von Basel, die liegen zwischen den zweitrechtigen herrn und hielten sich noch dem hochsten vermugen unpartilich; aber ein iedlicher meint, im geschech daz kleiner. zum letsten wolt man si schmehen und unerlich heissen, daz den eren nit zu liden geburt zu vertragen, und werden genottrankt schirm [zu suchen?] oder ein gütten nochburn ze machen." Wie früher bemerkt, hat sich die Handschrift des Werkes einst im Besitz eines Baselers, des Daniel Schwegler, befunden.

[2]) f. 78bD; 70aC; 106a.

[3]) f. 128aD wird den Elsässern der Rat gegeben, sich auf die Seite der Schweizer zu schlagen. Auch bei der Schilderung der früheren Kämpfe Österreichs mit den Schweizern steht der Verf. auf Seite der Letztern und erzählt bei der Gelegenheit die schweizerische Legende von Wilhelm Tell (f. 105a f.). Von dem Schlosse Greifensee (nordöstl. v. Zürich) berichtet er: „Ich hab gesehen bi Zurich ein schloss, heist Griffensee, do het man denen trostung geben und ir lib und leben gesichert, und daz wart nit gehalten. noch hutbitag in den fussstapfen, do si enthoupt wurden, wechst kein gras." (f. 64aA.)

[4]) f. 70a bemerkt er von dem Siege Achabs über die Israeliten: „verglich ich unserem volk; wir wolten die Schwitzer schlahend und furlurend stett, land und lut, festen und schloss" etc. (mit Bezug auf den Schweizerkrieg Maximilians I. von 1499). Auf f. 75aC bemerkt er von den Schweizern, dass sie zur Zeit des Konstanzer Concils „ir land gemert, unsers lands ein zerstorung."

[5]) f. 102aB; 104aA; 98aD.

[6]) f. 65aB: „min ler ist: kert ab von der abgotteri, nit louf den hultzen gottern noch, als zů der eich, zů der drien aeheren" (f. 65aB). Nach A. Stöbers „Neuer Alsatia" (1885) S. 94 begannen die Wallfahrten nach den Drei-Aehren und zu der dortigen heiligen Eiche nach 1491. — Auch die wiederholte rühmende Hervorhebung der Kriegsthaten des aus Pfirt im Ober-Elsass stammenden österreichischen Feldhauptmanns Friedrich Kappler (f. 53bA; 74bA; vgl. über ihn A. Jaeger, Gesch. der landständ. Verfassung Tirols II,2, 323 f.; Ulmann, Kais. Maximilian I S. 169) möchte auf ein persönliches Verhältnis des Verf. zu Jenem hinweisen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf eine Reihe von Rechtsverletzungen im Breisgau und im südlichen Schwarzwald sowie seine wiederholte Drohung mit einem Schwarzwälder Bauernkrieg[1]) die Vermutung nahe, dass der Verf., wenn auch vielleicht nur zeitweilig, sich im Breisgau aufgehalten hat.

Auch durch den Sprachgebrauch des Werkes wird dessen bestimmtere Lokalisierung nicht ermöglicht, da die verschiedenen Abschreiber die Sprache des Originals im Einzelnen nichts weniger als getreu wiedergegeben haben. Doch ist der Verfasser ohne Frage Alemanne gewesen, und der in der Abschrift vorliegende, mancherlei Anklänge an die gemeindeutsche Litteratursprache enthaltende Dialekt lässt die Wahl, an den Breisgau oder an das Oberelsass als Ort der Entstehung des Werkes zu denken[2]). Indem ich in dieser Beziehung mit einem „Non liquet" abschliesse, will ich nur die Möglichkeit andeuten, dass in dem „Astronomus von Säckingen," dessen Prophezeiungen von den künftigen Siegen der Schweizer wir in der Einleitung der Schrift kennen lernen[3]), der Verfasser sich selbst citiert hat.

Auch über die Lebensschicksale und die Berufsstellung des Verfassers lässt sich an der Hand seines Werkes nur Weniges mit Sicherheit ermitteln. Um 1438 geboren hat unser Verfasser 1456 als 18jähriger Student den auf Veranlassung des Papstes Calixtus III. unternommenen Kreuzzug gegen die Türken in dem von dem Minoriten Giovanni Capistrano gesammelten Kreuzfahrerheere mitgemacht. „Ich

---

[1]) f. 50aD: „ist es nit erbermlich zů scriben, daz man den armen man in sim hufs soll fohen, sunder sach turnen und schetzen, so in vil orten umb den Schwartzen wald ist geschehen, als noch die von Brunligen (a. d. Brege, südl. von Villingen) clagen, desglichen Muntzingen (Munzingen bei Freiburg) und andri, als Triberger, al clagende, wie die von Nuwenburg (Neuenburg am Rhein), die ein landvogt nam, den burgermeister mit den retten, und fürt sy gen Ensheim, desglichen fier zu Brisach, und alle, so si clagen und wie si sagen, rechtloss sind verliben. — Über den vom Verf. in Aussicht gestellten Aufstand des „gemeinen Manns im Schwarzwald" wird später zu handeln sein (vgl. z. B. f. 166aA).

[2]) Eine genauere Untersuchung der Sprache unseres Werkes muss ich dem Fachmann, für den die Schrift nicht ohne Interesse sein dürfte, überlassen. Über die Stellung des Alemannischen als Litteraturdialekt am Ausgang des 15. Jahrhunderts und sein Verhältnis zur Gemeinsprache in den oberrheinischen Landschaften vgl. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen (1888) S. 181 f.

[3]) f. 13aC: „Daniel het gesechen ein bern drig kung verschlucken, daz exsponiert ein astronomus zů Seckingen: die Schwitzer werden dri küng under sich bringen" etc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war 18 jar alt," so erzählt er beiläufig, um ein Beispiel eines gegen überlegene Gegner errungenen Sieges zu geben, „und nam das cruz an mich von Johanne Cappastrone, do sach ich ein zeichen von got an dem himel, ein gelb cruz ob uns schweben, do warend die cruzbruder in die flucht geschlagen; do kam unser studentenhouptman und wir mit im und machten ein ordnung und schlůgen mit 10 000 600 000[1]) Turken tods" (f. 55 a B)[2]).

Aus dem türkischen Feldzuge zurückgekehrt, scheint der Verfasser, vielleicht als Student an der Universität Bologna, Venedig und Rom besucht zu haben, letztere Stadt gerade zu jenem Zeitpunkt, als Papst Pius II. über den gewaltthätigen Dynasten von Rimini, Sigismund Malatesta, feierlich den Bannfluch aussprach (December 1460)[3]): „Ich han gesehen, wie der pabst Pius den herzogen von Rümela mit gloken verlut, den mit brunnenden kerzen ablôst und verschofs und dargegen wie herzog Sigmunt von Rümela den babst vermalediet und ein figur in sinen namen macht mit 12 cardinalen und si verbrannt, und wart dornach der furbestimpt herzog ein prefect zů Rom. darumb ist uns Tutschen sorglich, in der Walen sachen uns zů vermischen" (f. 133 b D). Auf seine persönlichen, damals in Italien gemachten Erfahrungen ist wohl der leidenschaftliche Hass gegen alles Romanische, besonders aber gegen die römische Kurie und gegen die Venetianer, zurückzuführen. Venedig, über dessen örtliche Verhältnisse er sich gut unterrichtet zeigt, dem Reiche zu unterwerfen, ist einer seiner Lieblingsgedanken, und er lässt es auch nicht an dahin gehenden praktischen Vorschlägen fehlen: „Het herzog Sigmund" so äussert er sich über den venetianischen Feldzug dieses Fürsten vom Jahr 1487, „mit den Sungoweren und Brisgoweren furtruckt, als her Friderich Cappler begert, so was Venedig gewonnen, wan si hant sich in der stat Venedig in die flucht bereit[4]).

---

[1]) Hs.: sechshundert und hunderttusend.

[2]) Vgl. Pastor, Gesch. der Päpste seit dem Ausg. des Mittelalters I, 548 ff. Die Stelle bezieht sich wohl nicht auf den Sieg des Kreuzheeres bei Belgrad am 14. Juli 1456, sondern auf die zweite Schlacht am 21. Juli; von der angeblichen Wunder-Erscheinung berichtet, soweit ich sehe, nur unsere Quelle.

[3]) Vgl. Pastor II, 81 ff., 88 ff. und die dort citierten Quellen. Die detaillierte Ausführung des Berichtes macht es höchst wahrscheinlich, dass der Ausdruck „ich han gesehen" an dieser Stelle streng wörtlich aufzufassen ist. In Bologna scheint man 1461 sich auf Malatesta's Seite gehalten zu haben (Pastor S. 82 Anmerk. 4).

[4]) Vgl. A. Jaeger, Der Übergang Tirols . . an K. Maximilian, im Archiv f. österr. Gesch. Bd. 51 (1873) S. 330 ff. und die dort citierte Darstellung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich sag, daz man alzit Venedig in dri monaten mag gewinnen, wann si hand weder wasser noch win, weder holz noch brot (aber si hant die unwissenheit der Tutschen vernommen und wissend sich zu verwaren), ouch wan man zu Meisters[1]) lit und schusset den ôlflammen in die stat Venedig, also daz der ôlflam bereit werd gemacht, daz in kein wasser lôschen mag" etc. (f. 74bA. Ganz ähnlich fol. 125bD).

Als weitgereisten Mann führt sich der Verf. ferner ein, wenn er Kaiser Friedrich III. in einer Denkschrift den Vorschlag unterbreitet, „eins strofs durch sins vatterland biz an daz schwarz mere" herzustellen, „das wir mit unsern wegen weren gefaren biz gon Alkyr, ouch wie kein statt in Assia oder Affrica wer, in dri tagen welt ich si nottigen, daz si tribut mûsten eim romscher keiser gen" (f. 126aB); und auch bei seinen Belehrungen über Umfang und Grenzen von Europa hebt der Verf. seine persönlichen „Erkundung" hervor (f. 31aB)[2]).

Dass der Verf. an der Universität juristische Studien betrieben hatte, lässt seine eingehende Bekanntschaft mit den Quellen des römischen und kanonischen Rechtes, in deren Citierung er sich kaum genug thun kann, mit Sicherheit vermuten. Auch steht unter den Reformplänen unserer Schrift die Neuordnung des Gerichts- und Prozesswesens, über dessen Mängel der Verf. offenbar als Fachmann aburteilt, in erster Reihe. Seiner Begabung für den juristischen Beruf stellt allerdings die bodenlose Leichtfertigkeit, mit der er mit den römischen Rechtsquellen umspringt und aus ihnen Argumente für seine radikalen Pläne entnimmt, ein höchst ungünstiges Zeugnis aus. Halten wir mit jener wohl auch für die Zeit des Verfassers unerhört leichtsinnigen Art der Quellenbenutzung den Umstand zusammen, dass die Schrift trotz ihrer zahllosen Berufungen auf das Corpus juris civilis doch bei jeder Gelegenheit gegen das römische Recht als eine unheilvolle Erfindung donnert und gegen den Stand der Rechtsgelehrten, namentlich der Advokaten, heftig loszieht, so werden wir unsern Verf. wohl kaum unter den praktischen Juristen suchen wollen.

---

des österreichisch-venetianischen Krieges von 1487 von G. Primisser (im Sammler f. Gesch. u. Statistik von Tirol II, 97—280), ferner die neueste Darstellung von Ferd. Wotschitzky (Beiträge zur Kunde des Krieges Erzh. Siegm. mit Venedig, 1487, Programm des Obergymnas. in Bielitz 1890).

[1]) Mestre, westl. v. Venedig.

[2]) Auf des Verf. Aufenthalt in Griechenland (Patrae?) könnte man versucht sein, seine Angabe zu beziehen, er habe die Stadt gesehen, wo eine Frau einen Jüngling in einen Esel verzaubert habe (f. 55bC); über des Verf. mutmasslichen Besuch des Monte Gargano (Provinz Foggia) vergl. unten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neben jenen juristischen Citaten ist die Schrift mit massenhaften Anführungen von Stellen der Bibel, der Kirchenväter, der römischen Klassiker und der gelehrten Litteratur des Mittelalters ausgestattet, welche des Verfassers litterarische Interessen als sehr vielseitige erscheinen lassen. Namentlich den historischen Abschnitten des Werkes liegt offenbar die Benutzung einer erstaunlichen Menge von Quellen der verschiedensten Art und des verschiedensten Wertes zugrunde. Trotzdem freilich der Verfasser seine Gewährsmänner sehr fleissig anführt, so sehen wir uns doch allzuoft ausser Stande, seine Quellen nachzuweisen; abgesehen von der grossenteils recht oberflächlichen und unverdauten Benutzung der für die einzelnen Abschnitte des Werkes verwendeten Vorlagen, denen er mancherlei andichtet, was ihnen ganz fremd ist, hat dies seinen Grund darin, dass neben den schriftstellerischen Quellen auch die Legende und die mündlich fortgepflanzte Sage in weitestem Umfang durch den Verfasser herangezogen wurde, ohne dass er dabei den Versuch einer Scheidung zwischen Dichtung und Wahrheit gemacht hätte. Im Gegenteil wird es durch den Umstand, dass für jene mythischen Abschnitte der Handschrift nur allzu selten Parallelen in der deutschen Sagen-Litteratur sich finden, in hohem Masse wahrscheinlich gemacht, dass jene Fabeleien wenigstens zum Teil ihren Ursprung in der ungewöhnlich lebhaften und geschäftigen Phantasie des Verfassers haben. Manche Irrtümer sind wohl auch daraus zu erklären, dass der Verf. der lateinischen Sprache doch nur in beschränktem Grade mächtig gewesen ist und seine lateinischen Quellen da und dort missverstanden hat.

Zur Charakterisierung der Persönlichkeit des Verfassers mag ferner schon jetzt seiner leidenschaftlichen Angriffe gegen den zeitgenössischen Klerus, seiner Bekämpfung des Cölibats und seiner Verherrlichung des ehelichen Standes gedacht werden, durch welche die Annahme, der Verf. sei Geistlicher gewesen, ausgeschlossen wird; ferner seines eifrigen Eintretens für die Interessen des „gemeinen Manns," welches auf enge Beziehungen zu den breiten Schichten des Volkes hinweist.

„Die lugen," so eifert der Verf., „kan on sund nit geschehen; als die poeten mit ieren fablen und schon ret verblinden si den fursten; si wissen der rechten nit und liegen mit gewalt: wer weger, man seit purisch die worheit, dann mit stolzen hoffertigen worten die lugen" (f. 179aA). Trotz dieser Sentenz und trotzdem unsere Reformschrift offenbar aus einer genauen Bekanntschaft mit dem Bauernvolk heraus und für das Volk geschrieben ist, wird man ihre Sprache doch gewiss nicht eine „bäuerische" oder auch nur eine für weitere Kreise jenes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeitalters verständliche und anziehende nennen dürfen. Dass es dem Verf. um eine populäre Darstellung zu thun war, geht allerdings auch aus der Menge der eingestreuten sprichwörtlichen und volkstümlichen Redewendungen, die auch ab und zu in gereimter Form gegeben werden[1]), deutlich hervor. Ungleich massenhafter treten aber anderseits die gelehrten oder wenigstens gelehrt thuenden, zum guten Teile in lateinischer Sprache angeführten, Citate des Verfassers auf, die auf den „gemeinen Mann", der etwa die Reformschrift kennen lernen wollte, schwerlich einen erfreulichen Eindruck machen mochten. Ernstliche Schwierigkeiten bereiten der Lekture des Werkes, abgesehen von seiner Unübersichtlichkeit und den unablässig sich wiederholenden Gedankensprüngen des Autors, die ungelenke und holperige Ausdrucksweise, zumal der höchst mangelhafte Satzbau, der verrät, dass des Verfassers Auslassungen in leidenschaftlicher Erregung auf das Papier geworfen sind.

Für das Verständnis der Reformpläne des Verfassers und der weitgehenden Erwartungen, die er an deren Durchführung knüpfte, ist es notwendig, schon an dieser Stelle seine astrologischen und apokalyptischen Spekulationen wenigstens in aller Kürze zu berühren. Prophezeiungen auf Grund der verschiedenen „Conjunctionen" der Gestirne durchziehen das ganze Werk, und trotzdem der von dem Verf. anberaumte Termin für die letzte, entscheidende „Veränderung" von Staat, Gesellschaft und Kirche immer wieder hinausgeschoben werden musste, so ist doch hierdurch seine Zuversicht auf die endgültige Bewahrheitung seiner Prognostiken offenbar nicht ins Wanken geraten. Gleich tief wie die Überzeugung von dem magischen Einfluss der Gestirne wurzelt in dem Verf. der Glaube an die Prophezeiungen der

---

[1]) Auf die von dem Verf. verwendeten Sprichwörter muss ich mir versagen, hier näher einzugehen; vielleicht findet sich dazu an anderer Stelle Gelegenheit. Als Probe der Reimsprüche des Verfassers gebe ich die folgende, an die Prophezeiung eines über den Papst und die weltliche Obrigkeit kommenden Strafgerichtes anknüpfende Stelle: „Aber die zitt ist hie, daz daz rech[t] ist arm geworden. der pur wirt schlahen den carnoffel, der lang der pabst im cartenspill ist gesin, der sibende keiser wirt den kunig stechen, der daz gluk hat, der mag die brutt ziehen. der suw vergess ich nit, / wan ich fier hab, so zuch ich, waz do lit. / ubersich ich aber die schanz, / so hilft mich nut der sequentz. / dem ich's nit gun, dem müss ich's weren, / anders ich kem in hend eins anderen herren." (f. 135bA). Über das im 15. und 16. Jahrhundert sehr beliebte Kartenspiel „Karnöffel", das in der Litteratur häufig für politisch-kirchliche Satire zur Verwendung kam, vgl. Grimm's Wörterbuch V, 220. Vielleicht ist die Stelle einem volkstümlichen Reimspruch entlehnt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

biblischen Bücher und an die weissagenden Stimmen des Mittelalters. Er wird nicht müde, an ihrer Deutung immer von neuem sich wieder zu versuchen, und stets ist es die nächste Zukunft, welche diese Weissagungen in Erfüllung bringen soll. Sicherlich hat er selbst sich als berufenen Propheten gefühlt. Und auch die ausserordentliche Zähigkeit, mit welcher der Verfasser an seinen abenteuerlichen Projekten, allen sich ihm entgegenstellenden Hindernissen zum Trotze, festhielt, erklärt sich wohl am besten mit der Annahme, dass er an seine göttliche Mission und an seinen Verkehr mit dem Erzengel Michael, dem Patron des in Aussicht genommenen Reformwerks, fest geglaubt hat, dass er also trotz einer bedenklichen Hinneigung zur Charlatanerie und trotz so mancher dreisten Flunkereien, welche seine Schrift enthält, in der Hauptsache doch ein überzeugter Schwärmer, kein Betrüger gewesen ist[1]).

Die Anfänge der publicistischen Thätigkeit des Verf. fallen in die Regierungszeit Kaiser Friedrichs III. Die bereits erwähnten Vorschläge, die er diesem Fürsten bezüglich der Herstellung einer Handelsstrasse zum schwarzen Meere machte[2]), haben wohl nur einen Teil eines umfangreicheren dem Kaiser überreichten Programms gebildet, auf das der Verf. an zwei Stellen unserer Schrift zu sprechen kommt. „Ich gab erest keiser Fridenrichen loblich gedechtnus ein weg," heisst es an der ersten Stelle (f. 114aC), „der ein keiser det durch alle land prissen, daz er solt ein pfunt goldes in hundert stuk teilen und uff iedlich stuk sin gestalt lossen schlahen, und die stuk wir genant regales und halbe regales genant gulden, und do bi verlierens libs und gûtz nieman die munz schwechen oder beschneiden oder felschen" etc.; auf die Einzelheiten der hier vom Verf. vorgeschlagenen Münzverbesserung werden wir später näher eingehen. An der zweiten Stelle bezieht sich der Verf. darauf, dass er „andrimol keiser Fridenrichen geoffnet, wie unser gloub wer[d] durch daz verhengen von den ungloubigen gestraff und daz all land vom glouben kummen, sunder die hochtutschen nation,"

[1]) Um den Verf. nicht ungerecht zu beurteilen, muss man im Auge behalten, dass die Zeit, in der er lebte, sich durch eine fast krankhaft zu nennende Vorliebe für das Phantastische und Abenteuerliche auszeichnete: man denke nur an Maximilian I. und die Gewandtheit des „letzten Ritters", die Stimmung des Volkes durch seine hochtönenden Manifeste aufzuregen und dessen Wunderglauben für seine politischen Zwecke auszunutzen! Und dabei ist Maximilian offenbar doch auch selbst wieder im Banne des Aber- und Wunderglaubens und der astrologischen Wahnideen seines Zeitalters gestanden!

[2]) Vgl. oben S. 94.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wobei mit den apokalyptischen Figuren des Drachen und des Leoparden argumentiert wird (f. 183aD)[1]).

Zwischen 1478—1480 hat sich ferner der Verf. in den Kölnischen Stiftskrieg eingemischt und bei Kurfürst Philipp von der Pfalz über die Gefangennahme von dessen Oheim, des Erzbischofs Ruprecht von Köln, durch Landgraf Heinrich III. von Hessen Klage geführt. „Ich můss růwen mit der federn, die gleichnus unser fursten darzutun. vil hant ir brůder und nechstgeboren frunt fahen und in turnen lossen umbringen. als ich andrimol herzog Philipsen pfalzgraffen bi Rin screib, do sin vatterbrůder gefangen lag, ein erzbiscoffe in dem Hesserland; den Hessen gab er land und lut, darnach sin dochter, do růfft daz blůt bischoff Růprechten gegen gott, daz die hagenbom fur geben und mer dan 200 dorfer verbranten“ (f. 63bB). Offenbar schiesst der Verf. hier weit über das Ziel hinaus, wenn er den dem hessischen Landgrafen verschwägerten Pfälzer für den Tod des in der Gefangenschaft gestorbenen Erzbischofs verantwortlich macht und ihn dem Brudermörder Abimelech an die Seite stellt[2]).

Erneuten Anlass zu publicistischem Hervortreten erhielt unser Verf. durch die unerhörte Demütigung, welche König Carl VIII. von Frankreich im Jahre 1491 durch die Auflösung seiner Verlobung mit Maximilians I. Tochter Margaretha und seine Vermählung mit der Braut Maximilians, der Erbin Anna von Bretagne, dem Oberhaupte des deutschen Reiches zugefügt hatte. Wie die öffentliche Meinung in Deutschland das Vorgehen des französischen Königs als einen dem deutschen Reiche selbst angethanen Schimpf empfand und wie namentlich des Verf.'s Landsmann, Jacob Wimpfeling von Schlettstadt, seine anklagende Stimme gegen die französische Perfidie erhob[3]), so suchte auch unser Verf. durch Abfassung einer besonderen Schrift auf die Bestrafung jenes Frevels hinzuwirken. Wie Frankreich einst durch eine Jungfrau, Jeanne

---

[1]) Über die angebliche Entstehung unserer Reformschrift im Jahre 1490 vgl. unten.

[2]) Über den Kölner Stiftskrieg vgl. Rommel, Gesch. von Hessen, T. III Abt. 1 S. 48 ff. Die obige Stelle passt übrigens nicht für die Zeit 1478—1480, sondern erst für die Zeit nach 1492, dem Jahre der Verlobung der Tochter Philipps von der Pfalz mit Heinrichs III. Sohn, Landgraf Wilhelm III (Rommel a. a. O. S. 140). Bei dem Hinweis auf die Verwüstung der Pfalz ist jedenfalls an die Ereignisse des Landshuter Erbfolgekriegs, die ja für die Kurpfalz sehr verhängnisvolle waren, gedacht.

[3]) Vgl. Ulmann, K. Maximilian I. Bd. I, 136 ff., 180 ff.; Ch. Schmidt, Histoire littér. de l'Alsace I, 17 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

d'Arc, gerettet worden, so stehe dem Lande jetzt, so lautete seine Prophezeiung, um der deutschen Jungfrau willen der Untergang bevor. Wenn wir seiner Versicherung glauben dürfen, so war die öffentliche Meinung im ganzen Elsass für seine Rachepläne gewonnen, an deren Durchführung freilich angesichts der völligen Teilnahmlosigkeit der fürstlichen Kreise Deutschlands nicht zu denken war[1]).

Die Thronbesteigung Maximilians I. hat der Verf. übrigens offenbar mit den gleichen überschwänglichen Hoffnungen begrüsst, wie sie weite Kreise des Volkes damals noch dem jungen Herrscher entgegenbrachten. Die entscheidenden Schritte, welche unter der Führung des Vorkämpfers der Reichsreform, Erzbischof Bertholds von Mainz, in der Richtung auf die Herstellung des allgemeinen Landfriedens und die Neuordnung von Recht, Gericht, Steuer und Münze auf den Reichstagen der Jahre 1491—1498 gethan wurden, haben ohne Zweifel dem Verf. wie so vielen seiner Zeitgenossen die Durchführung noch weit tiefgreifenderer politischer und kirchlicher Reformen als nahe bevorstehend erscheinen und ihn darüber hinwegsehen lassen, dass gerade der ausschlaggebenden Person, Maximilian selbst, jedes Verständnis für die Notwendigkeit solcher Massregeln abging. Auf dem grossen Wormser Reform-Reichstag des Jahres 1495, dessen Frucht die Aufrichtung des ewigen Landfriedens und des königlichen Kammergerichtes war, fand sich der Verf. zur Vertretung seiner reformatorischen Pläne persönlich ein. „Ich hab in andren minen gescriften, so ich zů Wurms ein bischoffe von Menz uberliffert, do die fursten bi ein woren und den gemein frid durch daz rich zů halten uffsazten und glopten zů halten, do seit ich, waz dorin irren wurd: es wer kein stroff, die wůcherer, ebrecher, totschleher besessen daz recht, die man billicher solt stroffen, den den cleinen armen dieb. und diewill der viscal nit mit sinen profofsen die prossen[2]) niderschlůg,

---

[1]) „Kung Karlins nam die dochter von Britanien, so wermahelt was eim Romischen kunig und schickt in sin tochter, so im eelichen wermahelt was, frow Margarethen wider, das noch nit gestroffet ist. do gab ich ein ler, wie man das stroffen solt, und alle welt was willig in dem Elsas, das ubel zů stroffen. und saget: wie etwan Frankrich ist gwunnen worden von einer jungfrowen . . . also wirt abermols geschehen; wan der kunig von Frankrich wenet, er sig entrunnen, so wirt er erst von den Tudeschen uberwunden. ursach: alt schult rost nit; lang gebeit ist nit lidig geseit. ein wergangen exempel: ein jungfrẘ, gnant Businella, gwan Frankrich, also sol Frankrich umb eins frẘenbilde wider verloren werden, umb einer tochter willen ufs Tudesch lant." (f. 43bB.)

[2]) broz = Knospe, Sprosse (Lexer Mittelhochd. Handwörterb. I, 361).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so wůchsen us den anderen blůmen somen der bosheit, daz ist boser, und gab daz dar zů einer ler und seit, wo mir nit wurt gevolget, so wirt daz rich grossen schaden nemen" (f. 106bA). Und an anderer Stelle: „Darumb gab [ich] zu Wurms ein geschrift, wie man eebruch möcht li[cht]lich abstellen, und fing an den grossen sunderlich an, mit namen die uns daz solten verbieten, die weren die grosten ubertretter. und seit die worheit: nit lang vergangen wer, wo einer nit elich geboren was, man het in kein hantwerk lossen leren. nun so sint die pfaffen- und munch-kinder bischoff und kardinal" (f. 46aA). Vertrauensvoll genug, rechnete er darauf, vom Reichstage mit der Ausführung seines Reformprogramms persönlich betraut zu werden: „Desglichen han ich zů Wurms in der samlung aller fursten und des richs botten gebeten, mir zu gunnen die stummenden sund[1]) abzůstellen, so wil ich der k[aiserl.] m[ajestat] altag 1000 rinschi gulden in die kammer lifferen und wol daz mit gottlichen geschribnen rechten ton und beger nut weders, dan platz oder ein wonung, do ich die ubertretter mocht hinberůffen, darzů uberhand for gewalt" (f. 16bB)[2]). Mit König Maximilian, für den diese finanziellen Projekte angesichts seiner drückenden Geldverlegenheiten damals am meisten Interesse bieten mussten, ist der Verf. auffallenderweise in Worms nicht in persönlichen Verkehr, sondern durch Vermittlung des Erzbischofs Berthold von Mainz in Verbindung getreten. „[Ich] gab die meinung, wie es muglich wer, herr Berchtolden, einen erzbischoff, verzeichnet, der gab mir ein geschrift an den lantvogt, der lies mich zum fünften mol gon Einsen kumen [und] sunder etlich abscheid ston. doch zůlest lies ich ab mit mim nochreisen, wen ich sach, daz kein gewaltiger geneigt wer, den rechten weg [zu gon]" (f. 16bC).

Die erwähnten Conferenzen des Verf. mit dem österreichischen Landvogt zu Ensisheim müssen sich übrigens doch längere Zeit hindurch fortgezogen haben. Im Jahre 1498 wenigstens, als die Beratungen über die Reichsreform auf dem Reichstage zu Freiburg im Breisgau weitergeführt wurden, hatte er mit der Hoffnung, Einfluss auf den König und die Fürsten zu gewinnen, noch nicht abgeschlossen. Die im Abschied jenes Reichstages angeblich enthaltene Aufforderung an alle Reichsangehörigen, etwaige Reformvorschläge vor den auf den November 1498

---

[1]) Vgl. hierüber die erste Anmerkung zum vierten Capitel.

[2]) Seine Wormser Reformvorschläge erwähnt der Verf. ausserdem noch f. 56aB, f. 40bD und f. 119aB, ohne an diesen Stellen auf dieselben näher einzugehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anberaumten Wormser Reichstag zu bringen[1]), ist vielmehr für ihn der Anlass zur Abfassung einer neuen Reformschrift geworden, die er König Maximilian widmete und welche uns in der Colmarer Handschrift erhalten ist. Dem ganzen Werke ist hier die Bemerkung vorgesetzt: „In dem jor Christi XIIIIC und XC jar han ich dis buchli der 100 capiteln mit 40 statuten gemacht.“ Liegt hier nicht ein Abschreibefehler (etwa für 1499) vor, so würde diese Bemerkung die naheliegende Vermutung bestätigen, dass das in der Reformschrift entwickelte Programm bereits unter der Regierung Kaiser Friedrichs III. ausgearbeitet war. In der Gestalt allerdings, in welcher die Schrift uns in der Colmarer Handschrift vorliegt, lässt sie ihre allmähliche Entstehung im Verlaufe langer Jahre unter der Regierung Maximilians I. deutlich erkennen. Ursprünglich vielleicht auf noch geringeren Umfang angelegt, ist das Werk von dem Verf. anfänglich mit Capitel 68 des ersten Teiles abgeschlossen worden[2]). Die nachträglich angehängten 32 Capitel ermangeln jedes sie zusammenhaltenden einheitlichen Gedankengangs und sind offenbar unter dem Eindrucke heftiger augenblicklicher Erregung hingeworfen worden; das siebente Capitel, das eine summarische Übersicht über den Inhalt der einzelnen Capitel des Werkes bietet, ist wohl gleichfalls späterer Zusatz. Die Abfassung der vierzig Statuten ist von dem Verf. von vorneherein als Ergänzung des ersten Teiles beabsichtigt gewesen; in der uns vorliegenden Gestalt sind sie aber jedenfalls erst nach Abschluss des ersten Teils, einschliesslich des eben erwähnten Anhangs, entstanden[3]). Was die Abfassungszeit der einzelnen Abschnitte des ersten Teiles betrifft, so scheinen die Anfangscapitel noch unter dem Eindruck der durch den Freiburger Reichstag von 1498 in dem Verfasser wachgerufenen

---

[1]) Der Verf. sagt, es sei in Freiburg ausgerufen worden, „wer der wer, der da wist und machte kund, das nutz und gůt wer der kristenheid, zů enschütten wittwen und weisen, desgelichen der gemein nutz bi sim alten herkumen handhaben“ etc., der solle sich mit seinen Vorschlägen auf dem nach Worms berufenen Reichstag einfinden (f. 12aA). Die Angabe beruht wohl auf einer missverständlichen Auslegung des Freiburger Reichstagsabschieds, der auf die Tagesordnung des Wormser Tags Beratungen über „Sachen des gemeinen Pfennigs, Frids, Rechtshandhabung und anderes“ gestellt hatte (J. J. Müller, Reichstagstheatrum unter Maximil. I., Bd. II S. 682)

[2]) Die Überschrift des Capitels 68 lautet: „ein schlusret dis bůchlis,“ der Schluss: „so bringt man daz heilig rich wider bi ein und wirt Fridenrich ein herr uber die ganz welt. darzů helf uns got, und all, die daz begeren, sprechen von inikeit irs herzen: amen.“

[3]) Im 37. Statut (f. 195b) werden u. A. die Capitel 44, 70 und 74 des ersten Teils citiert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hoffnungen niedergeschrieben worden zu sein[1]); die Capitel 31 und 38 sind im Jahre 1504, das 61. und 62. Capitel zwischen 1506 und 1508 abgefasst; Capitel 77 und die folgenden Capitel sowie die erste deutsche Vorrede, welche den Abschluss der Ligue von Cambray voraussetzen, sind in oder nach dem Jahre 1509 entstanden. Das Ganze ist wenig später, höchstwahrscheinlich im Jahre 1510, abgeschlossen worden[2]).

Die Entfremdung, die im Laufe des ersten Decenniums des 16. Jahrhunderts zwischen dem Verf. und König Maximilian eingetreten war, — weder bei dem Aufenthalt des Königs in Oberelsass im Jahre 1498, noch im Jahre 1503, in dem Maximilian mehrere Wochen im Oberelsass und Breisgau verweilte[3]), hat offenbar eine Begegnung mit unserem Verf. stattgefunden, — spricht sich in den späteren Capiteln des Werkes in unverhüllter Weise aus. Damit scheint es übereinzustimmen, dass in dem nach Beendigung des ganzen Werkes geschriebenen lateinischen Vorworte die Widmung der Schrift an König Maximilian zurückgezogen und statt dessen eine Dedication an — die Jungfrau Maria an die Spitze des Werkes gestellt wird; doch ist, wie früher bemerkt, die Ächtheit jenes Vorworts etwas zweifelhaft. Jedenfalls verraten aber die zahlreichen bitteren Bemerkungen über die Verblendung und Unlenksamkeit der Regierenden, dass des Verf. Selbstgefühl durch die Zurückweisung seiner Reformpläne seitens des Kaisers tief gekränkt war. Seinem Unmut hat er in heftigen Angriffen gegen Maximilians äussere Politik sowie gegen des Königs Gleichgültigkeit gegenüber den kirchlich-politischen Schäden des Reiches Luft gemacht — in seinem Tadel manigfach übereinstimmend mit der merkwürdigen politischen Denkschrift vom Jahre

---

[1]) Man könnte vermuten, dass die oben angeführte, die Wormser Reformvorschläge des Verf. betreffende Stelle unserer Schrift sich auf den Wormser Reichstag von 1498/99, nicht auf den von 1495 beziehe. Dem steht aber entgegen, dass diese Wormser Versammlung nur ein Rumpfreichstag war und dass derselben Erzbischof Berthold, der damals schwer krank lag, ferne blieb (Ulmann, Kais. Maximilian I. Bd. I. S. 623 f.).

[2]) Auf einem der letzten Blätter (f. 189bD) spricht der Verf. die nur für die Zeit vor Abschluss der französisch-venetianischen Allianz von Blois (24. März 1513) zutreffende Befürchtung aus, dass „die Venediger an sich nemen den Turken und helfen im Rom innemen, uff daz si ein kunig von Franchrich besigen mügen.“ Da Papst Julius II. bereits 1510 seinen Frieden mit Venedig gemacht hat, wird die Stelle in das Jahr 1509 oder 1510 zu setzen sein.

[3]) Vgl. Albrecht, Deutsche Könige und Kaiser in Colmar, Progr. des Lyceums in Colmar 1883, S. 27 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1495, in der der sächsische Ritter Hans von Hermannsgrün[1]) Maximilians Reichspolitik so schonungslos verurteilte. Je weniger er nun von dem pflichtvergessenen Kaiser zu hoffen vermag, desto grössere Macht gewinnen die socialistisch-demokratischen Umsturzideen über den Verfasser. Freilich wird er auch so an dem Glauben an seine prophetische Mission nicht irre; seine religiöse Überreizung musste vielmehr durch das reissend schnelle Vordringen der Lustseuche, durch die seit dem Schlusse des 15. Jahrhunderts in rascher Folge sich einstellenden Missernten und Pestepidemieen und die hierdurch herbeigeführte krankhafte Erregung der Volksmassen, die sich namentlich in der Geistesepidemie der bekannten wunderbaren Kreuz-Erscheinungen der Jahre 1500—1503 äusserte, noch bedeutend gesteigert werden[2]). In welch schroffem Gegensatze zu unserem Verf., dem diese Wundererscheinungen als Zeichen göttlichen Zorns und dringende Mahnungen zur Reform und Busse gelten, steht aber die kühl berechnende Politik König Maximilians, der, statt an der Spitze der von dem Verf. geplanten Bruderschaft den Krieg gegen alle Sünder zu eröffnen, die Kreuzwunder für die Förderung seiner militärischen Organisationen durch Stiftung eines neuen Ritterbundes, der St. Georgs-Gesellschaft, ausnutzte und den Sturm der religiösen Volksbewegung als willkommene Gelegenheit zur Stärkung seiner Machtstellung und zur Gewinnbeteiligung an dem damals von der Curie vertriebenen Jubiläumsablasse betrachtete! Welch unversöhnlicher Gegensatz ferner zwischen dem Gedanken des Verf., dass der deutsche König mit einem Kreuzheere nach der Niederwerfung der romanischen Völker zur Eroberung des Erdkreises ausziehen und Kirche und Curie mit eiserner Rute züchtigen und reformieren solle, welcher Gegensatz zwischen diesem Gedanken und der Politik Maximilians, der wohl auch

[1]) Vgl. die Mitteilungen von H. Ulmann in den Forschungen zur deutschen Geschichte XX, 67 ff.

[2]) „Wir hand uns nit gebessert, do die blottern komen, vill minri (?), do die cruz fielen uff die menschen und si verbrannten. nun so werden wir sehen, daz die boum blut schwitzen und ir eigene frucht vermechten und all kruter ir tragen“ (f. 100bA). „Darzů warden vil an dem heimlichen end gestraff mit den franzozen umb der unluterkeit willen, und [ich] seit, wo wir den ebruch nit stroffen und die kinder von den verflůchten somen . . hintůn und ir vetter verwissen in das ellend, so hord die stroff der franzosen nit off.“ (f. 64bD.) Auch dass „in vergangenen Jahren“ die Häuser mit Blut besprengt wurden und an Thüren und Fässern seltsame Zeichen, die sich nicht abwaschen liessen, bemerkt wurden, betrachtet der Verf. als Vorzeichen des Erscheinens des Kaisers Friedrich (f. 99bB). Vgl. Gothein, Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation S. 76 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Idee der Begründung einer Universalmonarchie in manchem Momente bei sich erwogen haben mag, der aber zur Erreichung minimaler Ziele die unnatürlichsten Allianzen nicht verschmähte und zu des Verf. Entsetzen 1508 mit den ärgsten Feinden des Reichs, dem französischen König und dem Papste, zu der Ligue von Cambray sich verband! Kein Wunder, dass die Drohungen mit göttlichen Strafgerichten, die uns fast auf jeder Seite unserer Schrift begegnen, jetzt mehr und mehr sich gegen die Person des Kaisers richten, dessen Absetzung nun in bestimmte Aussicht genommen wird: „Man wird dem Kaiser ein Bauernhütlein aufsetzen und ihn in das Elend schicken!“ (f. 174a.)

Seit dem Jahre 1493 sind bekanntlich vom Oberrheine aus wiederholte Versuche demokratisch-communistischer Schilderhebungen gemacht worden, deren bedeutendster, der Bundschuh von Lehen im Breisgau vom Jahre 1513, dessen Programm überraschende Übereinstimmungen mit den Reformplänen unserer Schrift aufweist, auch zahlreichen Anhang im Elsass gefunden hatte[1]). Ob sich wohl unser Verfasser unter den Verschworenen befand? Auch auf die Frage, ob die Projekte unserer Schrift auf jene radikalen oberrheinischen Kreise bestimmenden Einfluss ausgeübt haben, bleiben wir ohne Antwort. Wahrscheinlich ist allerdings eine solche Annahme gerade nicht. Dagegen spricht vor allem die ausserordentliche Unklarheit und Verworrenheit des uns erhaltenen Werkes, die sich befriedigend nur daraus erklären lässt, dass zur Zeit der Abfassung der Schrift bei dem Autor infolge vorgerückten Lebensalters bereits ein Nachlass der geistigen Kraft eingetreten war. Eine Reformschrift von dieser abenteuerlichen Breite, die in jedem Capitel auf die verschiedenartigsten Gegenstände zu sprechen kommt, Mythen, Zeitgeschichte, moralistische Betrachtungen, Prophezeiungen und Visionen, politische und religiöse Beschwerden und Besserungsvorschläge in geradezu unglaublichem Wirrwar durcheinandermengt, konnte schwerlich darauf rechnen, den Anschauungen und Zielen des Verfassers einen grösseren Kreis von Gläubigen zu gewinnen. Dazu kommt, dass uns für die Feststellung der Persönlichkeit des Verf., trotz seiner eingestreuten autobiographischen Notizen, alle Anhaltspunkte fehlen, dass von seinen verschiedenen Schriften offenbar Nichts zum Drucke kam und dass die einzige Colmarer Handschrift die Erinnerung an die merkwürdigen Reformpläne bewahrt hat. Mag daher der Verf. allerdings durch seine maſslosen Angriffe auf die bestehenden Einrichtungen und durch seine

[1]) Vgl. Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. II S. 640 ff. H. Schreiber, Der Bundschuh zu Lehen (1824).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

radikalen Forderungen das Seinige zur Schürung der Unzufriedenheit und zur Erhitzung der Gemüter in den ihm nahestehenden Kreisen beigetragen haben, so dürfen wir doch mit ziemlicher Sicherheit vermuten, dass dem Verf. die von ihm erstrebte Führerrolle in den politisch-socialen Kämpfen jener Tage versagt geblieben, dass seine Stimme von der grossen Mehrzahl der Zeitgenossen unverstanden oder ungehört verhallt ist.

Für die Kenntnis der politisch-religiösen Oppositionsbewegungen am Vorabend der deutschen Reformation bietet das so lange verschollen gebliebene Werk gleichwohl Interesse im reichsten Masse. Sehen wir von einer Gruppe mystisch-visionärer Gedanken und Erwartungen sowie von verschiedenen schrullenhaften Projekten der Reformschrift ab, welche auf die excentrische Eigenart des Verf. zurückzuführen sind, so bleibt doch noch eine Menge von engen Übereinstimmungen zwischen den Anschauungen unserer Schrift und jenem revolutionären Programm bestehen, dessen Forderungen bereits im 14. Jahrhundert laut werden, für das alsdann das 15. Jahrhundert eine festgefügte Überlieferung schuf, und an dessen Verwirklichung die bäuerliche und städtische Demokratie in immer wieder von neuem aufflammenden aufständischen Bewegungen von dem Ende des 15. Jahrhunderts bis zum grossen Bauernkrieg des Jahres 1525 vergeblich ihre Kraft erschöpfte. Ebenso zahlreich wie verschiedenartig sind die Quellen, aus denen wir unsere Kenntnis jenes revolutionären Treibens und der ihm zu grundliegenden Stimmungen der wild erregten Volksmassen am Ausgange des Mittelalters schöpfen. Die chronikalischen Berichte treten an Bedeutung weit zurück hinter den Zeugnissen der volkstümlichen Litteratur, namentlich hinter einer Menge von historischen Volksliedern aus den Lagern beider Parteien, Satiren, Bühnenspielen, Predigten, Prophezeiungen und astrologischen Prognostiken, in welchen die unversöhnlichen Gegensätze zwischen dem unhaltbaren System der mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftsordnung und den utopischen Forderungen der Opposition zum denkbar schärfsten Ausdruck kommen[1]). Von besonderer Bedeutung für die Kenntnis der Ziele der deutschen Revolutionspartei ist bekanntlich die aus der Zeit des Basler Concils, etwa aus dem Jahre 1438, stammende sogenannte „Reformation des Kaisers Sigmund," in welcher die radi-

---

[1]) Vgl. den äussert lehrreichen Artikel F. v. Bezold's: „Die armen Leute und die deutsche Litteratur des späteren Mittelalters" in der Histor. Zeitschrift Bd. 41 (N. F. Bd. 5 1879) S. 1 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kalen Forderungen des 15. Jahrhunderts bis ins Einzelne ausgeführt und begründet werden. Gedeckt durch den Namen des angeblichen kaiserlichen Reformators hat die Schrift schon nach wenigen Jahrzehnten eine unbegrenzte Autorität erlangt und in nicht geringem Mafse zur Vorbereitung der socialen Revolution beigetragen.

Diesen Zeugnissen für die politisch-socialen Umsturzbestrebungen am Ausgange des Mittelalters tritt in unserer Schrift, wie angedeutet, eine Quelle von nicht zu unterschätzendem Werte zur Seite. Die ungeheuere Breite der Darstellung, die so manchen zeitgenössischen Leser des Werkes abgeschreckt haben mag, ermöglicht uns einen vielseitigen Einblick in die Gedankenwelt des Verfassers, der trotz seiner scharf ausgeprägten Eigenart von der zeitgenössischen revolutionären Propaganda in der tiefgehendsten Weise beeinflusst war. Ihre Forderungen sind es in erster Linie, die der Vf. zur Abstellung der von ihm gegeisselten staatlichen und gesellschaftlichen Gebrechen durchgeführt sehen will, wenngleich er jene Forderungen mit seinen eigenen Reformgedanken sonderbar combiniert und in der für ihn charakteristischen Weise begründet hat. Die Aufrichtung eines socialistisch geordneten Gemeinwesens mit demokratischer Regierungsform bildet sein letztes Ziel; die Überwindung aller Hindernisse erhofft er von dem Erscheinen eines Messias, des Kaisers Friedrich, oder, wie er ihn mit Vorliebe nennt, des Königs auf dem Schwarzwald, der dem Schwachen zu seinem Rechte verhelfen, den „gemeinen Nutz handhaben," der aber auch mit eisernem Besen Zucht und Ordnung in der Kirche herstellen und strenges Strafgericht über den entarteten Klerus halten wird.

Indem der Verfasser in dieser Weise die politisch-sociale Reformation mit der kirchlichen in engen Zusammenhang bringt, so befindet er sich auch hierin im Einklang mit der bis ins 13. Jahrhundert hinaufreichenden volkstümlichen Überlieferung, die allezeit in dem gottgesandten Kaiser Friedrich den erklärten Feind der Pfaffen und Mönche gesehen hatte. Im Einzelnen freilich sind wir über die in den breiten Volksschichten des Mittelalters, und zwar ausserhalb der geschlossenen Sektenkreise, vorhandene religiöse Gährung und ihre da und dort in plötzlichen Ausbrüchen aufflammende Feindseligkeit gegen Kirche und Hierarchie doch weit unzureichender unterrichtet, als über die umstürzlerischen Tendenzen auf dem politisch-socialen Gebiete. Die Ursache liegt unfraglich in der wachsamen Aufsicht, welche die Kirche über die Rechtgläubigkeit ihrer Glieder führte, und in der eisernen Strenge, mit welcher sie durch ihre Glaubensrichter die gegen sie gewagten Angriffe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zurückwies[1]). Auch unser Verf. ist sich der Gefahr, mit der ihn seine kirchenfeindliche Stellung bedrohte, wohl bewusst gewesen, was ihn aber nicht abhielt, seinen Reformgedanken mit rückhaltslosem Freimut Ausdruck zu leihen. Diese Reformpläne nun sind für uns nach mehr als einer Richtung überraschend genug. Was volkstümliche Sittenprediger, wie Geiler von Kaisersberg, Felix Hemmerlin, Sebastian Brant, reformatorisch gestimmte Theologen wie Johann Ruchrath von Wesel und Johann Wessel, was die Polemik der jüngeren Humanisten, prophetische Offenbarungen, wie diejenigen Lichtenbergers, Grünpecks, Aitingers und endlich die zahlreichen „Gravamina" der fürstlichen Kreise Deutschlands an noch so bitteren Klagen über die kirchlichen Missstände und an Anträgen zu ihrer Beseitigung von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Auftreten Luthers vorgebracht, bleibt fast durchgehends hinter dem Reformeifer unseres Verfassers weit zurück. Ohne schon hier auf die Einzelheiten seines kirchlichen Reformplans einzugehen, sei nur darauf hingewiesen, dass dieser die Unterordnung des Papstes unter den Kaiser und diejenige des geistlichen Standes unter die weltliche Gerichtsbarkeit, die Säcularisation der geistlichen Güter und Fürstentümer sowie des Kirchenstaates, die Aufhebung des canonischen Rechtes, des Klosterwesens und des Cölibats in Aussicht nimmt, den Ablass, die Wallfahrten, die Bilderverehrung und die lateinische Kirchensprache beseitigen will und ein allgemeines Priestertum fordert.

Diese Reformen auf friedlichem und gesetzlichem Wege durchzuführen, daran hat unser Verf. wohl am wenigsten gedacht. Eine lange Reihe von Stellen seines Werkes stellt es vielmehr ausser allen Zweifel, dass er auch auf kirchlichem Gebiete einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung erwartete. Und was an ihm lag, so hat er einen solchen Umsturz durch seine leidenschaftlichen Angriffe gegen Klerus und Hierarchie nach Kräften vorbereitet. Auch hierin überschreitet der Verf. die Grenzen, welche die ihm verwandten reformfreundlichen Kreise des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts in ihrer Polemik gegen die kirchlichen

[1]) Für die leidenschaftliche Abneigung, welche die Demokratie in den rheinischen Bischofsstädten dem Klerus entgegentrug, und die oft genug in blutigen Conflikten sich Luft machte, haben wir ein interessantes Zeugnis in der von Boos (Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst III, 114 ff.) im Auszug mitgeteilten Denkschrift eines Wormser Bürgers aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, deren Sprache lebhaft an die Philippiken unseres Verfs. erinnert. Über die klerus- und kirchenfeindlichen Bewegungen am Mittelrhein in der Husitenzeit vgl. meine Mitteilungen im Histor. Taschenbuch 6. Folge VII S. 262 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gebrechen einhalten, indem er den Hass gegen den ganzen geistlichen Stand in jeder Weise aufstachelt. Eine hauptsächliche Mission des gottgesandten Königs vom Schwarzwald wird es nach der Erwartung des Vf. sein, mit Hilfe der von ihm berufenen Bruderschaft vom gelben Kreuze die geistlichen Übelthäter abzustrafen oder, wie es in einer vom Verf. mit Beifall aufgenommenen Weissagung heisst, „das Wesen Bels zu zerbrechen, die Priester todtzuschlagen, das ganze Erdreich unter sich zu bringen und einen Hirten, einen Schafstall, einen Glauben durch die ganze Welt zu machen.“ (f. 181aA.)

Wie weit ist unsere Schrift nach dieser Richtung auch über das Programm des Verfassers der Sigmund'schen Reformation, welcher der von ihm vorbereiteten demokratischen Schilderhebung allerdings gleichfalls eine religiöse Weihe verleiht, bereits hinausgegangen! Auch die oberrheinischen Bundschuhverschwörungen, bei denen der Gedanke einer Säcularisation des Kirchengutes mehr in den Vordergrund tritt, lassen eine derartige Schärfe des Gegensatzes zu Kirche und Klerus noch keineswegs erkennen[1]). Aufs lebhafteste werden wir dagegen durch die leidenschaftlichen kirchenfeindlichen Ausfälle unserer Schrift an die Brandreden des Pfeiferhans von Niklashausen und an die schauerlichen Hymnen seiner fanatischen Getreuen erinnert:

„Wir wollen Gott vom Himmel klagen,
„Kyrie eleyson,
„Dass wir Pfaffen nit sollen zu todt schlagen
„Kyrie eleyson!“ [2])

Aber auch wenn wir vorwärts schauen, lassen sich nahe Berührungen unserer Revolutionsschrift mit manchen Erscheinungen, die sich an das Auftreten Luthers knüpften, und namentlich mit einer Reihe

---

[1]) Über die kirchenfeindlichen Tendenzen des Speyerer Bundschuhs vgl. Herold, Der Bundschuh im Bisthum Speyer vom Jahre 1502 (Greifswalder Dissertation 1889), über den Schlettstadter Bundschuh von 1493 vgl. Virck, Polit. Correspondenz der Stadt Strassburg I, 103.

[2]) Nicht uninteressant ist die Beobachtung, dass der Verf. sich über Hans Böhm von Niklashausen als einen Betrüger und Verführer ausspricht: „sich, wie die Juden wurden betrogen mit dem kalb Moreb und die Tutschen mit dem boukenschlaher zû Nikelfshusen, qui dixit potestatem habere a matre et virgine Maria, wie er mit ir geredt, daz gloubten die lutt und lief das volk und der tuffel macht si gesunt umb irs torrechten glouben willen.“ (f. 147aC). An anderer Stelle (f. 169aA) bezieht er sich auf das Einschreiten des Erzbischofs von Mainz gegen „vil dorechter glouben.“ Vgl. meine „Religiösen Sekten in Franken vor der Reformation“ (1882) S. 57 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Zügen in der Entwicklung des Täufertums zu erkennen. Dass Luther bei der Abfassung seiner grossen Reformationsschriften des Jahres 1520, welche seine Absage an Rom enthielten, nicht nur seinem eigenen Empfinden, sondern auch einer durch alle Schichten der Nation verbreiteten leidenschaftlichen Erbitterung gegen das römische Regiment Ausdruck verliehen hat, bedarf ja nicht erst einer Beweisführung. In hohem Grade belehrend ist aber für uns in dieser Hinsicht die Beobachtung, wie vielfach jene Schriften Luther's und die durch sie inspirierte Flugschriftenlitteratur der Jahre 1520 ff. — ich erinnere hier namentlich an die Pamphlete Johann Eberlins von Günzburg und an den ganz von taboritischem Geiste durchtränkten „Neuen Karsthans" Sickingen's — in ihren Gedankengängen, in ihren Klagen, Angriffen und Ratschlägen mit denen unseres Verfassers sich begegnen, wie die von Luther und Ulrich von Hutten vertretene Auffassung, dass der Kampf gegen das römische Papsttum für die Deutschen zugleich ein nationaler Befreiungskampf sei, bereits bei unserem Verf., dem grimmigen Feinde alles romanischen Wesens, zum Ausdruck kommt.

Noch enger allerdings ist die Verwandtschaft der Reformgedanken unseres Verf. mit den radikalen Ideen, wie sie in einer Reihe von Verfassungsentwürfen aus den Kreisen der Revolutionspartei von 1525 zu Tage treten, vor allem aber mit den theokratischen Tendenzen des Täufertums. Mit den Täufern verbinden unseren Verf. ebensosehr seine apokalyptisch-chiliastischen Erwartungen und communistischen Neigungen, wie die von ihm geplante Aufrichtung eines theokratischen Regimentes, der „Bruderschaft vom gelben Kreuze," die einen heiligen Krieg wider Sünde und Antichrist unternehmen sollte. Des Verfassers drakonische Wünsche bezüglich der Bestrafung der öffentlichen Sünder lassen voraussetzen, dass jener Kampf ein recht blutiger geworden sein würde, umsomehr als, ganz im Geiste der Taboriten und des radikalen Täufertums, die Amtsgewalt des im Stande der Todsünde befindlichen Priesters und weltlichen Würdenträgers für erloschen erklärt und Jedermann aufgefordert wird, das Böse zu strafen, wo er es nur findet (f. 148bB f).

Sicherlich hat nur die günstige Gelegenheit und die Begabung für eine Führerrolle, nicht aber der Wille und das Selbstbewusstsein unserem Verfasser dazu gefehlt, sich an die Spitze eines unter dem Zeichen des gelben Kreuzes zusammentretenden Heeres zu stellen und „die ganze Welt mit Heereskraft zu regulieren" (f. 2b). Würde es in der That dazu gekommen sein, so ist wohl kein Zweifel, dass das Unternehmen bei der Bestrafung der Sünder, der pflichtvergessenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geistlichen und Beamten nicht stehen geblieben, sondern zu einem theokratischen Terrorismus weiter gedrängt worden wäre, wie er später durch Thomas Münzer und die Münsterer Propheten des Täufertums verwirklicht wurde.

III. Disposition der Schrift.

Es wurde bereits bemerkt, dass die Reformschrift in zwei Teile zerfällt, von denen der erste als das „Buch der hundert Capitel“ von dem Verf. citiert wird, während der zweite Teil den Text und Commentar der „Trierer Statuten“ enthält. Eine irgendwie eingehendere Disposition des Inhalts jedes dieser beiden Teile zu geben, ist aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil der Verf. die Einhaltung irgend eines Einteilungsprincips fast durchweg verschmäht hat, vielmehr in jedem einzelnen Capitel die verschiedenartigsten Fragen und Gegenstände behandelt. Die Zerfahrenheit des Verfassers, der nie seinen Gegenstand festzuhalten vermag, längst Behandeltes immer wieder in unerträglicher Breite wiederholt und die Darstellung seiner Reformpläne fortgesetzt durch Ausfälle auf die herrschenden Kreise, Ausgrabung persönlicher Erinnerungen und historische Parallelen der abenteuerlichsten Art unterbricht, ist eine wahrhaft verblüffende und, wie früher bemerkt, wohl nur daraus zu erklären, dass bei dem Verfasser, der etwa von seinem zweiundsechzigsten bis zweiundsiebenzigsten Jahre an seinem Werke schrieb, bereits eine Erlahmung der geistigen Spannkraft eingetreten war.

Nach dem überwiegenden Inhalt möchte man, wie schon angedeutet, den ersten Teil etwa als historisch-polemische Einleitung, den zweiten als systematische Darstellung des Reformprogramms bezeichnen, wobei freilich zugleich gesagt werden muss, dass bereits der erste Teil die gesamten Reformpläne des Verfassers in ihren Grundzügen und zum Teil bis ins Einzelne entwickelt, während es auch dem zweiten Teile nicht an historischem Ballaste und grobkörniger Polemik fehlt. Auch durch das von dem Verf. selbst beigefügte Register wird eine Übersicht über die in der Schrift behandelten Gegenstände nicht ermöglicht: die in das Register gesetzten Schlagworte und Hauptsätze der einzelnen Capitel erschöpfen deren Inhalt nicht im Entferntesten, so dass der Abdruck des Registers zum ersten Teile ganz zwecklos gewesen sein würde, während die im Anhang folgende Wiedergabe des Wortlauts der vierzig Statuten doch nur eine ganz unvollständige Vorstellung von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Inhalt des zweiten Teiles zu geben vermag. Bei der von mir zu gebenden Analyse des Inhalts der Reformschrift konnte ich somit keinesfalls daran denken, dem von dem Verf. selbst eingehaltenen Gang seiner Darstellung zu folgen; ich musste vielmehr aus dem Wirrwar der in einander geschobenen, immer wieder durch Einschiebsel unterbrochenen und zerhackten Darlegungen unseres Werkes die treibenden Reformideen sowie die ihnen zur Grundlage dienenden politisch-kirchlichen Theorieen und Geschichts-Construktionen herausheben und auf diese Weise die seltsame Gedankenwelt des Verfassers zu begreifen suchen. Indem ich in dieser Beziehung auf die folgenden Capitel verweise, glaube ich doch behufs der allerersten Orientierung der Leser wenigstens eine ganz kurze Skizze des Gedankengangs der Schrift oder, richtiger gesagt, eine summarische Übersicht über die in den einzelnen Capiteln aneinander gereihten, besonders charakteristischen, Züge des Werkes im Nachfolgenden geben zu sollen.

Die auf den beiden ersten Blättern stehende erste Vorrede erzählt von einer Erscheinung des Erzengels Michael, der den Verfasser mit der Gründung einer Bruderschaft frommer Eheleute beauftragt habe, welche ein gelbes Kreuz als Bundeszeichen anlegen und Kirche und Staat reformieren sollen. Bl. 2—9 enthalten das Register, Bl. 11a die lateinische Vorrede. Die ersten drei Capitel enthalten abermals eine Vorrede, wenden sich direkt an König Maximilian und suchen ihn unter Hinweis auf die bestehenden schlimmen öffentlichen Zustände für das geplante Reformwerk zu gewinnen; gleichzeitig wird von den bisherigen vergeblichen Bemühungen des Verf., mit seinen Plänen bei dem König und den Fürsten durchzudringen, berichtet. Die folgenden Capitel bringen des Verf. fabelhafte Erzählungen von Seth, Enoch und Japhet, von ihrer angeblichen gesetzgeberischen Thätigkeit, von Japhets Königtum im Elsass, der Erbauung Basels und Triers und der Herrschaft der mythischen Könige der Trierer (Tribeta, Hero, Belgio u. s. w.), deren angebliche musterhafte Staatseinrichtungen dem Verf. zum Ausgangspunkt zahlreicher Excurse über die Reformbedürftigkeit der Zustände im deutschen Reiche dienen (Cap. 4—24). Nach einer kurzen Biographie Alexanders des Grossen (Cap. 25—26) wendet sich der Verf. zur Geschichte des jüdischen Volkes, an welcher er in ausgedehntem Masse seine Moral-lehren und politisch-kirchlichen Theorieen exemplificiert (Cap. 26—38); daran reihen sich zusammenhangslose Züge aus der römischen, deutschen und jüdischen Geschichte (Cap. 39—44). Es folgt die Geschichte Jesu, eine Behandlung der Lehre von den Sacramenten und den Pflichten des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geistlichen Standes, Erörterungen über das Verhältnis des Kaisertums zum Papsttum, endlich Beschwerden und Reformvorschläge auf dem Gebiete der Rechtspflege (Cap. 45—58). Den Faden der Erzählung nimmt sodann der Verf. mit der Biographie Karls des Grossen wieder auf, die ihn zu Excursen über die Anfänge der französischen Geschichte und über die Kreuzzüge veranlasst; die Geschichte des deutschen Königtums wird erst von Rudolf I. ab eingehender und im Zusammenhang mit der Geschichte Österreichs bis auf Maximilian I. behandelt (Cap. 59—61). Die weiteren Capitel bis zu dem ursprünglichen Schluss des Werkes (Cap. 62—68) sind den Prophezeiungen von dem Erscheinen des Kaisers Friedrich und ausführlichen Betrachtungen über die Aufgaben der kaiserlichen Gewalt gewidmet. Die nachträglich angehängten Capitel, von denen, wie früher bemerkt, nur Capitel 69—89 erhalten sind, bilden ein aus den verschiedenartigsten Erörterungen so bunt zusammengesetztes Mosaik, dass wir von einer auch noch so summarischen Inhaltsangabe Abstand nehmen müssen.

Der zweite Teil giebt sich als eine Sammlung von vierzig Statuten, die angeblich unter den alten Königen von Trier in Geltung gewesen waren, und welche durch die Bruderschaft vom gelben Kreuze wieder zu Ehren gebracht werden sollten. Wäre es dem Vf. hierbei um eine ernstliche Mystification seiner Leser zu thun gewesen, so konnte er dies kaum auf ungeschicktere Weise, als durch die Abfassung und Erläuterung dieser Statuten versuchen. Text und Commentar sind so durchaus auf die Verhältnisse des ausgehenden 15. Jahrhunderts zugeschnitten und verraten in jeder Wendung so deutlich ihren Verfasser, dass auch das blödeste Auge den Sachverhalt durchschauen musste. Der Umstand, dass der Verf. sich so gar nicht bemühte, seine Urheberschaft zu verschleiern, möchte darauf hinweisen, dass er eine Täuschung überhaupt nicht beabsichtigte, sondern der ihm überlieferten Trierer Legende, die bereits die Ansätze zur Schilderung eines urdeutschen Idealstaates enthielt, nur als einer bequemen, zugleich allerdings dem Geschmacke der Zeit des Verf. entsprechenden, abenteuerlichen Form für die Codification seiner Reformpläne sich bedient hat.

Wie schon das im Anhang mitgeteilte Register der „Statuten“ erkennen lässt, hat übrigens der Verf. jene seine Reformideen keineswegs in ihrer Gesamtheit zu bestimmten Gesetzesvorschlägen formuliert. Ein grosser Bruchteil der sogenannten „Statuten“ enthält vielmehr unter einer nur den zur Behandlung stehenden Stoff, nicht den Gesetzeswortlaut ankündigenden Rubrik nichts weiter, als die uns schon aus dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ersten Teile bekannten pessimistischen Declamationen, deren ziel- und uferloser Strom den Verf. oft genug von seinem „Statut“ zur Erörterung der mannigfaltigsten, in keinerlei innerem Zusammenhange stehenden Gegenstände ablenkt. Auch die ursprünglich beabsichtigte Einteilung der Statuten in geistliche (Cap. 1—19) und weltliche (Cap. 20—40) ist nicht festgehalten, indem der Verfasser auch in seinen „weltlichen Statuten“ der Polemik gegen Papsttum und Klerus und seinen kirchlichen Reformplänen ausgedehnte Abschnitte gewidmet hat. Auch für den zweiten Teil des Werkes sind wir somit auf eine von den irrlichternden Gedankensprüngen des Verfassers absehende Inhaltsanalyse angewiesen.

IV. Der Inhalt der Reformschrift.

1. Die Zustände der Kirche, des Staates und der Gesellschaft am Anfang des 16. Jahrhunderts.

Den Ausgangspunkt für die gesamten Ausführungen der Reformschrift bilden des Verfassers ausserordentlich düstere Anschauungen über den Zustand der Sittlichkeit im deutschen Volke. Die Empörung über die herrschenden Volkslaster, namentlich die allgemein und ungestraft begangenen „fünf rufenden Sünden“ [1]), spricht sich an zahllosen Stellen mit steter Bezugnahme auf einzelne bestimmte Verletzungen von Sitte und Recht und mit solch massloser Heftigkeit aus, dass man annehmen muss, die Erfahrungen des Verfassers seien in jener Beziehung thatsächlich gleich trübe gewesen, wie diejenigen, von welchen die ganz ähnlichen Klagen einer Reihe von gleichzeitigen süddeutschen Sittenpredigern Zeugnis ablegen [2]). Die Schrift ist in allen ihren Teilen der-

[1]) Über den Begriff dieser Sündenkategorie ist sich der Verf. offenbar selbst nicht klar; fol. 165bB zählt er sie folgendermassen auf: Wucher, Ehebruch, Gotteslästerei, „boser gewalt,“ sacrilegium, während f. 101aD an Stelle der Gotteslästerei der Totschlag eintritt. Anderwärts (f. 1aA und 2aB) nennt er jene Sünden die „stůmenden Sünden“ (stumme = mache stumm, bin stumm, Lexer Mittelhochd. Handwörterb. II, 1266). Nach den von Moufang mitgeteilten „Katholischen Katechismen des 16. Jahrh.“ (Mainz 1881 S. XXI, 589, 608) ist der Begriff der himmelschreienden Sünden in jenen Katechismen des 16. Jahrh., übereinstimmend mit der Aufzählung der modernen Katechismen, ein von der Auffassung des Verf. ganz abweichender gewesen; als „stummende Sünde“ wird dort nur die Sodomiterei bezeichnet.

[2]) Vgl. hierzu die zutreffende Schilderung der sittlichen Zustände in Deutschland am Vorabend der Reformation bei v. Bezold, Gesch. der deutschen Reformation S. 37 ff. Unseren Autor überbietet noch an pessimistischer Auffassung Aventin in seiner Bayerischen Chronik Buch I, Cap. 7 (Sämtliche Werke IV, 1, 58 f.) durch düstere Schilderungen der damaligen Sittenlosigkeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

artig mit moralisierenden Betrachtungen erfüllt, dass sie sich auf weite Strecken wie eine erbauliche Postille liest, bis wir plötzlich durch die eingeschobenen umstürzlerischen Projekte in eine andere Welt versetzt werden. Und doch liegt offenbar auch jenen revolutionären Plänen das Bestreben und Vertrauen zugrunde, durch die Unschädlichmachung der Sünder und Herstellung einer neuen staatlichen und kirchlichen Ordnung die Hebung der so tief gesunkenen Sittlichkeit zu erreichen und dadurch die die Phantasie des Verf. unausgesetzt beschäftigenden drohenden göttlichen Strafgerichte abzuwenden.

Doch lassen wir den Verfasser mit seinen Klagen und zunächst mit seiner pessimistischen Grundanschauung selbst zu Wort kommen! „Die welt hatt sich verkeret," so beginnt er das 72., „vom Übermuth der Menschen" überschriebene Capitel, „die warheit ist vertilget, daz bofs furtringet daz gůt; die unrecht uberflussikeit ist zů stark geworden, daz si daz recht het getodet und alle truw vertilget, die liebe verloschen. die menscheit macht gott usser ieren liben, uberessen und trinken, selsame kleider will man haben. ich sag dir: du issest etwan hunig; es wirt dir im lib zů gift erzelt. darumb ret ich, daz man die selsamen gewonheiten abstell, anders der trak mit sim grel understet dich zů verschluken. nid und hafs důt die warheit dôten, die bosheit wacht, so die truw schlefft, der gerecht wirt von dem bosen gewalt vertrungen" (f. 121bD). Gleich düster lautet eine Kraftstelle im 7. „Statut": „Ich han geseit, wie fur dissen geschichten der himel sich mit fur erzeiget, und fielend fůri stangen von dem himel, die daz land entzunden: so jetz abermals wirt geschehen. wir sehend nit an die plotern[1]), wir sehent nit an die krieg, wir lont land und lut vergon, wir went daz rich nit hanthaben. wer gůt, gunst und frund hat, der regiert daz land. ich sich eebrecher besizen daz landrecht, der meineid[er] gipt zugnus und der totschleher spricht urtel. darnoch: von unluterkeit erstůnd der gloub Machmetz, als jetz die priester, die geschworend hand kuscheit, sagen: „unser hůren sien unser lieben frowen kerzentragern" (f. 152bD).

Von des Verf. Philippiken gegen die einzelnen Volkslaster Proben zu geben, würde zu weit führen; genug, dass er fast in jedem Capitel seines Werkes Gelegenheit nimmt, die Überhandnahme des Meineides, des Fluchens, des Ehebruchs und sonstiger geschlechtlicher Ausschweifungen, des Wuchers, der Völlerei und der Vergehen gegen Leben und Eigentum

[1]) Gemeint ist jedenfalls die seit etwa 1494 in Oberdeutschland auftretende Syphilis.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufs Schärfste zu geisseln. Mit gleicher Heftigkeit zieht sein moralistischer Eifer gegen Tanz[1]), Kartenspiel und den gerade damals in üppiger Blüte stehenden Kleiderluxus zu Felde.

In erster Linie macht der Verf. für den sittlichen Niedergang des Volkes die Kirche verantwortlich, die nach seiner Schilderung den äussersten Grad der Entartung erreicht hat. Da ist zunächst das Papsttum, das seiner Pflichten durchaus vergessen und durch Missbrauch seiner Amtsgewalt und unsittliche Lebensführung das schlimmste Ärgernis giebt. „Etwan warend die bebst heilig und litten den tot umb Christi willen; nun so hat die gittikeit und die itel er und hoffart si von demůt vertrungen.“ (f. 182bC) „Die geistlichen missbruchen ir friheiten und tribent ubermůt, darumb si hant verlorn den gewalt . . . als nun die bebest sůchen mer daz gelt des richtumbs, wan die gnod gottes und liebe sins nechsten menschen.“ (f. 153aB). „Pius II., Sixtus, Innocentius, Alexander VI. apparuerunt sacrilegio (?) indulgentiarum non tantům vivos sed animas dudum defunctas ponere in celum. uff das darf ich nit vil scriben. ir herz waz nit wie der mund: si gaben dem gemein man zu verston, si wolten wider die ungloubigen stritten, daz ist die kinder des endcrist zů herzogen machen, und gaben daz almosen ieren kindern, daz si hohenmůt mochten volbringen. als Valentius[2]) des babst sun der vertrib di elichen frummen herrn von Pesaro, von Urbin etc., und gab[3]) dem herzogen von Ferer sin dochter und 200000 gulden; dass sind nun die, die wider gott und daz rich stritten. es wer fast not eins keisers, der tet wie Darius, der all unreinikeit ufsjaget von dem tempel zů Rom, wie er tet zů Jerusalem.“ (f. 180aD). Besonders den Ablasshandel der zeitgenössischen Päpste hat der Verfasser zum Gegenstand leidenschaftlicher Angriffe gemacht. Er erzählt, dass der Apostel Petrus in der St. Johannes-Kirche zu Rom „ein guldi port“ benediciert habe und dass die reumütigen Sünder, wenn sie diese Pforte durchschritten, Vergebung ihrer Sünden erhielten; hierauf fährt er fort: „Aber ich wird underricht, daz die bebst alle tag ufftůnd die guldi porten umb geltz willen und sagen, si wellend daz geld brůchen, wider die ungloubigen zů stritten, als Pius der ander macht ufs wullenweber

---

[1]) „Aber jetso ziehen vatter und můtter ir tochtern zů unlůderkeit; si reden schand vor iren kindern, si pflanzen si uff und schickent si in das wůttend leben gnant tanz, do man in den hindern entplötzet, offentlichen kisset“ etc. (f. 43aD).

[2]) Cesare Borgia, Herzog von Valentinois.

[3]) d. h. Alexander VI. gab seine Tochter Lucrezia etc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herzogen, Paulus grosse zerer, Sixtus schikt ufs den heiligen geist umb geltz willen, daz frater Franciscus mit sinen dienern verzert, die daz edel gestein, so papa Pius in der inful siner bebschlicher kron getragen, an ieren schû machten. desglichen Innocentius der tet daz tor wit uff und seit, der sunder het gestollen und geroubt, er soll ein guldi dorvon geben und daz ander soll on sund sin [sin] etc. aber Alexander der VI. der schûff zû Rom sechs porten uffzetûn, ein zû sant Peter, ein zû unser lieben frowen, ein zû sand Johannes und dri porten zu sant Paulo, uff daz im vil geltz wurd, sin docter Lucreciam vil mannen mug geben, wie obgemelt, dem vierden als dem herzogen von Fererr 200 000 tusent ducaten zû eestur etc. das ist ein hûrenkint geborn von verflûchten somen, die weder vatter noch brûder ussschlûg, so dan der von Pissare[1]) ieren brûder[2]) in den Tiber tet werfen. witter Alexander verbot den pichtvettern, daz si keinen pilgrim sotten absolvieren, er leit dan so vil in den stok, als er in dri tagen mocht verzeren. er sach nit daz wort Christi an: gebt die gnad umbsunst, dan ir han daz umsunst!" (f. 61bC). Wie in Vorstehendem, so lässt der Verf. auch an anderen Stellen seinem Grolle gegen Alexander VI., den er aller der scheusslichen ihm von den Zeitgenossen beigemessenen Verbrechen für schuldig hält, freien Lauf. „Alexander . . seit: wir hant daz bebstlich ampt kouft, darumb so wend wir unser ufsgeben gelt widerum herkoufen. er macht mer dan 30 cardinalen, die im ein grofs gût geben. ouch so verkouft er daz himelrich mit sinen ablasbriefen und macht ufs sinen kindern herzogen, desglichen etliche kunig, die gelt geben umb zitlich er. in wirt beschehen wie Abimelech!" (f. 63bA).

Mit den übrigen Vertretern des geistlichen Standes steht es nicht besser, wie mit dem Haupt der Christenheit. Es sind grauenvolle Schilderungen, die der Verf. von dem Leben und Treiben des deutschen Klerus entwirft, Schilderungen, die offenbar oft genug durch die leidenschaftliche Abneigung des Vf. gegen den geistlichen Stand beeinflusst sind, die aber doch in den meisten Zügen mit dem, was wir aus einer Reihe von zeitgenössischen Berichten über die sittlichen Zustände des Klerus am Ausgang des Mittelalters erfahren[3]), zusammentreffen. „Als

---

[1]) Giovanni Sforza, Herr von Pesaro, erster Gemahl der Lucrezia.

[2]) Juan Borgia, dessen Leiche 1497 aus dem Tiber gezogen wurde.

[3]) Für die Beurteilung der sittlichen Beschaffenheit gerade des oberrheinischen Klerus am Anfang des 16. Jahrhunderts liefert ein klassisches Zeugnis der Erlass des Bischofs Hugo von Konstanz vom 3. März 1517, worin er die Ausschweifungen und das ärgerliche Leben eines Teils seines Diözesan-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gotzforch ist erloschen. si (d. h. *die geistlichen*) solten got loben; so verspotten si got, indem daz si ir gelubde nit halten. si leben von dem wůchereten gůt, frowen- und jumphrowenschenden; es ist schier nierge ein hupsche frow, si wil mit dem pfaffen gemein han. unrecht ist kein sund; man sicht, wi si den schatz der welt an sich bringen mit applos, bichtgelt, testament" (f. 186aC). „Die priester sind des gittes vol und mit untru uberladen . . . einer het 10 oder 20 pfrůnd und sag, er mog daz on sund tůn. sacrilegium und pluralitas beneficiorum ist von der kilchen zůgelassen. dorumb so predigen si: mach sibenden, drissigsten, jorzit! ge zů altar und las mefs lessen! si hant all gotlichen concilien und spruch der lerer abton und si hand den alchoranum herfurgesůcht und halten unluterkeit nim[er] fur sund. den tuffel vertrusst, die pfaffenkellerin ze jagen umb der vile willen. si sagen uns fur und si tůnd anders. do spricht der Lactantius: der ist ein schnoder lerer, der gerechte gůtte werk leret und volget der ler nit noch; er ist ein figur des tuffels und ein falsch bispil . . . . das uberflussig almůsen, so dan in der pfaffengassen ist, daz [ist] zwischen Koln und Basel, do alles gůt verpfandt ist den geistlichen, darumb wer not, daz man die geistlichen beschnitte. den si sind rouber des eigentůms der armen, wan das opfer gotz ist der armen, daz verzeren die geistlichen in sunden. hierumb wer not, alle bose gewonheiten abstellen und die gotzgoben widerrůffen . . . . die geistlichen die sint unbekant der goben. darumb ein gros undugend undankbarkeit, darzů so nemen si den zehenden und gent weder dem keiser noch den armen pilgeren nut" (f. 83bB). „Jetz so sitzen die priester bi ieren frowen und machen kinder in dem widerspill der ee. daz sind die kinder des endcrist, und macht von in auch priester und nimpt an sich andri wirden (das wirt in dem jor 1509 abgestelt!). ist es nit ein schant dem land, daz daz tufflische hufs des priesters stot uff dem kilchoff? welcher priester mit siner dirnen husheblich ist, dem ist daz verbotten; wan er verhardt ist in der sund wider den heiligen geist, er sol geacht werden, wie ein ketzer!" (f. 82bC). „Ist es nit schedlich, wan ein preister mit frůwen hufshaltet und die kinder mit dem almůssen spisen? do wirt daz opfer in den hindern

---

klerus, der sich dem Concubinat, dem Spiel, der Trunkenheit und Streithändeln hingebe, aufs heftigste tadelt und eine Visitation in Aussicht stellt (Simler's Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte I, 3, 779 ff.). Bezüglich der gleichzeitigen Ausschreitungen des fränkischen Klerus vgl. meine Schrift „Die religiösen Sekten in Franken vor der Reformation" S. 55 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des tůffel geworfen. do geben die weltlichen fursten stur zů mit iren selgeretten und wenen, der priester sol si in das himelrich setzen, und der pfaff oder priester ist des tůffel" (f. 46aC). Die Bordellwirte entgegnen auf die ihnen gemachten Vorwürfe mit Recht: „Unser pfarrer sitzet zů der unee; sin kellerin het ein eman, aber der pfaff tůt ir gůtlich. si wil nit mer zum man, und wen min gnediger herr lot daz hůrenhuſs nechst bi der kirchen, daz ist den pfarrer mit siner dirnen sitzen, worumb wolt man mich vertriben?" (f. 156bA). „Der prester uff der canzlen gebutt bi dem ban, man sol fasten, aber er tůt'z nit, sunder wirt fuller ain fasttag dan andrimoll ain fasttag" (f. 179aA).

Dieselbe Entartung, wie der Weltklerus zeigen auch die Mönchs- und Nonnenklöster. Deren Insassen hat in der Regel nicht die Sorge für ihr Seelenheil, sondern der Hang zum Müssiggang und mühelosen Geniessen in das Kloster geführt, oder die Eltern haben, gewissenlos genug, ihre unmündigen Kinder ohne oder gar wider deren Willen dem Kloster überantwortet, die alsdann ihre Eltern verfluchen (f. 170b). Das Terminieren der Bettelmönche, der „starken Bettler", ist dem Verf. ein besonderer Greuel. Aber auch ihren Gelübden werden die Klosterleute vielfach ungetreu. Das Gelübde der Armut ist längst vergessen: „als jetz der gemein man, gott er fur ein betlermunch, er grift an sin hůt, neigende sagen: „gnod herr!" der ritt ein gůt pfert, der edelmann můſs ze fůſs gen" (f. 120aB). „Die Cluniacenser hand vil closter in obertutschen landen und hand das in ein bruch bracht: wan ein probst oder prior dem armen man oder hindersefs das sin abgenimpt, und wan er stirpt, waz do ist, kum der gros-keller von Cluniak und nimpt'z gar. desglichen die Bernharder. wan ein oberer erwelt wirt in dem orden, so hilft si ein tunfas mit gold kum mer, und nemmen's (Hs.: nemmer) von der Tutschen nacion in Italien. domit so wirt die Tutschen nation mit (*das heisst:* durch) ieren bischoffen und prelaten goldes und silbers erüsset" (f. 134aD). Schlimmer noch ist es, dass die Mönche mit leichten Frauen Gesellschaft machen (f. 114aB); die Nonnen gehen in heimlichen Gedanken ihren Begierden nach: „do ist der bofs geist bereit, . . . wechselkint mit den hexen zu machen" (f. 141aC).

Gegen die unehelichen Kinder der Priester, Mönche und Nonnen donnert der Verf. mit massloser Leidenschaft. Statt die „Kinder vom verfluchten Samen" auszusetzen und Hungers sterben zu lassen (f. 46aB etc.), lässt man sie Priester, Bischöfe und Kardinäle werden, lässt sie im geistlichen, wie im weltlichen Stande die Regierung führen. Die schlimmen Folgen bleiben nicht aus, wie es namentlich die Unthaten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der unehelichen Sprösslinge Papst Alexanders VI. beweisen. Aber auch sonst zeigen sich jene Pfaffenkinder als die rechten Söhne des Antichrist, indem gerade sie allem Bösen Vorschub leisten. „Der official ist eins pfaffen sun, dorumb stroff er nit die pfaffen, daz si daz almûsen verzeren mit ieren kinder“ (f. 157aC). Macht man aus jener Teufelsbrut Ritter, so werden sie in der Schlacht feldflüchtig (f. 166b); als Richter sind sie bestechlich: „het im der arm man nut zû schenken, so ist kein gnad oder gerechtikeit, sunder sin urtel: man soll dem armen man sin keug nemmen, im sin hus verbrennen“ (f. 174bA).

Die hauptsächliche Schuld an den Verirrungen des geistlichen Standes misst der Verfasser der überreichen Ausstattung der Kirche mit weltlichem Gute bei. Kaiser Constantin's Schenkung hat den ersten Grund zum Verderben gelegt; Geiz, Habgier und Genusssucht sind seitdem unter dem Klerus üppig emporgeschossen. „Nun so hant die stifter und closter den zehen, und geben weder dem armen noch dem keiser nut, und koufen witter mit dem opfer korngult, wingult und pfenninggult und verpfenden daz ganz erdrich, und mufs der mechtig zû armût kummen und der almûssen-esser ein herr genannt werden“ (150bD). Obwohl die Pfaffheit in Deutschland, besonders in der Pfaffengasse zwischen Köln und Basel, mächtiger und reicher ist, als in jedem andern Lande der Christenheit (f. 72bB), so geht doch ihr tägliches Sinnen und Trachten darauf, ihre Einkünfte und ihren Besitz immer noch zu mehren; kein noch so verwerfliches Mittel wird, wenn es sich um die Verfolgung jenes Zieles handelt, unversucht gelassen. „Der priester seit, er well dich in daz himelrich betten, und er stelt tag und nacht zû leben mit der volle und mit aller gittikeit, die dem lieb dienen, und will . . . wider sin verscribnen eid leben“ (f. 199bD). „Pfaffen und munch hand die schoff geschoren und daz fleisch under der hut des armen mans an sich geeignet, und hort (!) nit uff, er mach ein gult uff den totlichen lichnam. er seit, er wil in und all sin vordern dem tuffel nemmen und heischet 4 und 8 schilling fur den drissigsten und 1 pfund fur daz jorgelt und 20 guldi zû einer gedechtnufs, dazû das best kleit . . . do ist kein furst noch herr, der do sprech: daz ist unrecht!“ (f. 67bC). „Wan der priester kumpt zû eim kranchen, der in todesnotten ist, so lert er den kranchen stellen, er heist im 20 oder 30 guldi an ein jorzit machen und berûfft die kinder darzû und seit vom himel: wen er nimmen ist, so went si sinen denken, wie ob[1]) die

[1]) = bis.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kinder mit ungedult jo sprechen. der priester will haben daz gůt und machen ein lesen[1]) willen. do ist kein richter, der do sprech: daz gůt ist nimmen sin, er lit gefangen, ein gefangener man mag nutz vergeben, ouch nutz verkoufen, ufs ursach, er mag den kouf nit fertigen, wan er ist nit gesundes libes, sunder schwach" (f. 159aD; vgl. f. 60bD). Über die Rechtsansprüche der enterbten Kinder setzen sich die gewissenlosen Geistlichen leicht genug hinweg; dem Toten aber zieht sein Vermächtnis den Fluch seiner ins Elend geratenen Kinder zu (f. 125aB). Dankbarkeit für die ihnen überwiesenen Gaben, namentlich für diejenigen des schnöd überlisteten armen Mannes kennen die geistlichen Erbschleicher nicht. Sie saugen das Blut des armen Mannes gleich einem Blutegel; „wan si genůgt sug des blutz von dem menschen, den so veracht si in und fluhet." (Ebenda.) Christliche Nächstenliebe ist ihnen fremd: „der pfarrer setzt ein knecht uff die pfarr, dem gipt er den helm[2]) und er nimpt daz korn; er vertůtt daz opfer gotz unnutzlich, daz der armen ist. kumpt ein arm mensch fur sin tur, gefellet es der kellerin, so gipt si etwan einen armen man ein stukli brotz. aber kumpt ein starken[3]) [betler], der stot uff den predigstůl und lůg mit gewalt. der arm man got darzů und lot sich bestrichen[4]) umb ein haller oder pfennig; es wer im weger, er geb daz almůsen einer farenden dirnen, daz si von sunden mocht lossen, dan daz er's [geb] dem bitter, es sig sant Peter oder sant Paulus potschaft. ursach: der bitter vertůt daz mit anderen dirnen. darzů hilf der arm man zu sůnden; geb man im nit, so belibt die licht frow nit in sunden bi im. mich nimpt wunder, daz die heilgen so tugendhaft sint und nit die lugen, so si uff si tůnd, abstellen oder so mit der selbigen plag schlahen" (f. 179aC). Im Widerspruch mit den Worten Christi will der Klerus seine Lämmlein nicht weiden, sondern schinden; „nun so ist niergen mesleser, der weder pfarlere noch wegwifs dem gemein man umb daz almůsen tůwg, so sin fordern stift hand, sunder er sitzet mit siner dirnen offenlich und vertript den frummen man schendlich von sim eigentům und darzů verbutt er im alle cristenliche ordnung. er lot in umb daz sin vermaledien und, stirpt er in der clag, er lot in uff daz ungewicht graben" (f. 176bA). „Der geistlich vertribt den armen umb dez almůssen willen, so sin furderen an die pfrůnten hant geben, und so verflůcht der arm man

---

[1]) = letzten.
[2]) d. h. den Halm.
[3]) Hs.: starnen.
[4]) d. h. anschmieren, betrügen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sin forfaren, daz si daz erbgůt beschnert[1]) hand und dem geistlichen geben, der sin sel domit verdirpt: ich můſs min schweiſs vererren[2]), daz ich den geistlichen full!“ (f. 159aA) „So geistlicher, so geitlicher!“[3]) (f. 62bA).

Die zugunsten der Kirche gemachten Stiftungen leisten unter dem Einfluss der eingeschlichenen Missbräuche geradezu der Demoralisierung des Volkes Vorschub: „Die groffen, friherrn, ritter und knecht, die purger und puren glich dem herrn geben ir gůt an pfrůnden, daz si dem gmein man mit wůcher oder mit ubernutz hand abgenommen. die meinen, si wellend domit ein gůt werk volbracht haben. do wiſs, daz einer der sel ein pin macht, dan gnod der ewigen selikeit erlangen. wes ist die schuld? sprich[t] der arm man: des priesters! der solt die 7 werk der heilgen barmherzikeit mich underwisen. er solt mich kranchen sůchen und den rechten weg leren, mich spissen und in minen notten trosten und sagen: hest du unrecht gůt, gib wider! nit geb's an kilchen! es gehort gott kein stollen gůt zů, sunder den erben; und sint kein erben, so gib zweimol als vil umb gottes willen armen lutten! aber der priester lert in sin testament machen . . .“ (f. 192aA). „Die geistlichen hant erdocht ein stinkent [sund?]: si verkoufen daz gůt und koufend daz rich Luciferi indem, daz si uſs dem almůsen gult machen und ir huser lihen zů sunden. si uberkummen mit ieren worten pfarkilchen, die si nit solten regieren, und nemmen si den kern von der pfarr und setzen ein frowenwirt dor uff die pfarr, dem gent si die spruweren. will er sin wib und kinder erneren, er můſs die sacrament verkoufen, deſsglichen die meſs: als gib mir 2 guldi, ich will dir ein XXX. lesen; gib mir 8 schilling, ich mach dir ein bekentnus (?)[4]); sigest tu in der unee, so nimpt er den banschatz[5]). dan wilt du daz sacrament han, du můst in lonen. all opfer und zehend sind verloren!“ (f. 155bB; vgl. f. 89aC)[6]).

[1]) zu lesen: beschwert?

[2]) Fehlt bei Lexer a. a. O.; sicher von „ern, eren“ = akern, pflügen (Lexer I, 657) abzuleiten.

[3]) gitlich = gierig (Lexer I, 1025).

[4]) bekanntnisse hier wohl in der Bedeutung = Zeugnis, Urkunde (Lexer I, 163). Oder = Sündenbekenntnis, Beichtformel?

[5]) Lexer I, 123 giebt die Bedeutungen: Lohn des Bannwarten, Geldbusse für Baumfrevel. Hier möchte an eine Abgabe für die Lossprechung vom Banne zu denken sein.

[6]) Über den weitverbreiteten Unwillen gegen die Ausnutzung der Bevölkerung Deutschlands durch die Kurie, den Klerus und die Klöster zu Anfang des 16. Jahrhunderts vgl. Schmoller in der Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. XVI, 668 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie steht es nun mit der Wirksamkeit der weltlichen Obrigkeit? Auch auf diese Frage ist des Verfassers Antwort eine trübselige, ja hoffnungslose. Je weiter die staatsrechtlichen Theorieen des Verfassers die Aufgaben des kaiserlichen Amtes stecken, desto bitterer ist für ihn die Erfahrung, dass der derzeitige Träger der Kaiserkrone, Maximilian I., so wenig daran denkt, seinem Berufe als Reformator der Kirche, des Staates und der Gesellschaft gerecht zu werden. Wir wiesen schon früher darauf hin, dass während der allmählichen Entstehung des Werkes Misstrauen und Abneigung gegen Kaiser Maximilian bei dem Verfasser sich mehr und mehr festgesetzt hat. Des Kaisers Reichspolitik findet, in schroffem Gegensatze zu den verlogenen Lobpreisungen Maximilians seitens der humanistischen Kreise, kaum in irgend einem Punkte die Billigung des Verfassers. Dem französischen Erbfeinde gegenüber, dem der Verf. ganz im Sinne des patriotischen Ritters Hans von Hermansgrün[1]), durch einen frischen, fröhlichen Krieg „bis uff den letsten mann“ am liebsten den Garaus machen möchte, versäumt es der Kaiser, die ihm über Frankreich zustehende Oberherrlichkeit zur Geltung zu bringen. In grimmigem Zorne lodert der Verfasser über den Abschluss der Ligue von Cambray (1508) auf, die Deutschland die gleich verhasste Allianz Frankreichs und des Kirchenstaates aufzwingt. Was kann diese Allianz mit den hinterlistigen Welschen, die unter dem falschen Scheine der Versöhnung auf die Gelegenheit zu erneuter Feindseligkeit lauern, dem Reiche anderes, als Böses bringen[2])? „Wan ein frummer furst[3]) sich mit den versûnten vinden understott zû rechen, so gedenkt der versûnt vint: waz ich andermols schaden han genommen, wil ich mich wider erholen, und wirt durch die reis mechtiger, dan er fur ist gesin. es verglich sich fast, der kunig von Frankreich het der Tutschen nacion nit vil gûtz thon, dazû eim Romsch kunig sin gemahel endpfrembdt und darnach des Romsch kunigs dochter der kronen Frankreich entroupt[4]), und wer kein wunder, gewunn er Venedig! er under-

---

[1]) Vgl. Ulmann's interessante Mitteilung über ihn in den Forschungen zur Deutschen Geschichte XX (1880), 67 ff.

[2]) Unserm Autor stimmt Ulmann (Kaiser Maximilian I., Bd. II, 370) bei, indem er zutreffend bemerkt, dass die Beteiligung Maximilians an der Ligue von Cambray ein grober und unverzeihlicher Fehler gewesen sei, durch den dem französischen Einfluss in Italien der Weg geebnet wurde.

[3]) *Hs. add.*: will.

[4]) Die Maximilian I. angetraute Erbin der Bretagne, Anna, wurde bekanntlich 1491 zur Auflösung dieser Ehe und zur Verbindung mit Karl VIII. von Frankreich genötigt, während der Letztere seine Verlobung mit Maxi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stůnd den Rinstrom auch inzenemmen, so er dan bi siner kron geschworen het, er well Strofsburg gehan" (f. 129bD). Ist doch bekannt, dass „die Weldschen keim Tutschen hold sind, geneigt, alzit gůtes mit bosem vergelten, wie abermols ein kunig von Franchreich het Meiland, daz grofs kleinat des Romschen richs, an sich bracht, darzů den babst in ein or gebissen, daz er mer tůt, den er von got in befel het; an im sol es nit erligen, begert ein kunig[1]) die Romsch kron, si wirt im verscriben" (f. 125aC). „Dorumb nimpt mich disser punt seltzen, so ein Romscher keiser sich verbint, ein krieg mit sinen vienden wider die sinen zů fůren und die Tutschen nacion in dem verachten, als ob die Dutschen nit mechtig sien, Venedig zů gewinnen, daz doch ist die arm statt noch derwer zů schetzen ist, so daz Rombsch rich under sich hatt: si hant weder wasser noch win, kein holz, kein mel oder mull, kein fleisch, dan arlein, waz man in teglich zůfiert" (f. 125bD). „Es ist ellend ze sagen, ein kunig mit eim knecht[2]) frid ze machen. etlich schiken ir botten inen[2]) zů umb . . . ein frid ze machen. si betrachten nit, wen der versůnt frund[2]) erzurnt wirt, daz er gedenkt an den schaden, der im bewisen ist. darumb vil besser wer zů verdulden ein schatzung oder ein tribut . . ., daz man den fiend[3]) můst geben, und den fiend[3]) bekriegen uns uff den letsten man. schandlich ist, wen sich ein geborner man ergipt mit eim puren zů kempfen. besigt er, ist im kein er . . ., lit er nider, so kans niemantz genůg verachten[4])" (f. 128bC). Der päpstlichen Allianz steht der Verf. mit dem äussersten Misstrauen gegenüber. Nachdem er des Papstes Julius II. feindliches Vorgehen gegen Venedig vom Jahre 1509 geschildert, bemerkt er: „Man merkt nid und has und eigenen nutz" (f. 135aA); wie komme der Papst jetzt dazu, die Deutschen gegen die Venediger aufzuhetzen? Habe er es denn ebenso genau mit der Ungerechtigkeit der Sache Venedigs genommen, als sie im vergangenen Jahre, im heimlichen Bunde mit dem Papste, dem Hause Österreich so viele Städte und Schlösser abgewannen? Deutschland möge doch daran denken, wie einst Karl VIII. durch päpstliche Unterstützung Neapel einnahm und wie der Papst Alexander VI.

---

milian's Tochter Margaretha rückgängig machte und die Prinzessin ihrem Vater zurücksandte. Vgl. Ulmann, Kaiser Maximilian I S. 134 ff. und oben S. 98.

[1]) d. h. der französische König.

[2]) d. h. der König von Frankreich.

[3]) d. h. Frankreich, im Falle es die Oberhand gewinnt.

[4]) d. h. der Krieg des Kaisers gegen Venedig bringt Ersterem in keinem Falle Ehre.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die frommen Deutschen in Rom umbringen liess! (f. 134aB). Als Resultat der Ligue von Cambray prophezeit der Verf. ein Bündnis Venedigs mit den Türken, die Rom einnehmen und bis zum Rhein vordringen werden (f. 189bD; 135aD).

Auch sonst kargt der Verf. mit offenen und versteckten Vorwürfen gegen den Kaiser nicht. Bei der Erörterung des bairischen Erbfolgestreits nimmt er gegen Maximilian Partei und stellt u. A. die durch diesen veranlasste Hinrichtung des bairischen Kommandanten von Kufstein, Hans Pinzenauer, mit den Unthaten Abimelechs zusammen (f. 64aA; 78bA; 130aA). Auch bei der Darstellung der Konflikte des Kaisers mit den Schweizern, steht er, wie wir gesehen haben (S. 90 f.), auf der Seite der Eidgenossen. Auf Maximilians unstete Plänemacherei zielt offenbar die Bemerkung: „dorechtiglich wirt erkent, der anschlag [macht], die nit muglich sint, und noch vil schnoder wirt der geacht, der understott zů regieren und ist nit geschikt darzů, und witter, der sich sachen underzucht, die im nit befolen sint . . . etlich went kriegen mit worten und daz schwert nit in die hend nemmen“ (f. 122bB); und an anderer Stelle: „darumb seit der narr: der ist unweiser, den ich, der sich wis schetzet und tůt nerrisch, als einer, der niemantz rotz begert und weist selber nutz. noch unwiser ist der, der sich vil gescheft annimpt und weist keins mit nutz uſszůtragen. der wirt veracht, der sin eigen land verlot und will frembde land gewinnen. der wird verspott, der sůcht daz, daz im mit recht nit geburt“ (f. 119bA).

Des Verfassers Äusserungen über die innere Politik Maximilians sind für uns um so wertvoller, als uns über die Stimmung der breiten Schichten des Volkes gegenüber dem von den zeitgenössischen Dichtern und Humanisten vergötterten Herrscher nur recht spärliche Nachrichten vorliegen. Auch nach dieser Richtung lässt sich unsere Schrift höchst ungünstig über den Habsburger aus. Statt bei jeder seiner Regierungshandlungen die Förderung des Gemeinwohls ins Auge zu fassen, lässt der König sich von eigennützigen Motiven bestimmen, von gewissenlosen Hofschranzen verführen und missbrauchen. „Es sind vil diener, die am keiserlichen hoff uffstigen mit richtum . . . betriegen den herren, daz er si lichtlich lot uber[r]eden. als wan ein amptman einen ermurdet, so sind dri zů stund[1]) an bim keiser sagende: er hett im recht ton“ (f. 124bD). „Unser grosmechtiger herr keiser ist zů milt

[1]) Hs.: stand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und lot die sinen rich werden und sin keis. majestat kumpt in unglouben und grosveltiger allergrusamelacher sachen, wen die recht sagen: wen daz volk sich von ein scheidet mit drierhant conspirazion, so ist das rich zerrissen . . . do wer not, dieselben zu beschniden, die umb gelt und goben rotten zů widerwertikeit. si rotten, daz si nit tetten. daz hofgesint ist mit ein conspirirt: hilf mir hut, so hilf ich dir morn!" (f. 126aC) „Der keiser nimpt gelt von den wůcherer, furkaufer, ebrecher und macht in edel. domit schwecht er den cepter und sich selber" (f. 129aA). „Der scriber scribt, daz im der best zipfel am bet wirt, als am keiserlichen hoff die scriber hand den sekel und alles, daz dorin gehort, der kaiser daz nochsehen. daz macht ein unwillen rittern und knechten . . . so ist der bruch des keiserlichen hoffs: wen ein lehen ledig wirt, man gipt'z dem scriber. man sicht nit an sin alt herkummen, ob sin eltern daz verdient hant oder genofs sint lehen zů tragen" (f. 195aC)[1]).

Für pflichttreue Männer ist am fürstlichen Hofe kein Platz. Erwirbt sich jemand durch treulich erteilten guten Rat die Gunst des Königs oder Fürsten, so treten die Schmarotzer, Kläffer uud Augendiener zum Komplot gegen ihn zusammen und bringen ihn durch Lug und Trug um Amt, Besitz und Leben. Wohl nach eigenen Reminiscenzen erzählt der Verf. ausführlich den Verlauf eines solchen, gegen einen Vicedom am königlichen Hofe angesponnenen Complots, das mittels nichtswürdiger Anklagen zur Hinrichtung des Unschuldigen führte (f. 120aD ff). „Domit so wirt der furst, der keiser verfůrt, daz er etwan den schonen, geblůmten, lugenhaftigen worten mer kraft gibt und glouben darzů setzt, den den schlechten einfeltigen, die die worheit sagen" (f. 123aB). Aus seinen Schilderungen der schamlosen Durchstechereien, Intriguen und des wüsten Lebens an den fürstlichen Höfen zieht unser Verf. den Schluss: „Diewill die fursten die scriber und glisner, falschen redner, furstenverfůrer oder betruger nit von den hoffen verwissen, so sond si sich keiner wolfart versehen" (f. 121aB).

Dem Einfluss der gewissenlosen Hofschranzen schreibt der Verf. die moralische Verderbnis und Pflichtvergessenheit der Vertreter des fürstlichen Standes zu. „Es sond die edlen der fursten hoff sůchen,

---

[1]) Nach Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. II, 614 galt es den Zeitgenossen als Glaubenssatz, dass aus Maximilians Kanzlei nur durch geschmierte Hände Bescheide zu erlangen seien. Die schwäbischen Städte dachten 1507 daran, am Hofe einige vertraute Räte des Kaisers mit dessen Wissen in Sold zu nehmen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daz si hoffzucht erlernen und erkennen . . . aber man seit jetz, si leren die jungen an der fursten hoffen fullen, zůtrinken, schweren etc. ursach: daz si sehen und hören, dazselbig behalten si. man sich wenzig edelmenner, si sind bůler, jumphrowenschender etc., und daz bost darin: allen, wer sie darin welt underwisen abzůston, den went si todten . . . . unser furstender geben ir heil uff all unhusslicheit, si schemen sich nit, daz einer zů der unee sitzet oder sust ein ee bricht. wan ein furst grosser lieb het zů jagen, dan witwen und weisen zů beschirmen, heist nit ein her, sunder ein zerstorer der herschaft, und daz kumpt von kindlichen rott. also ich hör von herrn: ich han genůg, daz land ist min, si můssen tůn, waz ich will. nein, seit die glofs, man sol den wůtterich nit lossen regieren!" (f. 178aB). „Ein frummer darf an keins fursten hoff ziehen, als die wisen sagen: man soll kein tru in kein fursten setzen . . . etwen nemmen die fursten kein an ieren hoff, er wer dan von tugend probürd und sin ganz geschlecht erkunnet man, eb man im ein ampt lich; jetz so sind die scriber und glisner, wůcherer und ebrecher, fuller, gotzlesterer die liebsten an den hoffen, die sunder barmherzikeit dem gemein man daz sin nemen, nuw beschwernufs erdichten. die ierend nutz mer sůchen, dan den gemein nutz, worend etwan genannt dieb; nun so sint si besitzen[d] die besten ampt der fursten" (f. 121aC). „Es ist kein herr, der noch dem gebott gottes mer well leben, sunder ufs ierem eignen gewalt, und die amptlut helfen darzů" (f. 178aD)[1]).

Mit Erbitterung gedenkt der Verf. an zahlreichen Stellen der Zwietracht unter den deutschen Fürsten, der unaufhörlichen Fehden, die, aus selbstsüchtigen Motiven begonnen, das Land verwüsten und das Reich zur Freude und zum Vorteil des französischen Erbfeinds schwächen. Dem Beispiel des Tyrannen Roboam „volgen noch hitbitag unser fursten. si sond zůsehen, daz in nit geschech wie Roboam geschach . . . secht, der loblich gart zwischen Bingen und Basel, Elsas genannt, ist geteilt in vil hent der fursten, die klein umb ein keiser geben und vallend iren schlaffen zů, daz sind Galli" (f. 69aC). „Jetz wan ein furst kriegen will, so ist das erst, daz er tůt, er nimpt dem puren rofz, ochsen, keug und pflůg und waz er hat und darzů verbrent der[2]) rutter hufs, schuren mit den fruchten. waz victori solten si han? der

[1]) Ganz ähnliche bittere Bemerkungen Ulrich von Hutten's über die Verderbnis an den fürstlichen Höfen siehe bei Roscher, Gesch. der National-Ökonomik in Deutschland S. 47.

[2]) Hs.: er.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arm verflůcht den fursten" (f. 53bC). „Die fursten solten witwen und weisen beschirmen; so machen si die mit ieren unnutzen kriegen" (f. 165bB)[1]). Um wie viel besser wäre es, statt sich in inneren Kriegen zu zerfleischen, „wir hetten die Romer, Kriechen oder Franzosen zinsbar gemacht! So wer daz silber und gold, so die geistlichen gon Rom umb ir bestettung tragen, wider zů uns kumen" (f. 130aB).

Von den Beratungen der Reichstage über die Reichsreform erwartet sich der Verf., nachdem man seine eigenen Anträge so rücksichtslos abgewiesen, keinen Erfolg: „Wofur ist es nutz, daz die fursten sich vereinbaren und zammenkummen an vil enden, als zů Wurms, zů Friburg, zu Augspurg und anders, nütz trachtend dan beschwernus uber den armen?" (f. 130aB). Wo bleibt der Wormser Landfriede, angesichts der Vergewaltigung der Reichsstadt Boppard[2]), die mitten im Frieden, trotz des Einspruchs des Reichstags, von dem Erzbischof von Trier 1497 erobert wird (f. 54aD; 57aB), und angesichts der Beraubung des armen Mannes durch die Raubritter, gegen welche der Geschädigte umsonst die Gerichte anruft (f. 54aC; 178bD)?

Den ritterlichen Stand hat einst die urdeutsche Gesetzgebung der Trierer zum Schutze des Landes und zum Schirm der Schwachen eingeführt. Wie oft werden jetzt aber diese Pflichten von den Angehörigen des Ritterstandes vergessen! „Nun, so will all man lehen han von dem fursten, aber nit sin leben fur den fursten darstellen. si schemen sich nit, daz si hant geflohen" (111bB). „Nun so sind fuller, suffer, wůcherer edel genant . . . . die ouch nie kein gůt tot um Christus willen ton hant. wo dan ein furst mit dem volk in daz feld kumpt, so ist die flucht bereit. bi win wend si die fiend schlahen, darumb si im feld fliehen wider zů dem win" (f. 117aA). Statt den Bauersmann zu beschirmen, sind die Ritter jetzt „geneigt, den armen man zů verderben, do mit schatzung, do mit brant" (f. 163bB) und „den pflůg und waz zů dem pflůg gehort," zu berauben (f. 178bC); die Ritterschaft „macht jetz witwen und weisen, si totden den akerman und berouben witwen und weisen" (f. 199bD).

---

[1]) Über die verderblichen Folgen des Fehdeunwesens im 15. Jahrhundert vgl. die Nachweisungen bei W. Vogt, die Vorgeschichte des Bauernkriegs S. 27 ff. Ulman, Kaiser Maximilian I., Bd. II S. 588 kommt bei seiner Skizzierung des fürstlichen Standes zu der Zeit Maximilians I. zu dem Resultate: „Der herrschende Zug in der Physiognomie dieser Herren ist Selbstsucht und eine, allerdings gradweise abgestumpfte, Unbekümmertheit um die vernünftigen Interessen des allgemeinen Wesens, wie der Beherrschten."

[2]) Vgl. darüber Ulmann I, 559.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die geschilderte Entartung des ritterlichen Standes, der neuerdings sehr zutreffend als das „enfant terrible“ jener Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnet worden ist[1]), wird nach der Ansicht des Verf. noch dadurch fortdauernd gesteigert, dass ihm eine Menge unsauberer Elemente zugeführt wird, namentlich aus dem Stand der Kaufleute, die ihr Vermögen mit Lügen und Trügen gewannen, und denen nur ihre Geldzahlungen an die kaiserliche Kammer die Rittersporen verschaffen. „Man macht jetz wûcherer, frowenscender, gotzlesterer zû edelluten; der keiser nimpt gelt und spricht: bis edel! der canzler gipt im ein brief und gebutt, wer denselbigen undiglichen[2]) menschen nit fur ein edelman erkent, der soll funfzig marg goltz dem keiser verfallen sin. der ist dan herter dem armen man dan ein geborner man; in im ist kein edele tugend“ (f. 164aB). Diese unwürdigen Ritter sind im Felde die Ersten bei der Flucht, und während früher die Herolde jeden feldflüchtigen Ritter aus dem Heere ausstiessen und zum Zeichen dessen das Tischlaken vor ihm abschnitten (f. 53aD; 178bA), bleibt jetzt die Feigheit, wie jeder andere Verstoss gegen die Ritterpflichten ohne Rüge (178bA; passim).

Des Verfassers Mitteilungen über die Lage des „gemeinen Mannes“ — unter welchem man offenbar durchgehends den Dorfbewohner zu verstehen hat — beanspruchen unser besonderes Interesse. Dass diese Schilderungen sine ira et studio entworfen sind, wird man ebensowenig zugeben können, als sie bei der Entscheidung der Frage nach der rechtlichen und socialen Stellung des süddeutschen Bauernstandes zu Beginn des 16. Jahrhunderts ausser Betracht zu lassen sind; vor allem als Symptom der am Vorabend der Reformation unter der oberrheinischen Landbevölkerung gährenden Unzufriedenheit gewinnen die Angaben des Verf. Bedeutung und dienen nach dieser Richtung als erwünschte Ergänzung des bisher veröffentlichten, keineswegs sehr reichhaltigen, Quellenbestandes zur Vorgeschichte des Bauernkriegs.

Um die von dem Verf. an den socialen Zuständen seines Zeitalters geübte scharfe Kritik richtig zu würdigen, müssen wir schon jetzt einen Blick auf die jener Kritik zugrundeliegenden rechtsphilosophischen

---

[1]) Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. II, 589. Über die durchgreifende Abwandlung des Kriegswesens und ihre Beeinflussung der politisch-socialen Stellung des Rittertums im 15. Jahrhundert vgl. Delbrück in den Preuss. Jahrbüchern 53 (1884), 548 ff.

[2]) Fehlt bei Lexer, Mittelhochd. Handwörterbuch. Gehört wohl zu dihen, gedeihen, wie undige = unedel (Lexer II, 1814).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auffassungen werfen. Deren Eckstein bildet die Lehre von dem Gegensatz zwischen dem „natürlichen“ und dem geschichtlichen, positiven Rechte. Als das natürliche Recht, auf dem die angeblichen Gesetzgebungen Japhets, Enochs und der altdeutschen Könige von Trier fussten, noch in Geltung war, hatten die Menschen alle Dinge gemeinsam und lebten wie Brüder auf Erden (f. 27bD; 32bA): wir werden sehen, dass der Verf. ernstlich an die Wiederbegründung eines solchen kommunistischen Idealstaates gedacht hat[1]). Seine Beurteilung der bestehenden Rechtsverhältnisse ist denn auch eine um so abfälligere, je weniger dieselben mit Rücksichtnahme auf den „gemeinen Nutz“ und die Freiheit und Gleichheit Aller geordnet sind. „Ein statut oder gebott von gott ist von vernufft der natur geben. aber der amptlut gebot ist ein herdocht gebott, etwan nutzlichen, etwan als vil als wider daz gotlich recht. darumb wan ein mechtiger herr lot ein bosen bruch wachsen uber daz gotlich recht, tût wider got groslich. er wirt ufsgescriben von dem gnadriechen liecht gotz“ (f. 179bC). Dem natürlichen Recht diametral entgegengesetzt ist das den rohen Egoismus des Einzelnen befördernde römische Recht: „All bosheit ist von den Latinern erstanden; si setzen jus Quiritum militare, daz ist min, daz ist din. domit brochen si all frundlicheit und die liebe gottes, wan daz [romisch] recht ist wider das naturlich gotlich recht, dorvon nid und hafs erstanden ist“ (f. 73bD; 51bB).

Mit den Forderungen des natürlichen Rechtes verträgt sich am wenigsten das Institut der Leibeigenschaft, das denn auch an unserem Verf. einen heftigen Gegner findet. „Die guldi bull und keiserliche reformacion wisset ufs, daz wir Dutschen sind fri, ledig noch dem bûchstab Karoli Magni, all edel, . . . [haben] das ganz erdrich regiert und gewaltiglich besessen und in kurzen wellen [wir] mit der hilf gotz alle land wider in die alten statut bringen“ (f. 103aA). Aber es ist jetzt „in dem bruch kumen, der[2]) do ist wider alle friheiten der tutschen nation: der edelknech[t] oder der herr zwingt sin hinder-

[1]) Bekanntlich hat auch nach der Auffassung der Kanonisten, die wahrscheinlich unseren Autor beeinflusst hat, die Gütergemeinschaft als der ursprüngliche Zustand gegolten: „nach dem natürlichen und göttlichen Rechte sind alle Dinge den Menschen so gemein, wie die Luft und das Sonnenlicht.“ Vgl. Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland S. 5. Über die Nachwirkungen dieser Lehre im Reformationszeitalter vgl. Schmoller in der „Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss.“ XVI, 692 ff. und Jellinek, Adam in der Staatslehre (Neue Heidelb. Jahrbb. III, 1893, S. 135 ff.).

[2]) Hs.: die.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sessen[1]), si můssen frônen, daz sin[2]) buen, aber kein schirm sind si von im wissend[3]). daz ist diebstal und mer dan ander diebstal durch sin bossen gewalt. und seit: du bist min eigen man, und keiser Karolus het uns Tutschen gefriet, als der titel de hominiciis (sic!) uswisset. einer ist sim herrn verscriben, aber er ist nit sin eigen, sunder als lang und diewil der her sin hindersach (sic!) frundlich helt[4]), so mag er bi im bleiben, aber kein Tutsch ist verkouft, so den Turken, Rômer dik verkouft sind" (f. 160bA). Der Fürst und Adelige wird daran erinnert, dass er selbst „ist des blůtz, so von Adam all hand," dass „wir sind all gebrůder von Adam herkummen", dass „der heist nit edel, der nit in tugend lept" (f. 103aB; 102bD; 50bA).

Wie wenig entsprechen die thatsächlichen Zustände im Lande der „freien Deutschen" den Theorieen des Verfassers! Die gleiche Verachtung des natürlichen Gesetzes, welche zur Einführung der Leibeigenschaft geführt hat, giebt sich in den verschiedenartigsten Beeinträchtigungen des gemeinen Mannes kund, besonders des bäuerlichen Standes, der doch „uns die frucht buwet, dovon wir leben sollen" (f. 99bA)[5]) und den der Verf. unter dem Einfluss einer im spätern Mittelalter weit verbreiteten Anschauung[6]) in schrankenloser Weise idealisiert. In leidenschaftlicher Klage bricht er gegen alle Mächtigen, als den Feinden des armen Mannes los: „Die wisen sagen: man sol den jungen erneren; dargegen soll derselbig flifs mit keren, wie er den geber zů frund behalt, der im gůtz tůt. aber es kumpt gar dik, daz der mechtig nit erkennt, waz im der klein tůt. er meind, er můfs tůn, und umb ein klein sach ubergipt er in und stosset in umb. er sicht nit an die gůtheit, sunder er het ein froud (sic!), in zů verderben. dorumb so sag ich: den gewaltigen ist nut zů vertruwen; in in ist weder gloub noch barmherzikeit, und hand die armen lieb, diewil si geben, aber si denken nit, warumb si daz endphohen. wir sind vor gott schuldig, den armen zů beschirmen. daz und desglichen wirt ein geselschaft zůsammentriben, daz man die mechtigen, beid geistlich und weldlich, wurt stroffen. und wan der gemein man understott zů wůtten, so grost[7]) er[8]) im herzen

[1]) Hs.: hinderssem. — [2]) Hs.: im. — [3]) zu lesen: niessend? — [4]) Hs.: hat.

[5]) Der Verf. vergisst nicht zu erwähnen, dass in vereinzelten Fällen auch noch friedliche Verhältnisse zwischen Herrschaft und Unterthanen bestehen: „Wir sehen, wan der furst sin hindersassen gnediglich halt, so sind si fridsam mit im und hand in lieb" (f. 163aB).

[6]) Vgl. v. Bezold, Histor. Zeitschr. Bd. 41 (1879) S. 32 ff.

[7]) grôzen = gross werden, schwellen. Lexer I, 1095.

[8]) Hs.: und er.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und setzt kein barmherzikeit und bezalt mit dem mefs, domit man im[1]) gemessen hatt" (f. 130bC).

Auf die Ursachen dieser revolutionären Stimmung geht der Verfasser mit breitester Ausführlichkeit ein[2]). Die Ausnützung der finanziellen Leistungsfähigkeit des gemeinen Mannes und der Missbrauch seiner Arbeitskraft durch Frohndienste stehen in vorderster Reihe, und hiebei ist wieder vor allem der geistliche Stand beteiligt, der es — wir erinnern an die früher angeführten Urteile des Verf. über den deutschen Klerus — durch die verwerflichsten Mittel dahin gebracht hat, dass ihm ein ungeheuerer Besitz an Grund und Boden wie an Capitalien zugefallen ist. Vom freien Besitz seines Eigentums durch den habgierigen Klerus und die Übergriffe der weltlichen Gewalthaber grossenteils verdrängt, seufzt der kleine Mann unter der Last von Zöllen, Abgaben und Frohnden, unter der „nuw-fundigen gewalt, als wan der herr sin undersefs witer trengt, dan daz recht gibt, oder dienstet mit iren zollen und ander nuw-fundige beschwernis" (f. 16aA). „Ich lis, es sig diebstal, wan der arm ufs sim blůtigen schweis můfs geben. der koufman schlecht den zol uff die pfendwert[3]), di der arm můfs han, als isen, salz etc. und darzů sin eigne frucht, die er verzehenet hett, und můfs dan dem pfarrer den notter-zehen[4]) geben, daz ist von dem fich, so er von dem verzehenetten gůt hett erzogen, darzů

[1]) Hs.: nie.

[2]) Vgl. zum Folgenden E. Gothein, Die Lage des Bauernstandes am Ende des Mittelalters, vornehmlich in Südwestdeutschland (Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst IV, 1—22), W. Vogt, Die Vorgeschichte des Bauernkriegs (1887) und K. Lamprecht, Die Entwicklung des deutschen Bauernstandes im Mittelalter (Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst VI, 1887, S. 18 ff.). Nach Lamprecht „stellt sich im späteren Mittelalter neben den wirtschaftlichen Ruin des Bauernstandes zugleich der rapide Verfall ganzer ländlicher Bevölkerungsklassen auf rechtlichem Gebiete." Wir werden sehen, dass dieses Urteil durch die Schilderung des wirtschaftlichen und socialen Elends des oberrheinischen Bauernstandes, wie sie unsere Schrift enthält, allseitig bestätigt wird. Ein guter Teil der Klagen des Verfassers kehrt dann in den Beschwerde-Artikeln der aufständischen Bauern — wir erinnern nur an die bekannten Stühlinger Artikel (Baumann, Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges aus Oberschwaben S. 188 ff.) — im Jahre 1525 wieder.

[3]) phenninc-wërt = was einen Pfennig wert, dafür zu haben ist, Verkaufsartikel, Waare (Lexer, Mittelhochd. Handwörterb. II, 240).

[4]) Zu lesen: votter-zehen (von vuoter, Futter)? Schmeller, Bayer. Wörterb. 2. Ausg. II, 1102 verzeichnet einen „Porzehent" und einen „Vorzehent". Oder = Naturalzehent? Über die verschiedenen Zehent-Arten vgl. Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaus. 11. Aufl. S. 395 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vale[1]) und dise vier opfer (?). und will ein man, daz man im sin wib bericht, er můſs darzů dem priester lonen, der im daz sacrament bringt. stirbt si dan, so wil der priester sin selgret han, gott geb, der arm man hei[2]) oder nit . . do ist kein furst, der do seit: ich wil min hindersessen unbeschwert han, man soll daz sacrament, so des touffz, bichtz oder des fronlichams (!) Christi nit koufen" (f. 179aA). „Witter si legen schatzung uff den gemein man mit umbgelt, beschwernus, mit dem gewild, si ziehen die almend an sich, daz ist, domit man den gemeinen nutz solt offenen und handhaben, den wend si under sich eignen" (f. 67aD). Zu den mancherlei Zehnten und Zinsen kommen noch die Abgaben des Sterbefalls und des Besthaupts, die unnachsichtlich eingefordert werden: „wo das nit bar do ist, so ist all sin gůt verbant [und] verpfendet" (f. 67bC). Als grosse Beschwernis bezeichnet ferner der Verf. die in den Bauernbeschwerden von 1525 oft genannten ausserordentlichen Kriegs- und Reisesteuern: „wan ein furst risen will, so leit er schatzung uff sin arm lut, desglichen die trabanten uff den armen man, der in dri weg for beschwert ist, do mit zinsen, den wůcherern, mit reisgelt, und uff daz letst kein schirmen von sim herren. do wer billicher, daz der kunig die pfantherrn beschwert, die do sint den armen mann beschweren" (f. 114aD). Auch die fürstlichen Schreiber und Kanzler, die statt mit Rohr mit goldener Feder schreiben, heischen ihren ungemessenen Teil: „ist es nit jemerlich und schedlich zů horen? ein scriber eins herren helt mer stat dan sin herr. er nimpt den ubernutz, daz ist: wenn er ein helwert[3]) papir oder pergamen verscript, so můs man im ein guldi gen" (f. 67aA; 67bB). Die Klagen des Verfassers, dass die Geistlichen die zu ihren Gunsten gemachten Stiftungen von Gülten und Zinsen dazu benutzen, um sich bei Gelegenheit säumiger Zahlung vollständig in den Besitz der belasteten Güter zu setzen, wurden schon oben berührt.

Drückend lastet ferner auf dem Bauern das landesherrliche und gutsherrliche Jagdprivileg, das rücksichtslos ausgebeutet wird. „Der edelman wil, daz [daz] gewild sig sin und verbutt den puren, daz er's nit darf totden, und můst sin berlichen[4]) schaden liden. den so kumpt der jeger oder valkner mit sin hunden und rit uber den somen und verderpt die frucht. wer nit wunder, daz di[5]) stimmen[6]), so der arm,

[1]) Die Abgabe des sog. Sterbefalls. — [2]) hei = er habe.
[3]) helwert (haller-wert) = was nur einen Heller wert ist. Lexer I, 1149.
[4]) berlich = offenbar. Lexer I, 128.
[5]) Hs.: sy.
[6]) hier wohl in der Bedeutung: Ruf, Geschrei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die ier sur arbeit můssen sehen undergon, [usscrit?][1]), daz uns daz fur vom himel endzundet und gůtz und boses verbrant" (f. 172aD). „Jst'z nit ellend zu sagen, daz ein wild tier sol mer friheit han, dan ein mensch? also zů merken: got ein tier eim armen man in sin wingarten oder boumgarten und tůt im grossen schaden, der arm man dar[f] daz nit zů tot schlahen. got aber ein ander frembd mensch in sinen garten, schlecht er in ze tot, man spricht: er het im recht thon; worumb nimpt er im daz sin?" (f. 172bB). Der Verf. empfindet diese Unbill um so schwerer, als er, ganz im Sinne der Forderungen des Bundschuhs und der Bauernartikel von 1525, das Recht des Jagens und des Fischfangs für Jedermann in Anspruch nimmt. Wider die heilige Schrift handeln diejenigen, die sich „daz wild zůschriben, wider all geschribne rechten (de feris)[2]) und wider daz wort gottes, als klor stat geschrieben: ich mach die tierer zů einer spis dem menschen" (f. 16aB). Nach göttlichem Rechte mag daher der Bauer den Hirsch stechen, und auch das römische Recht giebt die jagdbaren Tiere denen, die sie fahen; fiele aber ein Wild einem Jäger in den Strick „und er wer nit do, wer daz wer, der daz sech, des ist es[3]) . . . aber der bofs gewalt wider recht wirt bestedt durch den schmarotzer [und] ougendiener, der den fisch im wasser verkouft, eb er in facht" (f. 113bB). Unerlaubte Usurpation ist es daher, wenn einer, der edel heissen will, „will mit gewalt sin nebenmenschen bewisen: als daz gewild ist min, so in dem wald louft, der visch, so in dem wasser schwimmet, der hut hie ist, morn uber zehen mil. er gedenket nit: du bist nit mer vor gott, den ein ander mensch" (f. 88aB).

An zahlreichen Stellen äussert sich der Verf. über die Übervorteilung des kleinen Mannes durch Capitalisten und Wucherer. Da er gleich so manchem seiner Zeitgenossen jedes Ausleihen von Capital auf Zins als Wucher betrachtet[4]), so lässt sich ermessen, dass die

[1]) Das Verbum ist in der Hs. ausgefallen.

[2]) Vgl. die folgende Anmerkung.

[3]) Der Verf. bezieht sich hier ganz zutreffend auf die einschlägigen Bestimmungen der Institutionen II, 1 und Digesten XLI, 1.

[4]) „Wer het je grossern diebstal gehort, so den der wucherer ist? der lacht mit (*zu lesen*: hin?) 20 guldin, die gewinnen im ein jor ein guldi, im andren jor aber ein guldi und 3 crutzer . . . und so fur und fur. die 20 guldi hand kein heilgen-tag, si gent gewin tag und nacht etc." (f. 56bA; vgl. 176aD). Den Ertrag eines auf Zinseszins angelegten Guldens innerhalb von 100 Jahren berechnet der Verf. auf — 100 000 Gulden! (f. 56aB). Über die öffentliche Meinung rücksichtlich des Wuchers und Kapitalzinses im Reformationszeitalter vgl. Schmoller in der Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. XVI, 554 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

damalige Capitalwirtschaft, welche den Zinsfuss bis zu 50 und 80 % hinauftrieb, ihn im höchsten Grade empörte. Die Kirche, welche den Zinswucher zugelassen hat, trifft nach des Verf. Anschauung schwere Schuld, die noch dadurch gesteigert wird, dass die Geistlichen und Kirchenpfleger sich durch Ausleihen von Capitalien auf Zins hervorthun (f. 56bD; 100aA; 176aD), so dass manche Heiligen-Pfleger aus ihrem Kirchenpatron geradezu einen Bösewicht und Wucherer machen[1]) (f. 198bA; 61aA). Der Beteiligung der Juden an wucherischen Geschäften wird dagegen in diesem Zusammenhange auffallenderweise nicht gedacht.

Ins Einzelne eingehend schildert sodann der von dem leidenschaftlichsten Hass gegen alle kapitalistischen Spekulationen erfüllte Verf., wie der Wucherer den ausständigen Zins von dem armen Manne mit rücksichtsloser Härte eintreibt, wie „sin begern ist, daz ungewitter kumpt, daz er sin wûchergût fur dri gelt mugen verkoufen," wie er ohne Mitleid für den armen Schuldner „begert, daz die frucht verderben; er sûcht, daz im leid ist; er mert sin pin, in abgrund stigende" (f. 149bA). „Als jetz der bruch: sturb gott und wûchs weder loub noch grafs und brech der boden des underpfantz, do sint burgen, die mûssen schweren, andri pfant darzûtûn. der wûcherer sicht weder hagel noch ungewitter an, der arm mûfs zum dikermol fur ein fiertels korn daz ander jor 10 fiertel geben. do ist kein fiscal, do ist kein richter, der sag, es sig unrecht. ursach: der richter ist ein wûcherer" (f. 179bD). Noch schlimmer sind andere Praktiken der Kapitalisten und Wucherer: „Einer verkouft eim ein alt kisten und betladen und licht im korn oder weissen darzû und schlecht daz an umb 25 gulden dem armen. wil er nit hunger han mit sinen kindern, er mûfs dem ein pfant insetzen, ist 100 guldi wert. der scriber macht an (*sic!*) brief: wo der die 25 guldi nit git binnen jarsfrist, so ist das gût vervallen sunder all i[n]red und der mûfs verzigen uber all frihitten. und man soll den ufsliheren iren schlechten worten glouben. waz si sagen, mûfs man in geben, es si bottenlon oder briefgelt, so mit der gerecht oder ungerecht daruff ist gangen" (f. 56bC). Oder es versetzt einer sein Erbe, das 100 Gulden wert ist, für 25 Gulden und wird von dem Wucherer wegen versäumter Zahlung aus demselben verdrängt (f. 150aD).

Den wucherischen Geschäften rechnet ferner der Verf. die Preistreibereien der Kaufleute und Handelsgesellschaften und der

[1]) Über die finanziellen Geschäfte des Klerus im 15. und 16. Jahrhundert und dessen Stellung zur Frage des Zinsnehmens vgl. Schmoller a. a. O. S. 583 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Handwerker in den Städten zu, wie denn überhaupt von den Städten das Unwesen des Wuchers zum Schaden des Bauernstandes ausgegangen ist (f. 198aA). Man sollte künftig keinen geizigen Pfaffen im Reiche wohnen lassen, aber auch „kein falsch kaufmann, der ein uffschlag oder ture mit siner kaufmanschatz [macht], als die grossen geselschaften, ouch die furkoufer und mit namen die do mit falschen ellen, kornmefs, winmefs verbrennen, und darzů die amplut und die handwerklut, die sich mit ein verbinden: man můss uns han, wir wend nit minder von eim par hossen han, dan 2 plaphart, von eim wammist 4 und von ein langen rok 6, oder dem burger in sinem hufs umb 10 pfennig erbeiten; 2 pfennig wer genůg und die kost. daz ist alles wider den gemeinen nutz . . . die sol man mit dem schwert stroffen, wan si nemmen dem armen man, daz si nit verdient hand“ (f. 113aD). „Man lot den handwerker gold und siden tragen. der arm man můfs stark rutten im winter umb 3 pfennig, der schnider sitzet am warmen, und můfs man im 10 pfennig geben“ (f. 72aC). Des Diebstahls machen sich auch die Kaufleute und Vorkäufer schuldig, die „mer dan [den] arbeitzlon uff daz gůt schlahen“ [1]) (f. 162aA) und „nit wend umb bar gelt koufen und gebens dings umb zwei gelt“ (f. 160aA), ferner die Amtleute, die da Gewerb treiben „und nemmens, wie es in mag werden, so wir sehen an den wechselbenken, do si frembd munz verwerfen und si schnoder usgeben“ (f. 161bD) [2]).

Der Kriegszustand zwischen Fürsten und Unterthanen, zwischen Grundherren und Grundholden, zwischen Stadt und Land, den die vorstehenden, in manchen einzelnen Zügen allerdings gewiss subjektiv gefärbten, Mitteilungen erkennen lassen, wird nach der Darstellung des Verfassers durch den Umstand wesentlich verschärft, dass es dem gemeinen Mann an jedem Rechtsschutze seinen Unterdrückern gegenüber gebricht. So lange das alte deutsche Recht in Ehren gehalten wurde, war es um den kleinen Mann gut bestellt. Auch der Mächtige und der König selbst beugten sich der Allmacht des Gesetzes, das dem Hintersassen

---

[1]) Vgl. Schmoller's Mitteilungen über Luthers Anschauungen rücksichtlich der Taxation der Waren-Preise, die gleichfalls den Arbeitslohn der Preisberechnung zugrund gelegt wissen wollen (Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. XVI [1860], 492 ff.).

[2]) Über den fanatischen Hass, dem die kaufmännischen Geschäfte, namentlich der grossen Handelsgesellschaften, bei allen Klassen der Bevölkerung am Anfang des 16. Jahrhunderts begegneten, vgl. G. Schmoller a. a. O. S. 496 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schutz gewährte. Wie wir aber oben von dem Vf. hörten, ist der auf Grundlage der Gleichheit und Brüderlichkeit ruhende altdeutsche Rechtsstaat der Einführung des nichtsnutzigen römischen Rechtes zum Opfer gefallen. Durch das von dem Vf. gleichfalls höchlich missbilligte canonische Recht ist das urdeutsche Recht in seiner segensreichen Geltung noch weiter eingeschränkt worden (f. 95aB).

Wie weit das Zeitalter des Verf. von dem einstmals geltenden Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle!“ sich entfernt hat, erläutert die Schrift durch grauenvolle Schilderungen, welche von dem Zustande der Rechtspflege zu Beginn des 16. Jahrhunderts entworfen werden. Die Schuld an den eingerissenen Missbräuchen misst der Verf. neben der Gewissenlosigkeit der Richter und Urteilsfinder besonders dem mit der Einführung des römischen Rechtes in Aufnahme gekommenen Stand der Advokaten, der „fürsprecher und federleser“ bei. „Ein bruch jetz in der welt: man halt kein gescribnen rechten, das sind statuten, an camergerichten, hoffgerichten, lantgerichten, stattgerichten oder dorfgerichten mer. man spricht nach dunken. der fursprech tůt vil verlorner wort und will ein bosse sach gůt machen . . . der fursprech macht ein lange predig und verblumet die sach mit so vil gelerten worten, daz zůlest die richter entschloffen und lond die fursprechen mit ein fechten. und wan die sach zů recht wirt gesetzt, so nemmen die rechtsprecher ein bedank[1]) und frogen den scriber, waz er dovon gezeichnet het. ist dan der scriber der ungerechten hand geneigt, so verfůrt er die rechtsprecher, und gent ein falsch urtel“ (f. 95bB). Die getadelten Mängel der zeitgenössischen Rechtspflege illustriert der Verf. in anschaulicher Weise durch die ausführliche Darstellung einer Schöffengerichtsverhandlung, die angeblich „in einem langen Thal,“ wie es scheint des Elsasses, stattgefunden, bei der man aber allerdings eher an eine grausame Satire, als an die realistische Wiedergabe einer wirklich abgehaltenen Verhandlung denken möchte. Den Gegenstand der Klage bildet die Ermordung eines Knechtes oder Gesellen Clewi Stolz durch den Schuster Hans Schůmacher. Die Anklage wird von dem Schwiegervater des Ermordeten, einem betagten, vor dreissig Jahren in die Gegend eingewanderten Scherer (Barbier) erhoben; die Verteidigung des Beklagten führt sein Oheim, der herrschaftliche Obervogt. Obwohl dieser zur Entschuldigung des Totschlägers nichts vorzubringen vermag, gelingt es ihm doch, indem er Richter und Schöffen gegen den Kläger als einen

---

[1]) d. h. Bedenkzeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Thale zum Wohlstand gekommenen Fremdling aufhetzt, ein den Kläger selbst einstimmig zum Tode verurteilendes Verdikt durchzusetzen. Die zwölf, unter sich eng versippten, Beisitzer begründen ihr Urteil in der denkbar frivolsten Weise: der Barbier habe den Einen beim Scheren in den Backen geschnitten, dem Anderen einen Armbruch schlecht geheilt und ihn überfordert; er werde für sein Geschäft zu alt, habe sich über Gebühr bereichert und würde durch einen im Thale ansässigen jungen Barbier völlig ersetzt werden, während man auf mehrere Meilen Wegs keinen Schuhmacher ausser dem Angeklagten habe, und dergleichen mehr. Vergebens macht der alte Barbier den Versuch, an das Urteil der Herrschaft zu appellieren. „Mein herrn daz gût, den fögeln den lib!", entscheidet der Anwalt des Angeklagten, jetzt in seiner Eigenschaft als Obervogt. Nur durch fussfälliges Bitten erreicht der Barbier, dass man es bei der Konfiskation seines Vermögens und Verbannung auf 10 Meilen im Umkreis bewenden lässt; zudem muss er schwören, den Handel mit dem Mörder seines Schwiegersohnes für alle Zeit abgethan sein zu lassen.

Das angeführte Beispiel ist übrigens nicht das einzige, welches der Verf. für die herrschende Rechtsunsicherheit und für das Unwesen der „Kolbengerichte"[1]) beibringt. Verweigerung der Sühne dem kleinen Manne gegenüber ist nach seiner Schilderung in der Rechtspflege geradezu die Regel: „All tugend und gerechtikeit ist verloschen in den gewaltigen; daz lernen die cleinen von den mechtigen, daz kein gerechtikeit doheim mer ist. man spricht: zeig mir den man, ich zeig dir daz recht. gunst, goben und gewalt beschlust daz recht" (f. 172bA). „Wer gût het, der het er; wer kan uberkummen gunst, ist die grost kunst: die hend schmiren, das der arm nit vermag — so wirt der schalk glorieren und allen[2]) man sagen: Johannes mit dem guldi mund het geurtelt; so dan jetz der bruch het: der unrecht het daz recht gewunnen" (f. 174bC).

Wie jener Process des elsässischen Barbiers, so endigen auch sonst die Versuche zur Erlangung von Recht und Sühne in der Regel mit der Abweisung und Misshandlung des Geschädigten: „Es ist nun in den bruch kummen: het ein armer man ein tocter, der edelman verfelt[3]) si von ieren jumpfrowlichen eren; klaget das der arm man, so

---

[1]) „Kolbengerichte" (z. B. f. 54bB) sind dem Verf. offenbar Gerichte, bei denen Gewalt vor Recht geht (vgl. dazu Grimm, Deutsches Wörterbuch V, 1603, 1610).

[2]) Hs.: allein.

[3]) d. h. bringt sie zu Fall.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirt er verspot und sin halsherr[1]) wirt im fiend und nimpt darzů im ros und kůw. kumpt er fur den landfursten, der lot in jor und tag clagen und gipt im kein andwurt" (f. 54bB). Will aber der Gekränkte die seinem Weib und seinen Töchtern angethane Schande, wie ihm das römische Recht erlaubt, mit eigner Hand rächen, „so dan well der richter den in den turn legen. will [er] herufs, er můfs ein eid tůn, daz bi sinen henden lösen. er[2]) ist villicht selberst ein ebrecher oder jumphrowschender" (f. 153bA)[3]).

Unter dem Schutz der territorialen Gerichtsbarkeiten bleibt der Verbrecher, der Auswärtige geschädigt hat und die Gerichte seines Heimatlandes besticht, ungestraft. „Waz zel ich daz fur ein gerechtikeit, daz man den frig, daz ich in nit mag furnemen? daz ist ein grosser mifsbrucht und ein mekkel der cron, wann daz recht soll glich sin . . . worumb[4]) solt ein Osterricher gefridt sin, ein Rinischen man fur recht [zů] fordern, und der Reinlender solt macht han, den Osterricher furzůheuschen" (f. 115bA). Anderseits erhebt der Verf. freilich wieder gleich heftige Klage darüber, dass das Rottweil'sche kaiserliche Hofgericht über die den Gerichten der einzelnen Reichsstände erteilten Privilegien „de non evocando" sich hinwegsetzt. „Jst daz nit ein besunder uffsetziger schad, daz einer ein gon Rottwil ladet, und sitz[5]) hinder eim fursten oder herrn oder statt, die darfur gefrit ist, und die zů Rotwil geben ladbrief und triben ein unnutzen kosten? der schuldiger můfs eim botten gon Rotwil senden, und bringt in zů unzimlichen schaden." Die Hintersassen, die von ihrem Herren gegen solche Beeinträchtigungen nicht geschützt werden, mögen diesen mit Recht bei dem Kaiser „verclagen fur ein unteglich man, der sin gelupt sins scirms nit haltet" (f. 197bA; vgl. 175bD). Und auch dem neu-

[1]) halsherr = Herr über den Leibeigenen. Lexer I, 1157.

[2]) d. h. der Richter.

[3]) Ohne auf den Zustand der deutschen Rechtspflege im 15. Jahrhundert hier näher einzugehen, führe ich hier nur das Urteil eines Landsmanns unseres Verfassers, des Petrus von Andlau, an, das an Schärfe kaum hinter den Klagen unserer Schrift zurücksteht: „quam autem maxime nunc arma jura defensent, quam etiam obedienter legibus arma subsequantur, non solum viduarum pupillorumque lamentum, sed et gravissimorum virorum ingens et antiqua demonstrat querela. eo quippe res, proh dolor, redacta est, ut non modo vi oppressus vix iudicem, ad quem recurrat, inveniat, sed et, dum post longos laborum circuitos vix tandem iudicatum obtinere contingeret, deficit tamen plerumque, qui res executioni mandare aut velit aut possit." (de imperio Romano II, 16).

[4]) d. h. desshalb.

[5]) d. h. der Geladene sitzt h. e. f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschaffenen Kammergericht, das noch am ersten den Wünschen des Verfassers hätte entsprechen müssen, das aber freilich zur Zeit der Abfsassung unserer Schrift eine sehr geringe Wirksamkeit entfaltete und zeitweise seine Thätigkeit ganz einstellte, bringt unser Autor kein Vertrauen entgegen. „Nun so hat man ein camergerich gemacht, daz ist des viscals. aber der viscal het kein gewalt, er darf der(!) veldfluchtigen ritter [nit] straffen, den schlemmer und fuller, ouch nit den wucherer“ (f. 115bA). Auch dem Kammergericht gegenüber hält er an der Forderung fest, dass „keiner den andern soll fur ein frembden richter citieren, es wird im dan gunt durch des schuldners oberkeit, also daz des antwurters richter dartett: ich bin sin nit mechtig“ (f. 175bD).

Welchen Schutz sollen freilich die Unterthanen von einer Obrigkeit erwarten, welche über die Gebote des Rechts und der Billigkeit sich selbst leichtfertig hinwegsetzt? Den pflichtvergessenen Beamten und Hofdienern und ihren brutalen Rechtsverletzungen gelten neben den entarteten Klerikern die häufigsten und leidenschaftlichsten Anklagen des Verfassers. „Der furst het lieb den amptmann, der nuw fund macht, domit dem herrn gelt wirt. der amptman ist von got vermaledig, von der kirchen abgescheiden; er ist verglicht eim dieb . . . er wirt von der sund des bosen gewaltz erschlagen, wan er sim armen man lot sin blůt ussugen“ (f. 125aA). „Die schaffner der spital essend daz best und gent den kranchen daz ergest“ (f. 199bD). „Der schisselwescher des herrn leit[1]) sich uff sins herrn gewalt. schlecht er ein burger oder hindersefs, den der herr bi hoher pen ist schuldig zů beschirmen, es wirt nütz darufs. kumpt aber derselbe boswicht und verclaget ein frummen, der her, furst oder amptman gloupt im und lot den armen frummen man turnen, stoken und nimpt im daz sin und můfs darzů ein urfrid tůn, das nimmer zů rechen“ (f. 172bB). „Jst dan einer, der aurůfft den fursten und will klagen uber den landvogt, wie er im wider gott, er und recht daz sin het genommen, so ist einer zwol (sic!) zů hoff, der wirf den armen in ein turn; will er herufs, er můfs ein urfrid tůn fur daz und anders. nieman[2]) ist mer, der witwen und weisen schirm, den pflůg und waz mit buw umgot vertrett oder versprechen wider den edelman[3]). es ist umbkert: wer einer gon hoff, der gůtz riet und barmherzikeit will dem armen bewissen, so werent etlich, die seiten: er ist ein abstützler[4])! darumb spricht man: zeig mir den man, ich zeig[5]) dir das recht“ (f. 126bB). Wo bleibt der Fiscal und der

[1]) *Hs.*: lot. — [2]) *Hs.*: niemancz. — [3]) *Hs.*: verspr. den der ed. — [4]) = Aufrührer? Fehlt bei Lexer. — [5]) *Hs.*: zeugt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Profos, die das Unrecht verfolgen, wo der Herold und Parsivant[1]), die den adeligen Übelthäter aus dem ritterlichen Stande ausstossen sollten? Die Richter nehmen Geld von den Dieben und werfen sich als deren Beschützer den Klagen der ehrlichen Leute gegenüber auf; diese steckt man statt der Diebe in den Turm. Der Ackersmann „wirt verbrennt, beroupt, gestokt und gepfendt;" die „röbschlosser" in den deutschen Landen aber bleiben ungebrochen (f. 54aC; 29bA; 99bB; 111bC). „Und helf got den armen, daz er ein urteil fur sin armusser[2]) erlangt, so ist ein falscher scriber do, der heuschet 10 guldin und spricht: ich wil, daz der herr den spruch widerruff. das lond die fursten und herren in ieren stetten und lenderen geschehen" (f. 54aC). (f. 126bB). Speziell die Verhältnisse in den vorderösterreichischen Landschaften lassen des Verfassers Klagen über die seitens der dortigen Behörden begangenen Rechtsverletzungen in sehr ungünstigem Lichte erscheinen: „Die fursten dichten uff den gemeinen man, in zů schetzen und zů armůt bringen . . . . ist es nit erbermlich zů scriben, daz man den armen man in sim hufs soll fohen sunder sach, turnen und schetzen, so in vil orten umb den Schwarzen Wald ist geschehen? als noch die von Brunligen[3]) clagen, desglichen Munzigen[4]) und andri als Triberger, al clagende wie die von Nuwenburg[5]), die ein landvogt nam, den burgermeister mit den retten und fůrt si gon Ensheim. desgleichen fier zů Brisach etc.; alle, so si clagen und wie sie sagen, rechtlofs sind verliben. als wol zu merken ist: werend die selbigen ubeltetter, als si dan an- wurden genummen, gewesen, man het billich daz recht uber si lossen gon und ienen noch ierem verdienen ein stroff ir tot noch urteil und recht angeleit — das fur kunigen, fursten und herren erzelt ist" (f. 50aC). Es hat sich bei diesen, bisher nur aus unserer Schrift bekannten, Vorgängen wohl um die Vorkehrungen der vorderösterreichischen Regierung gegen den Ausbruch einer Bundschuhrevolte am Oberrhein gehandelt, durch welche allerdings, den Auslassungen unseres Verfassers nach zu urteilen, der seit 1493 bald da, bald dort aufflammenden Empörung nur noch weiterer Zündstoff zugeführt worden ist[6]).

---

[1]) Parsivant (f. 54aC: pasavant) = Unterherold. Lexer II, 210.

[2]) almusser = der Almosen giebt und der Alm. empfängt. Lexer I, 41.

[3]) Bräunlingen, südl. v. Villingen.

[4]) Munzingen bei Freiburg i. B.

[5]) Neuenburg a. Rhein.

[6]) Über die 1502 von den ober- und mittelrheinischen Regierungen ergriffenen Vorsichtsmassregeln gegen die Bundschuh-Verschwörung vgl. Herold, Der Bundschuh im Bistum Speyer vom Jahre 1502 (1889) S. 39 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Die Weltherrschaft des deutschen Kaisertums und seine Geschichte.

Die grenzenlose Zerrüttung der kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände im deutschen Reiche, in deren Schilderung unsere Schrift sich nicht genug thun kann, und die abschätzige Beurteilung sämtlicher staatlichen und kirchlichen Autoritäten hat unseren Verfasser doch keinen Augenblick an der Überzeugung irre gemacht, dass die deutsche Nation zur Weltherrschaft berufen und die Aufrichtung einer deutschen Universalmonarchie, sei es durch Kaiser Maximilian I., sei es durch einen künftigen Kaiser Friedrich in allerkürzester Zeit zu erwarten sei. Diese hochfliegenden Hoffnungen, die mit der kläglichen Rolle, welche damals Deutschland in der europäischen Politik spielte, so ausserordentlich kontrastieren, finden ihre Erklärung — abgesehen von den bereits früher erwähnten apokalyptischen und astrologischen Spekulationen des Verfassers — in den eigentümlichen Anschauungen unserer Schrift von der Geschichte des Deutschtums und der Stellung der deutschen Nation unter den übrigen Völkern des Abendlandes.

Im Gegensatz zu den üblichen Traditionen von der Entstehung der Rassen und Nationalitäten führt der Verfasser den Ursprung des Deutschtums nicht auf einen der Nachkommen Japhets, sondern auf den Stammvater des Menschengeschlechtes selbst zurück. „Adam ist ein tuscher man gewesen.“ Die von ihm gesprochene und durch seine Nachkommen den Söhnen Noahs überlieferte Sprache war diejenige „all Mann's,“ das heisst die allemannische oder deutsche Sprache. Ihrer bedienten sich Seth, Henoch und die Insassen der Arche; durch Japhet, der lange vor der babylonischen Sprachverwirrung nach Europa zog, ist die deutsche Sprache dorthin gebracht worden, während alle übrigen Sprachen, also auch die hebräische und gallische, nach dem babylonischen Turmbau entstanden. Schon hierdurch beweisen sich die Deutschen als das vornehmste und auserwählte Volk; die Visionen Daniels stellen in Aussicht, dass die „heilige“ deutsche Sprache dereinst alle anderen Sprachen „abthun“ und allein herrschen wird (f. 33bD; 38bA ff.; 41aD ff.; 14aA).

Von den urdeutschen Patriarchen weiss der Verf. Wunderbares zu erzählen. Adams Sohn Seth, ein „tutscher kůner man,“ der in Gemeinschaft mit seinem Vetter Jobal Gott mit Gesang und Saitenspiel ehrte, wurde der erste deutsche Gelehrte und Gesetzgeber. Die ihm gewordenen Offenbarungen verwertend liess er „uff eim berg zwo sulen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

buwen bi sim hus, die ein was von marmelsteinen, die ander von gebachnen steinen. dorin Seth lies graben disse 10 zit, daz sind 10 ciliades der welt und 7 gebott . . . . mich bericht die geschrift, daz die in tuscher sproch noch ston bi dem berg oder husung Seth" (f. 23bD ff.; 112bD; 59aB)[1]). Als den zweiten deutschen Nationalheros, den „anderen mille maximus," mit dem die zweite Chiliade beginnt, feiert der Verf. den Enoch, den Patron der Heiligkeit der Ehe. Enochs Aufzeichnungen[2]) will der Verf., der hier zweifellos das Opfer einer dreisten Mystifikation geworden ist, selbst eingesehen haben: „Ich hab ein bůch gesechen, daz Enoch mit sinen henden geschriben hatt, daz was im tuschen bůchstaben geschriben uff birchende rind, daz die siben gesatz mit innikeit verzeichnet hat; daz ist durch die Widmuller in Behemer land kummen. darum so sind noch etliche ort in den selbigen land, die die selbigen gebott halten, mit nammen daz grost, daz daz naturlich recht bestediget: als gůt sol gemein sin" (f. 27bB; 112bD)[3]).

Das Erscheinen Japhets, durch die Conjunction der Planeten Jupiter und Saturnus im Sternbild des Krebses angekündigt, „gab den Tuschen ein nuw regiment." Japhet zieht mit den Seinen nach Europa, dessen Bevölkerung fortan ausschliesslich aus seinen deutschen Nachkommen besteht, wählt das Elsass, das Herz Europas, zu seinem Aufenthalte, baut die Stadt Augst an der Stelle des jetzigen Basel mit riesigen Dimensionen (f. 32bA ff. etc.) und lässt die sieben Gesetze Seth's und

[1]) Ähnliche Fabeleien von Adams, Seth's und seiner Söhne Aufzeichnungen finden sich auch sonst in mittelalterlichen Berichten, deren Quellen ich nicht weiter nachgehe. Die vom Verf. genannten Säulen kennt u. A. auch Naucler (Chronica Col. 1544 f. 7).

[2]) Über die im Mittelalter dem Enoch zugeschriebenen Schriften vgl. die Anmerkung von J. Schilter zu dessen Ausgabe der Königshofen'schen Chronik (Strassburg 1698) S. 437 ff., ferner d'Herbelot, Bibliothèque orientale I, 624 f. Mit dem in griechischen Excerpten und in aethiopischer, südslavischer und russischer Übersetzung erhaltenen apokryphischen Buch Henoch haben des Verf. Mitteilungen wohl nichts zu thun. Vgl. Dillmann, Das Buch Henoch (1853), Kozak, Bibliogr. Übers. der biblisch-apokryphen Litteratur bei den Slaven, in Jahrbb. f. protest. Theol. XVIII (1891) S. 132 f.

[3]) Die Stelle ist wohl so zu verstehen, dass der Verf. jenes apokryphe Werk Enochs in Böhmen, etwa gelegentlich seines Kriegszugs in die Türkei, gesehen hat. Die Herren von Weitmül zählten zu den angeseheneren böhmischen Adelsgeschlechtern. Benesch von Weitmül war Rat Kaiser Friedrichs III. und wurde von diesem mit Vorliebe zu diplomatischen Missionen verwendet. (vgl. Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max. I. Bd. I. [1884] Register). Sollte etwa dieser Benesch dem Verf. die Kenntnis des Pseudo-Enoch vermittelt haben?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Enoch's von den Seinen in Ehren halten; zu Istein am Rhein (nordw. von Lörrach), dem Mittelpunkt der ehemaligen Metropole, wo er dem Jupiter einen Tempel errichtet hatte (f. 75bD), liegt Japhet begraben[1]).

Dem eisernen Inventar der deutschen Geschichtschreibung des Mittelalters entnimmt der Verf. die an Japhets Geschichte sich anreihende Erzählung von seinem vierten Heros Tribeta, dem Stiefsohn der Königin Semiramis, der, um ihren Versuchungen zu entgehen, nach Deutschland flüchtet und sich in Trier niederlässt. Dorthin hatten vorher, wie der Verf. allein zu berichten weiss, die durch den Einfall der Polen, Böhmen und asiatischer Stämme aus Basel vertriebenen Nachkommen Japhets sich gewandt und die Stadt Trier gegründet. Mit diesen frommen Deutschen verbindet sich Tribeta, wird erster König von Trier und entledigt sich durch List seiner ihn nach Deutschland verfolgenden Stiefmutter (f. 41bC—45aB; 57bA). Er vererbt den Thron auf seinen Sohn Hero, dem die Könige Catholdus und Belgio folgen. Den „Gesta Trevirorum," denen des Verfs. Angaben über jene mythischen Könige, sei es direkt, sei es indirekt, entnommen sind[2]), schliesst er sich auch

[1]) „Japhet . . . buwet die stat Augst jetz Basel, als noch Ougst daz dorf ob Basel anzeiget, wie ein weg under dem Rin uns gon Jstein got, den die Pennates, daz sind engel bi uns geborn, gemacht hant. als mich die Tutschen cronik so uff bericht, wie Augst, jetz Basel, heb angefangen zů Augst und het gereicht uns gon Merdtzhussen, do ist ein port des Mars gewesen, desglichen zů eim see (Eimsee?) und in der mitten ein stein oder tempel, jetz ein schlofs Jnstein; und do der jetz tům zu Basel stett, ein burg und wonung des kuniges, und uff sant Peters und sant Lienhartz berg wonung der ritterschaff" (f. 71aC f). „ . . die grose statt Ougst, als noch hutbitag die alten buw ufswisen, von Ougst under dem Rin gen ein weg zů Jnstein. zů Jnstein litt Japhet begraben" (f. 40bC). „Merdtzhussen" ist wohl das badische Dorf Merzhausen (Amtsger. Freiburg). Demnach wird die Ausdehnung der Residenz Japhets auf viele Meilen von dem Verf. berechnet. Die Veranlassung zu diesen sonderbaren Combinationen mögen die in Augst, Basel und anderen Orten am Oberrhein im Mittelalter aufgedeckten Überreste römischer Bauwerke gegeben haben; der angebliche unterirdische Gang von Basel-Augst nach Jstein ist vielleicht mit dem vor Kurzem untersuchten römischen Castell bei Wyhlen (gegenüber von Kaiser-Augst) und der bei Kaiser-Augst einst über den Rhein führenden römischen Brücke in Verbindung zu bringen (vgl. die Mitteilung von E. Wagner in der Westdeutschen Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst IX, 149 ff.). Über die bedeutenderen römischen Überreste in und bei Basel vgl. Ochs, Gesch. der Stadt u. Landschaft Basel I, 82 ff.

[2]) Im Einzelnen finden sich bei unserem Verf. manche Varianten und Zusätze zu der Darstellung der „Gesta Tevirorum" (beispielsweise in der Anekdote von der Wasserleitung des Catholdus, f. 45aC, Gesta Treviror. ed. Wyttenbach et Müller, cap. V), auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darin an, dass er die Trierer unter König Belgio, dem fünften „mille maximus", einen grossen Kriegszug nach Osten unternehmen lässt, durch den sie sich Griechenlands und des kleinasiatischen Galatiens bemächtigen (f. 44aD—51aD). Eine überaus tendenziöse Wendung giebt aber unser Verfasser jener Erzählung damit, dass nach ihm die besiegten Galater von den Trierern als Gefangene nach Europa abgeführt und in verschiedenen Teilen des Trierer Reiches als Leibeigene angesiedelt werden (f. 50aC ff.). Auf des Verfassers eigenster Erfindung beruht jedenfalls auch seine Darstellung von der Entstehung der vierzig Statuten, des Gesetzbuchs der Trierer, die aus der Teilung und Erweiterung der sieben Gebote Seth's hervorgingen [1]) und eine für alle Zeiten massgebende Codification des altdeutschen oder, was damit gleichbedeutend ist, des natürlichen und göttlichen Rechtes enthalten.

Der sechste grosse deutsche Nationalheld ist Alexander der Grosse „uff dem Westenrich geborn." Indem der Verf. mit Orosius, Theophilus und anderen Lateinern, die über die Abkunft Alexanders des Grossen geschrieben haben, sich auseinandersetzt, gilt es ihm seinerseits für ausgemacht, dass Alexander ein deutscher Mann gewesen, der dem den Trierern unterworfenen Griechenland als deutscher Statthalter vorstand [2]). Unter seinen Thaten zählt der Verf. auch die Eroberung

---

Bemerkenswert ist, dass auch die „Reformation Kaiser Sigmunds" (Ausgabe von Böhm S. 138 f., Abschnitt vom ritterlichen Stand) mit der fabelhaften Trierer Urgeschichte gesetzgeberische Akte, die für das 15. Jahrhundert vorbildlich sein sollten, in Verbindung bringt.

[1]) Bezeichnend für die Verworrenheit des Verf. ist der Umstand, dass er an einer Stelle (f. 59aB) die Teilung der sieben Gebote in 40 Artikel durch Japhet, an anderer Stelle dagegen (vgl. z. B. 112bD) durch die Trierer Könige vornehmen lässt. Die äussere Veranlassung zu der Einkleidung seines Reformprogramms in die „Trierer Statuten" mag dem Verf. der Umstand gegeben haben, dass die von ihm benutzten „Gesta Trevirorum" auf die Geschichte der Urkönige eine an Caesar sich anlehnende Darstellung der öffentlichen Einrichtungen und Culturzustände der Trierer und Gallier folgen lassen. Nicht weniger bedenklich, als unseres Verfassers Fiction ist übrigens, um nur ein Beispiel aus vielen herauszugreifen, die eingehende Darstellung, welche uns bei Aventin (Bairische Chronik I, 12, Werke IV, 1, 76 ff.) von der gesetzgeberischen Thätigkeit des deutschen Königs Tuitsch gegeben wird.

[2]) Um die Combination des Verf. einigermassen verständlich zu finden, müssen wir uns daran erinnern, dass nach seiner Theorie Japhet's deutsches Volk ganz Europa besetzt hatte und dass das Reich der Trierer auch nach der Darstellung der „Gesta Trevirorum" sich über Griechenland und Macedonien erstreckte. Von ähnlichen Fabeleien des Mittelalters erwähne ich Aventins Erzählung der Kämpfe Alexanders des Grossen mit den Baiern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Roms und Siciliens auf; die falschen und geizigen Juden aber trieb er in ein Gebirg „und liefs si verriglen mit gossem isen, das mit kunsten also bereit, das es kein fur mocht verzeren noch kein ander isen mocht brechen“ (f. 54bC—56aC).

Eine Reihe anderer in des Verfassers Darstellung da und dort eingeflochtener Züge aus der deutschen Urgeschichte und Heldensage sei nur kurz erwähnt: die Gründung von Worms und Wimpfen durch zwei Hauptleute der Semiramis, Borbethomacus und Cornelius, und die Belagerung Wimpfens durch König Chlodwig (f. 43a f.); die Abkunft der Amazonen von den Sachsen (f. 41bB; 76aC)[1]; die Thaten des „tur kunig Laurin,“ der am St. Bernhard eine Schlacht schlägt (f. 76aD)[2]. Wir hören ferner von einem elsässischen König Cleodophorus, der zu Kilchheim residierte (f. 103bA), von dem Vandalenfürsten Crocus (168bA), von deutsch sprechenden Völkern in Asien und Afrika (f. 38bD), von dem König der Schwaben, Berengar, der Rom einnahm, von den deutschen Helden Nünimark und Tamerlin (!), dem Herzog von Dänemark Dugerius, dessen Sohn Johannes König von Indien wird, von dem angeblichen Einfall der Deutschen in Palästina und der durch sie erfolgten Gründung der Stadt Jerusalem (f. 74bD ff.), von den Fehden zwischen den römischen Geschlechtern Orsini und Colonna, in die — man weiss nicht wie — die Cimbern und die Grafen von Zimmern verwebt werden, und von Anderem mehr[3].

(Bayer. Chronik I, 156, Werke IV, 1, 343 ff.) und die Sage von der Herkunft der Sachsen aus Alexanders Heer bei Eckehard von Aura, Widukind von Corvey und in der Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts (vgl. Massmann's Ausgabe der Kaiserchronik III, 63, 316, 478).

[1]) Nach Aventin (Werke IV, 1, 148) waren die Amazonen bairischer Herkunft.

[2]) Aventin IV, 1, 173 kennt einen deutschen König Larein.

[3]) „Nun so will [ich] sagen von dem turen fursten Berengario ein kunig der Schwaben; macht ein geselschaft mit Cimbri, das sind jetz Curwalen oder Growpunt jetz genant . . . der gewan Rom und hielt es vil jor uff mit gewalt. er regiert uff daz letst, do wolten die soldner mûtwillen mit wib und kinder triben, do wurden die alten Romer heimlich mit Pompeio eins und fielen bi der nacht uber die Tutschen und schlûgen si todt. doher kumpt die parti Gelf und Gibling. witter so nam (!) ich den grosmechtigen fursten Nünimark, der noch der geburt Christi vil strit umb cristens glaubens willen ton hett, desglichen Tamerlinus und andri grosmechtig Tutsch fursten, als Dugerius, ein herzog von Denmark, der mit herskraft zoch wider die Tarteren Assier und gewan das land India und macht uss sim sun Johanessen ein kunig uber India. er schlûg sin waggenburg bi den boum-sulen, daz sint boum, den niemans kein end mag sehen, so hoch sind si. der selbige furst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der glorreichen Geschichte der Deutschen stellt der Verfasser mit grausamem Hohne die verächtliche Abkunft der slavischen und romanischen Völker gegenüber. Die ersteren nennt er nur gelegentlich, indem er mit Berufung auf Aeneas Sylvius die „bosen lut: Cusei und Asmandi, Bohemi, Poloni" als Nachkommen von Ham's Sohn Chus bezeichnet und ihnen vorhält, dass sie „die Tuschen in dem lant vertilget hant und ir sprochen geoffenet" (f. 41bB). Um so eingehender befasst er sich mit der Geschichte der Romanen, denen kaum irgendwo so schlimm mitgespielt worden ist, wie in dem Werke unseres Teutomanen. Wir sahen bereits, dass er die allgemein angenommene japhetitische Abkunft der Romanen — der „Gallier", wie er sie nennt — in Abrede stellt und ihnen die Beteiligung ihres Stammvaters an dem Turmbau von Babel vorrückt. Wie gleichfalls schon erwähnt, betrachtet er als ihre Heimat das kleinasiatische Galatien, wo sie von den Trierern unter König Belgio angegriffen und besiegt werden, um als Leibeigene in das Königreich der Trierer zu wandern. „Das land von Galathas waz so mit gar ubrigen volk beladen, daz si sich kumerlich mochten erneren. do daz der kunig von Trier sach, do nam er desselbigen volks bi 300000, beide wibe und man mit iren kindren, und satzte die in sin land, do gebruch an luten waz, als gon Aquitaniam, jetz Hochburgund, etlich in Vasconiam, daz man jetz zelt der Pariser land, die noch hitbitag heissen Galli Belgici. der kunig Belgio macht über die Galli Belgici, daz man jetz heist Franzozen, ein gnediglich statut: wan einer wider der 40 artikel der Trieren tet, so liefs sin kunigl. majestat keim Gallum den kopf abhowen, sunder er mûfs[t] uss dem land schweren uber daz lampardisch gebirg, daz man in kurzen noch in dem Elsas gehalten hat. darvon kam den Lumbarderen der nam Italia, daz ist volk von vil lenderen, als man dan noch huttbitag die Romer heist Galli togati und die Hispanier Galli bracati. darumb so sond die Romer und Hispanier und Franzozen under eim kunig von Trier sin" (f. 50bC).

---

understûnd zû ziehen von orient gegen mitternacht umb daz erdrich" (f. 76bC; vgl. f. 125aD und 92aC). Über die „parti zwischen den Ursinern und Columnensern" — mit den Ersteren werden, wie es scheint, die Cimbern und Grafen von Zimmern identificiert — handelt eine sehr dunkle Stelle f. 103bD. Die Orsini spielen in der mittelalterlichen deutschen Genealogie eine wichtige Rolle (vgl. z. B. Zedler's Universal-Lexicon XXV, 2014 ff., sowie die Clevische Chronik in Seibertz' Quellen zur westfäl. Geschichte II, 122), wie auch der cimbrische Ursprung der Grafen von Zimmern bei den Genealogen feststand (vgl. z. B. W. Lazius, De gentium migrationibus. 1600 S. 463).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was zunächst die Franzosen betrifft, so haben diese allerdings ihr Unterthänigkeitsverhältnis gegenüber den Deutschen frühzeitig abzuschütteln gesucht. Noch jetzt machen sie viel Wesens aus ihrem König Chlodwig, dem in ehebrecherischer Verbindung mit der thüringischen Königin Basina erzeugten Sohne des Herzogs Childerich[1]), „umb daz si ein herrn hetten, der von kuniklichem samen was der Tuschen"; auch Chlodwig hatte seine Bekehrung zum Christentum und die sich hieran knüpfenden Erfolge nur seiner deutschen Gemahlin zu danken (f. 43bA; 101bD). Durch den deutschen König Karl den Grossen, dessen Lilienwappen Frankreich noch jetzt führt[2]), wurden aber die Franzosen, damals Scapeller[3]) genannt, wieder dem deutschen Reiche einverleibt, dem sie nun für alle Zeit dienstpflichtig zu sein haben. Die zahlreichen Konflikte, die seitdem bis auf den Tod Karls des Kühnen und bis auf die Übergriffe Karls VIII. zwischen Deutschen und Franzosen ausgebrochen und die in der Regel zum Schaden der Letzteren endigten, geben die Lehre, dass „die Weldschen keim Tutschen hold sind, geneigt alzit gûtes mit bosem vergelten" (f. 101af.; 125af.).

Ein noch jämmerlicheres Volk als die Franzosen sind die Römer und Italiener. Mit der schon erwähnten Legende, dass Italien der Ort des Exils für die aus dem Lande der Trierer verbannten gallischen Leibeigenen gewesen, verbindet der Verf. die antike Tradition von dem durch Romulus eröffneten Asyl: so ist ihm denn Rom eine „Mörderkul[4])", eine „wonung der schelk und boswicht" (f. 34aD; 174aA). Die über die Alpen Verbannten lebten dort in „einer wilde"; sie hatten „kein andri spis dan eichlen, holzapfel und kesten[5]). die buweten die stat

---

[1]) Letzte Quelle ist offenbar die Erzählung Gregor's von Tours, Hist. Franc. II, 12, der aber den Ehebruch nicht kennt. Mit unserem Verf. stimmt aber Jordanus von Osnabrück (Ausgabe von Waitz, in den Abhandll. der Gött. Ges. der Wiss. Bd. XIV) S. 62.

[2]) Die deutsche Nationalität Karl des Grossen war bereits durch den strassburgischen Chronisten Königshofen verfochten worden; in gleichem Sinne äusserte sich Wimpfelings Germania, wobei auch das Lilienwappen der französischen Könige in die Debatte gezogen wurde (vgl. Martin's Ausgabe der Germania S. 14 ff. und 41 ff.). Die Angabe des Verf. (f. 102aC), dass das ursprüngliche Wappen der Franzosen statt der 3 Lilien 3 „krotten" enthalten habe, findet sich wieder in Daniel Specklins elsässischen Collectaneen (R. Reuss, Fragments des anciennes chroniques d'Alsace 1890 S. 27).

[3]) Wieder ein drastischer Schnitzer des Verfassers! Er denkt offenbar an Hugo Capet, den Wimpfeling „Capucius oder Tschapler" nennt (Martin S. 49).

[4]) kûle = Grube.

[5]) d. h. Kastanien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Süters[1]) for der geburt Christi 1050 jor", während gleichzeitig auch der vertriebene griechische König Saturnus Italien mit seinen Leuten bevölkerte (f. 76aD f.). Romulus und Remus hätte der Verfasser als Bastarde — er stellt sie in Parallele mit den Nonnenkindern seiner Zeit — am liebsten Hungers sterben sehen. Er mäkelt an der überlieferten römischen Gründungsgeschichte und weiss aus der Zeit der Republik nur von Niederlagen der Römer, die er als Strafe für die von Scipio gegenüber den Carthagern geübte Verräterei betrachtet, zu erzählen[2]). „Darnoch machten die Romer ein verbantnus mit den Burgunderen und wolten die Tutschen bestritten, do schlůgen die Tutschen den Romern 60000 ze todt und den Burgundern 40000. das gesch[ach] vor der stat Koll und brachten 20000 gefangen in tutsche land" (f. 74aC). Julius Caesar, der auf dem Lechfeld bei Augsburg glücklich mit den Deutschen gestritten und Augsburg gewonnen hat[3]), wird von den gegen ihn ausziehenden Trierern besiegt; infolge der Streitigkeiten zwischen den beiden Trierern Cingetorix und Induciomarus erhält aber dann Caesar die Unterstützung der Trierer, die ihm den Sieg über Pompejus gewinnen helfen (f. 77a f.)[4]).

Damit, dass die gallischen Leibeigenen in Frankreich und Italien sich als Freie gebärden, ist es leider noch nicht genug: die Franzosen strecken ihre Hand sogar nach deutschem Eigentum, nach Mailand, Neapel und dem Elsass aus, ja, machen sich, im Vertrauen auf die Unterstützung der den Deutschen abholden Päpste, Hoffnung auf die Kaiserkrone. Die Römer ziehen täglich das deutsche Geld durch Päpste und Priesterschaft an sich, die Venediger haben die ganze Kaufmannschaft

---

[1]) Wohl Sondrio, n. ö. von Como, deutsch Sonders, Hauptort des Veltlin.

[2]) Was hier der Verf. von den Niederlagen der Römer durch den campanischen König Sampnius, durch Sinphoronius, den alten und jungen Hannibal erzählt, ist fast durchgehends blühender Unsinn, für den ohne Zweifel die masslos nachlässige Quellenbenutzung unseres Verf. allein verantwortlich zu machen ist.

[3]) Über die auch sonst in der mittelalterlichen Chronographie erwähnte sagenhafte Schlacht zwischen Caesar und den Deutschen auf dem Lechfelde vgl. Massmann's Erörterungen im 3. Bande seiner Ausgabe der Kaiserchronik S. 308 ff., 463 ff.

[4]) Den Grundstock der Erzählung des Verf. bildet offenbar ein Auszug aus Caesars Commentarien, wie ihn die Gesta Trevirorum und die nur in wenigen Bruchstücken erhaltene „Gallica historia" (vgl. Massmann a. a. O. III, 308 ff.) bieten. Die schauerliche Verwirrung aber, die an unserer Stelle unter den Namen und geschichtlichen Thatsachen angerichtet ist, fällt gewiss in erster Linie unserem Autor zur Last.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Händen (f. 125aC; 131bD; 134aC; 134bA). Wie die Franzosen durch ihre Unlauterkeit den Ehebruch gemehrt haben, so trifft die Römer die Verantwortung für die Verbreitung des Wuchers; auch der Meuchelmord steht bei den Welschen in Blüte, wie denn namentlich die Mailänder gar manchen deutschen Ritter und Knecht mit ihren bösen Künsten umgebracht haben (f. 131bC). Im höchsten Grade verderblich haben sich aber die Romanen durch die Einführung der lateinischen Sprache und des römischen Rechts erwiesen. In ganz ernsthafter Weise äussert sich unsere Schrift über die „Erfindung" der lateinischen Sprache: „Die 3 sprochen, Franzosist, Romisch und Hispanifs, von Galatern herkummen, hand uffgeworfen ein vertribnen Troyer[1]). der sach, daz di zungen nit glich zů verston mochten werden, do mach der selbig Kriech ein gescribne sproch noch den reglen der Kriechen, als jetz Latin. und er hiess Latinus, darumb so heist man die erdicten sproch noch im auch Latin. als dan die Wallen noch hitbitag sagen, wenn si ein nit verstont: parla per littera, daz ist: red noch der gescribnen sproch, genant Latin. dorum Latin ist nit erwachsen uff dem turn Babel, sunder von den vertribnen Kriechen" (f. 51bA)[2]). Die lateinische Sprache ist nun aber eine Zuchtrute für die Deutschen geworden; sie hat „als ungelt[3]) brocht in Tutsche land, so mit wůcher, so mit frevelem gewalt." Alle Bosheit ist von den Latinern aufgestanden, durch den vergifteten Brunnen der Latiner ist das ganze Meer verunreinigt worden (f. 174aA; 73bD). Des unheilvollen Einflusses, den unser Verf. dem römischen Rechte beimisst, wurde schon gedacht (vgl. oben S. 129). Trotzdem er jedoch das unsociale römische Recht für die Auflösung der einstmaligen idealen, auf Grundlage der Gleichheit und Brüderlichkeit ruhenden, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse

---

[1]) *Hs.*: Treger. Dagegen heisst es an einer zweiten, inhaltlich mit dem angeführten Passus correspondierenden Stelle: „ein vertribner Treyer" (Troyer?) f. 73bC.

[2]) Um den Verf. nicht ungerecht zu beurteilen, erinnere man sich übrigens daran, dass die vergleichende Sprachwissenschaft sehr jungen Ursprungs ist. In dem als wissenschaftliches Werk auftretenden „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie Daniel Georg Morhofens" (Lübeck und Frankft. 1700) wird angeblich unumstösslich bewiesen, dass die alte scythische Sprache die Mutter aller europäischen Sprachen sei; das Scythische wird alsdann dem Germanischen gleichgesetzt, von dem der grösste Teil der griechischen und lateinischen Wurzeln abgeleitet wird. Die Scythen, d. h. Urgermanen, waren die Lehrer der Griechen in der Philosophie u. dgl. mehr.

[3]) ungelt = unrechtmässige Abgabe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des urdeutschen Staates verantwortlich macht, so will der Verf. doch auch wieder den „Sklaven der Deutschen“ die Ehre der Autorschaft an den „kaiserlichen rechten“, d. h. dem von ihm selbst immer wieder als wichtigste Rechtsquelle angeführten Corpus juris nicht gönnen; lange vor dem Aufkommen der Lateiner, bemerkt er mit Berufung auf „etliche deutsche Bücher“, seien jene kaiserlichen Rechte schon in Geltung gewesen, so dass also auch hier wieder das römische Recht nur als eine verschlechterte Bearbeitung der urdeutschen Gesetzgebung erscheint (f. 73bC; 115aD).

Von den übrigen historischen Abschnitten und Geschichtskonstruktionen des Werkes, die noch so manche abenteuerliche Nachricht zur antiken und mittelalterlichen Geschichte bringen, erwähne ich nur einzelnes besonders Charakteristische: so die Angaben über die Regierungsgeschichte der Kaiser Antoninus Pius und Marcus Aurelius, in denen der Verf. nicht Feinde des Christentums, sondern nur Gegner der habsüchtigen und verweltlichten christlichen Priesterschaft erblickt, mit deren Verfolgung die Fürsorge der beiden Kaiser für den gedrückten kleinen Mann Hand in Hand ging (f. 189aB); auch Kaiser Julianus war ein solcher Reformator: „er ward durch die geistlichen uberredt, daz er wolt ein munch werden, und do er vernam den grossen nid und hafs, so si under einander fürten, do warf er die cappen hin und ward allen pfaffen und munchen fiend; der satzet ein stroff uber die geistlichen, die kuscheit hatten geschworen und hielten die nit, die schlůg man todt“ (f. 155aB). Auch die Vandalenkönige Genserich und Hunnerich wurden bei der Verfolgung des Klerus von den besten Absichten geleitet: „die gerechtikeit waz under den Tutschen wie jetz vertrukt; wer bafs mocht, der wifs sim nechsten leid.“ Genserich entsetzte die Bischöfe mit der Begründung: „Daz ir solten tůn, daz tůnd ir nit, so wil ich tůn als uch die gescrift bericht“, während Honorificus (Hunnerich) alle Geistlichen um ihrer Sünden willen verjagte (f. 152bA).

Karl den Grossen, dessen deutsche Nationalität nachdrücklich betont wird, feiert der Verf. in erster Linie als Reformator des Rechts- und Gerichtswesens, nicht ohne dass Verwechslungen mit dem Luxemburger Karl IV. mit unterlaufen, berichtet aber auch im Anschluss an die Fabeleien des Pseudoturpin von mancherlei Kriegszügen des Kaisers im Abend- und Morgenlande, wobei wieder in höchst tendenziöser Weise die „Galater“ an die Stelle der Sarazenen gesetzt werden (f. 100bC ff.). Des Verfassers Lieblingsfigur unter den deutschen Königen ist offenbar Heinrich IV., dessen Geschichte allerdings in manchen Zügen mit derjenigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaiser Friedrich's II. verwechselt und zusammengeworfen wird; der Verf. rühmt seine rücksichtslose Strenge gegenüber dem entarteten Klerus: „do nam er inen allen gewalt. er acht irs bans nit. er seit: der ist im ban, der die gebot gotz nit halt.“ Aus Rache dafür wurde er ermordet (f. 166aB; 186aA). Unter Kaiser Friedrich — an anderer Stelle im Jahre 1160 — lässt der Verf. eine mörderische Schlacht zwischen den Deutschen und Römern bei Thorberg in der Schweiz (zwischen Bern und Burgdorf) sich ereignen, in der viele Hunderttausende von Römern fallen (f. 103bD; 125aD). Die Darstellung der Geschichte des Habsburgischen Hauses giebt dem Verf. Veranlassung, die Conflicte zwischen Österreich und den Eidgenossen vom Tell'schen Apfelschuss an bis auf den Krieg des Jahres 1499 herab eingehend zu verfolgen, wobei er durchweg mit seinen Sympathieen auf Seite der Schweizer steht (f. 103b ff.; 75aC; 78bD ff.).

Die mitgeteilten Proben, mit denen vielleicht schon des Guten zu viel geschehen ist, werden genügen, um des Verfassers historisches Wissen und seine Theorieen über die Geschichte und Bedeutung des Deutschtums zu charakterisieren. Mit den für unseren Geschmack höchst absurd klingenden urgeschichtlichen Fabeleien an sich dürfen wir nicht allzustrenge ins Gericht gehen, da derartige Flunkereien und Phantastereien gerade zu Ausgang des Mittelalters allgemein verbreitet waren und, wie schon angedeutet, zum Teil zum festen Bestand der mittelalterlichen Historiographie gehörten. Man denke nur an die abenteuerliche Darstellung, welche der sonst so ernsthafte und kritische Aventin in seiner bairischen Chronik von der deutschen Urgeschichte gegeben hat, oder an die Masse von tendenziösen Prophezeiungen, mystischen Inschriften, erdichteten Grabfunden und ähnlichen dreisten litterarischen Fälschungen, die sich vom Ausgang des 15. Jahrhunderts an durch das ganze 16. Jahrhundert hin fortsetzen![1]) Schwerer fällt zu Ungunsten unseres Verfassers die an einzelnen Beispielen schon gekennzeichnete, auch für die damalige Zeit ungewöhnliche Leichtfertigkeit ins Gewicht, mit welcher der Verf. die Angaben seiner Gewährsmänner verändert, seinen eigenen Auffassungen angepasst, oft in das gerade Gegenteil verkehrt hat[2]).

---

[1]) Vgl. z. B. die Sammlung von Lazius, Fragmentum vaticinii cuiusdam Methodii (Wien. 1547).

[2]) Ein flagrantes Beispiel der bodenlos leichtfertigen Quellenbenutzung des Verf. liefert die folgende Stelle f. 53bA: „als mich dan Valerius Maximus underricht, wie Postumus Tiburcius, Manlius Torquatus mit dem ganzen senat zů Rom den keiser Minuci[us] absatzten und satzten an sin stat ein puren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Verfasser wird in dieser Beziehung von dem Vorwurf der litterarischen Falschmünzerei, die freilich damals in den humanistischen Kreisen schwunghaft betrieben wurde, — ich nenne nur die Fälschungen des Johannes von Trittenheim, Giovanni Nanni, Erasmus Stella — leider nicht freizusprechen sein.

Die schrankenlose Willkür in der Benutzung seiner Quellen macht es im Zusammenhalt mit der sehr umfassenden Belesenheit des Verfassers — ich habe mir gegen 70 von ihm citierte Autoren vermerkt — nur in den wenigsten Fällen möglich, der Herkunft seiner historischen Angaben auf die Spur zu kommen. Was speciell die der deutschen Urgeschichte gewidmeten Abschnitte betrifft, so finden sich hier neben Josephus, Methodius, Orosius die „Chronik der Trierer" (wohl identisch mit den „Gesta Trevirorum"), Aeneas Sylvius, die Meistersinger, „etliche deutsche Bücher", die „histori der Franzosen" (die verlorene Gallica historia?) in bunter Reihenfolge angeführt. Mancherlei Berührungspunkte mit der Chronik des Jacob Twinger von Königshofen und mit den Aufzeichnungen des Strassburgers Daniel Specklin[1]) lassen mit Sicherheit darauf schliessen, dass dem Verf. neben seinen anderen Quellen auch ein grösseres chronikalisches Werk elsässischen Ursprungs vorgelegen hat, das vielleicht auch schon die aus den Trierer Quellen geschöpften Abschnitte enthielt[2]).

In hohem Grade überraschend ist die Thatsache, dass, trotzdem die Auslassungen des Verfassers über das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich mit den in den politisch-historischen Arbeiten seines jüngeren Zeitgenossen Jacob Wimpfeling zutagetretenden Auffassungen sich enge

---

genant Lucius der funft, us ursach, der pur hat [sich] ritterlichen gehalten in dem strit . . ." Valerius Maximus berichtet dagegen an der von dem Verfasser offenbar im Original benutzten Stelle (II, 7, 6—7) von der auf Befehl des Postumius Tubertius und Manlius Torquatus erfolgten Hinrichtung von deren Söhnen und hierauf von der Absetzung des Consuls Minucius durch den Dictator L. Quintius Cincinnatus, natürlich ohne diese Ereignisse irgendwie in zeitlichen Zusammenhang zu bringen. Die aus den Fingern gesogene Ersetzung des „Kaisers" Minucius (alias Nummas) durch einen Bauern dient nichts desto weniger dem Verf. an einer zweiten Stelle (174 aB) dazu, für Maximilian I. ein gleiches Schicksal zu prognosticieren.

[1]) Fragments des anciennes chroniques d'Alsace. II. Les collectanées de Dan. Specklin. Rec. par Rod. Reuss. Strassb. 1890.

[2]) Die Trierische Urgeschichte ist u. A. enthalten in Königshofen's Chronik und stellenweise in den Ebersheimer Annalen (über die letzteren vgl. Bresslau im Neuen Archiv XVI, 3, 547 ff., XVII, 1, 226, sowie Schulte und Wiegand in der Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins VI, 517).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berühren, dass trotzdem keinerlei Beziehungen der publicistischen Thätigkeit unseres Verfassers zu derjenigen Wimpfelings und des um ihn gescharten elsässisch-schwäbischen Humanistenkreises sich nachweisen lassen. Angesichts des ausserordentlichen Ansehens, dessen Wimpfelings „Germania" (zuerst 1501 erschienen) und „Epitome rerum Germanicarum" (1505) gerade bei der oberrheinischen Gelehrtenwelt genoss, kann Wimpfelings vollständige Ignorierung seitens unseres Verfassers kaum für eine absichtslose gelten. Wohl möglich, dass persönliche Differenzen zwischen ihm und dem Schlettstadter Humanisten obwalteten, dessen ängstliche Zurückhaltung in den Fragen der kirchlichen Reform von vorneherein unseren Autor abstossen musste. Aber auch die beiderseitigen politischen Ziele sind bei näherem Zusehen doch so sehr verschieden, dass eine Verständigung unseres Autors mit Wimpfeling sowohl, als mit den gesinnungsverwandten süddeutschen Humanisten von der Richtung Heinrich Bebels und Michael Köchlins[1]) kaum denkbar war. Die unserem Verfasser so geläufige Vorstellung eines socialen deutschen Königtums, das sein in jedem Augenblick widerrufliches Mandat aus der Hand des souveränen Volkes erhält, das aber auch nach Herstellung einer neuen kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnung die ganze Welt durch einen heiligen Krieg unter die Botmässigkeit des deutschen Reiches zwingt — solche Vorstellungen, noch viel mehr aber der Fanatismus, mit dem unser Verf. zum sofortigen Losschlagen gegen alle Privilegierten und gegen alles Nichtdeutsche aufruft, waren jenen humanistischen Kreisen völlig fremd. In wie viel engeren Grenzen ihre nationalen Ziele gesteckt waren, zeigt der blinde, zum guten Teil wohl auch künstlich gemachte Enthusiasmus, mit dem Maximilian I. in diesen Kreisen als der nationale Held ohne Furcht und Tadel gefeiert wurde[2]). Ungleich näher steht den Auffassungen unseres Werkes die bereits mehrfach erwähnte merkwürdige Denkschrift des sächsischen Diplomaten Hans von Hermannsgrün vom Jahre 1495, welche, von dem gleichen leidenschaftlichen Hass gegen Frankreich getragen, die deutschen Fürsten zum Vernichtungskampf gegen den französischen Erbfeind aufruft und gegen den Widerspruch

[1]) Vgl. namentlich Köchlin's „Opusculum de imperii a Grecis ad Germanos tralatione" (Strassburg. o. J. 1506?), eine der schneidigsten patriotischen Schriften aus den humanistischen Kreisen.

[2]) Vgl. Horawitz, Nationale Geschichtschreibung im 16. Jahrhundert in der Histor. Zeitschr. 25 (1871) S. 66 ff. Buschkiel, Nationalgefühl und Vaterlandsliebe im alten deutschen Humanismus (Chemnitzer Programm. 1887). Th. Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation (1866) S. 64 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des deutschen Königs und des Papstes deren Absetzung in Bereitschaft hält[1]). In den Projekten des sächsischen Edelmanns sowohl als unseres Autors dürfte aber zugleich der Niederschlag einer unter der Bevölkerung namentlich des deutschen Westens verbreiteten Stimmung zu erblicken sein, welche sich gegen die unausgesetzten französischen Übergriffe und die drohende Entfremdung der Rheinlande energisch aufbäumte, von dem vielgeschäftigen „letzten Ritter" aber, der den dem deutschen Namen angethanen Schimpf so gar nicht zu empfinden schien, eine rettende That überhaupt nicht mehr erwartete. Gerade vom nationalen Standpunkte aus war es dann nur consequent, wenn unser Autor in jenem Dilemma den Habsburger vollständig fallen liess und die Demütigung der Romanen seinem Zukunftskaiser Friedrich, dem Repräsentanten des socialistischen Idealstaates, übertrug.

3. Der Reformentwurf des Verfassers.

Bereits früher wurde bemerkt, dass die vierzig „Trierer Statuten" des Verfassers keineswegs, wie sie sich den Anschein geben, ein in sich abgeschlossenes Corpus von Reformartikeln oder Gesetzesparagraphen enthalten, sondern zum guten Teile in breitspurigen Deklamationen über die Unhaltbarkeit der bestehenden kirchlichen und staatlichen Zustände stecken geblieben sind. Man kann nicht einmal sagen, dass der Verf. sein Reformprogramm auch nur in den Grundzügen bestimmt umrissen habe; auch dazu hat es dem unklaren Kopfe offenbar an Gestaltungsvermögen, aber auch an Ausdauer und Stetigkeit gefehlt. Dies zeigt sich auch in dem öfteren überraschenden Wechsel der Stellung des Verf. zu den wichtigsten Fragen der Reform: eben erst aufgetauchte Projekte werden ebenso rasch wieder verworfen, um neuen Reformplänen Raum zu geben. Auf die früher schon angedeuteten tiefgreifenden Wandelungen, welche die Beurteilung Maximilians I. seitens unseres Verfassers und seine Auffassungen von der dem deutschen Königtum bei der bevorstehenden Reformation zufallenden Rolle durchgemacht haben, werden wir später im Zusammenhange zurückkommen. So weitreichenden Einfluss übrigens die stark ausgeprägte Eigenart des Verfassers, seine leidenschaftliche Gemütsart, seine juristische Fachbildung, seine apokalyptischen und astrologischen Spekulationen und die mit den Jahren sich

[1]) Vgl. H. Ulmann's Mitteilung in den Forschungen zur deutschen Geschichte XX, 67 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verschärfende Abneigung gegen Maximilian I. auf die Gestaltung der „Trierer Statuten" ausgeübt haben mögen, so dürfen dieselben doch, wie sich in der Folge zeigen wird, in der Hauptsache als ein Niederschlag der volkstümlichen revolutionären Ideeen gelten, welche seit dem 14. Jahrhundert eine Generation der anderen überliefert hatte, welche am Vorabend der deutschen Reformation die weitesten Kreise des Volkes beherrschten und namentlich Oberdeutschland schon damals einem Umsturz aller bestehenden Verhältnisse zutrieben.

Über des Verfassers angebliche gesetzgeberische Quellen, die Gesetze Seths und die Statuten der Trierer Könige, ist hier kein Wort weiter zu verlieren. Auch bei der Berufung auf Karls des Grossen Gesetzgebung darf keinesfalls an eine irgendwie eingehendere Benutzung der gelegentlich citierten Kapitularien gedacht werden. Von Kaiser Sigmund führt der Verf. wiederholt antiklerikale Äusserungen und Massregeln an [1]); eines der verlorenen Kapitel des ersten Teils handelte dem

[1]) f. 88bB: „ein gûtti ret gab keiser Sigmunt in dem concili zû Basel: all munch in den schwarzen gewant under dem wissen cruz, die wissen under dem schwarzen cruz und die blowen und grunen unter dem gelben cruz . . . und die spis von der hand der fienden sûchen" Der Sinn der verderbten Stelle ist, wie der Zusammenhang zeigt, der, dass die überschüssigen Geistlichen in den Kampf gegen die Türken ziehen sollen. Vgl. ferner f. 109aA: „So dan keiser Sigmund offenbar auch furwand in dem concilien zû Basel und seit: in dem, daz si daz opfer unnuzlich verzeren, so sint si dieb, und mit namen daz die grosten, die sich uff den betel lon wihen; und seit, wie daz kein verflûchter volk wer, dan ein armer prester (?), desglichen dargegen, der mer het, dan sin naturlich uskummen; und seid, wie zû Paris durch die hochgelerten beschlossen und versprochen wer, daz kein priester sol mer haben, dan ein pfrûnd; und seit, daz der priester solt gespissen werden von dem zehend . . . dorumb seit keiser Sigmunt: vil weger wer ein frummer priester in dem Elsas, dan 11000 unutzer priester" etc. f. 111aA: „Das wart zû Basel im concili gemelt. do seit keiser Sigmunt: sit die geistlichen des ein ursach sind, so ist billich, daz [sie] zû einer bekantnus der besserung endgegengon und sich mit eim gelben cruz bezeichnen und tûn als die kirchen mit dem crisam gesalbt: nempt daz cruz an uch und bewisset die ritterschaft wider die ungloubigen. stritt mit worten und fechten mit den werken . . . ." f. 104bB: „keiser Sigmund . . . in dem concilium zû Basel tet ein schene ler wider die gittikeit der geistlichen . . ." Mit der in kirchlicher Beziehung nichts weniger als radikalen „Reformation Kaiser Sigmunds" stehen die angeführten Stellen zum Teil in direktem Widerspruch; namentlich das Betteln der Mönche wird in jener Reformation ausdrücklich gestattet. In welch seltsamer Weise die Wirksamkeit Kaiser Sigmunds im 15. und 16. Jahrhundert idealisiert, wie er geradezu mit der Glorie eines Heiligen und Märtyrers der Reform umgeben wurde, hat v. Bezold (Zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Register zufolge davon, „wie keiser Sigmunt wolt die geistlichen regulieren.“ Die Citate sprechen eher gegen, als für eine Benutzung der sogenannten „Reformation Kaiser Sigmunds“, da Parallelen zu den radikalen politisch-socialen Projekten jener Schrift, die doch so ganz den Anschauungen unseres Publicisten entsprachen, und deren angeblichen kaiserlichen Ursprung dieser sicher ausgenutzt haben würde, bei unserem Autor sich nicht nachweisen lassen. Im Übrigen haben Karl der Grosse, Heinrich IV., Karl IV. — in dessen goldener Bulle der Verf. gerne eine demokratische Magna Charta sehen möchte — und Sigmund dem Verf. nach seinem Belieben dafür herhalten müssen, um die Urheberschaft an diesen und jenen von ihm ausgeheckten politischen, kirchlichen und socialen Reformplänen zugeteilt zu erhalten.

Den Ausgangspunkt für sämtliche Reformgedanken des Verfassers bildet sein Glaube an die weltgeschichtliche Mission des deutschen Kaisertums. Wir haben gesehen, dass ihm die Deutschen als das auserwählte und zur Weltherrschaft berufene Volk gegolten haben, dass ihm ferner die nach dem natürlichen und göttlichen Rechte geordneten Institutionen, welche nach seiner Auffassung in Deutschland zur Zeit seiner längst entschwundenen Blüte in Geltung waren, das Ideal einer Staatsverfassung verkörpern. So geht denn für ihn, dem es sich um die Zurückführung der Zustände dieses goldenen Zeitalters handelt, die Frage der inneren Reform mit der Durchsetzung der providentiellen Ansprüche Deutschlands auf die Suprematie über alle Staaten Europas Hand in Hand. Alle Macht und Herrlichkeit des Deutschtums aber concentriert sich in des Verfassers Phantasieen von der Weltstellung des deutschen Kaisertums. Ein Kaiser oder „ein kunig in Tutsch ist ein grosser nam, als vil, als der allerkunstrichest, in des herzen all rechten verschlossen sind, den sol man billich fur ein irtischen got erkennen, als Hester zu dem kunig Salomon seit: du bist ein herr uber all welt“ (f. 173aA)[1]). In die den Sonnenglanz überstrahlende Glorie des Angesichtes Gottes schaut „ein keiser als in ein spiegel, wie ein adler mit unverruckten ougen in der sun sicht. so sol ein

---

deutschen Kaisersage, in den Münchener Sitzungsberichten, philos.-phil.-hist. Classe 1884 S. 583 f.) nachgewiesen. Auch Wolfg. Aytinger legt Sigmund in seinem Commentar zu den Prophezeiungen des Methodius (Ausg. v. 1496, Blatt e V) reformatorische, angeblich auf dem Basler Concil gehaltene Reden bei.

[1]) Den Titel des Kaisers und des Königs gebraucht der Verf. als gleichbedeutend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keiser in der clarheit sin [sinns] eins mit gott sin, sich in dem widerschin der gottheit, daz ist mit der rechten gewonheit (glich dem armen, als dem richen) sich lassen erkennen. so ist er ein irdischer gott" (f. 19aB). Dass es dem Verf. mit dieser Bezeichnung des Kaisers als irdischen Gottes heiliger Ernst ist, zeigt sich darin, dass er an verschiedenen Orten immer wieder auf dieselbe zurückkommt[1]). Von den zahlreichen Stellen, welche den Anspruch des deutschen Kaisertums auf die Weltherrschaft vertreten, greife ich nur eine heraus: „Ich sag, daz rich des keisers ist allein von got uns geben, als ein kunig uber all kunig, und alle land under im und all provincen. und ein kunig von Frankreich, Hispanien und Sicilia sont im tribut geben, es sig dan sach, daz si sich bewisen, worumb daz nit" (f. 114bC). Die den Romanen zeitweilig und auf Widerruf zugestandene Unabhängigkeit von ihren deutschen Gebietern hat der deutsche Kaiser, der seine Aufgabe mit vollem Ernste erfasst, nicht mehr zu dulden; sein Ziel muss die Unterwerfung Europas, des heiligen Landes und des ganzen Erdreichs unter den deutschen Scepter sein, worauf die romanischen Sprachen vertilgt werden und die „heilige" deutsche Sprache allenthalben zur Herrschaft kommt (f. 38aC; 76aB; 51bA; 168bA; 14aA): „die Tutschen hand zum dikermol daz ganz erdrich in ieren henden gehebt, und in kurzen abermols tůn werden, und mechtiger dan nie" (f. 168bA).

Befindet sich der Verf. in der Hinaufrückung des deutschen Königs zum obersten weltlichen Herrn der Christenheit mit Manchem seiner Zeitgenossen — ich nenne ausser den schon erwähnten süddeutschen Humanisten namentlich den Elsässer Petrus von Andlau — in enger Übereinstimmung, so kann dies von des Verfassers Anschauung bezüglich der Oberherrlichkeit des Kaisers auch auf kirchlichem Gebiete nicht behauptet werden. Dass das Papsttum über dem Kaisertum stehe, galt dem ausgehenden 15. Jahrhundert, von ganz vereinzelten Stimmen abgesehen, als ausgemacht[2]); auch der radikale Verfasser der

---

[1]) Vgl. ferner noch f. 67aB; 114bD („ein keiser im sim palast, wie got in sim tron); 124aA; 173bA.

[2]) Vgl. Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation I[5] S. 33 ff. Als principielle Vertreter der päpstlichen Superiorität zur Zeit unseres Verf. nenne ich nur seine drei Landsleute, Peter von Andlau, Sebastian Brant und den Schlettstadter Johannes Hugonis (vgl. Ch. Schmidt, Hist. littér. de l'Alsace I, 278 ff.; II, 51 ff.). Noch im Jahre 1503 durfte Petrus Ravennas in seiner in Wittenberg im Beisein Kurfürst Friedrichs des Weisen gehaltenen Antrittsvorlesung, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, die Behauptung aufstellen, der Papst stehe über Concil und Kirche und könne aus eigener Machtvoll-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sigmund'schen Reformation nimmt dies als selbstverständlich hin. Unser Autor dagegen ist sich darüber ganz im Klaren, dass dem Kaisertum die oberste Gewalt wie in weltlichen Dingen, so auch über die Kirche zukommt. In des Kaisers Hand „stott aller gewalt. im [ist] ein schwert von himel gesant, zů beiden siten schniden, daz ist beid geischlich und weltlich stend sollende straffen. darum sin kaiserliche majestat wirt genant ein hirt uber alle geischlichen. sin kaiserliche majestat het macht, ein babest zů setzen und zů endsetzen . . . ein keiser sol ein babest verhoren, ob er doch glich sig, die krischlichen kirchen zů regieren, desglichen in allen bosen stenden zů stroffen" (f. 11bD). Im Hinblick auf König Davids oberpriesterliche Stellung wird der Kaiser geradezu „der oberste pfarrer" genannt (f. 195bD). Bezüglich der Wahl des Papstes weist unser Verfasser das Dekret des Papstes Nicolaus II. als rechtswidrig zurück und erinnert dem gegenüber daran, wie Clemens II., „der heilig babst, ein bischofft zů Babenberg, het einhelliglichen mit allen cardinelen beschlossen, daz man furhin zů ewigen zitten kein babst soll bestettigen, dan mit wissen eins keisers . . . und Leo VIII., der satzt, daz kein babst solt werden on wissen und geheifs eins keisers, und wen die cardinalen ein erwelten, so můst er zum keiser, daz er in verhört und probiert, ob er gůtz wandels were, kein bůler, suffer oder vertůner etc., so dan der babst Adrianus in der dist. LXIII gab Karolo Magno den gewalt, uff daz er die kilch solt beschirmen vor den tyrannen"[1]) (f. 182bA). An diesem Papstwahl-Dekret Hadrians I. hält der Verf. sehr nachdrücklich fest, indem er immer wieder auf die Pflicht des Kaisers zurückkommt, die Candidaten für den päpstlichen Stuhl zu „probieren" und darüber zu „überhören", ob er den rechten

kommenheit Kaiser und Könige absetzen (Muther, Aus dem Univers.- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation, 1866 S. 70 ff.) Sehr tapfer tritt 1506 für das Recht der kaiserlichen Schirmherrschaft über die Kirche Michael Köchlin (in seiner oben S. 153 Anmerk. 1 citierten Schrift) ein, indem er u. A. die Belehnung des Papstes seitens des Kaisers mit dem einen Teil des Reiches bildenden Kirchenstaat fordert. Überraschend sind die Ausführungen über die Unabhängigkeit des polnischen Königtums vom päpstlichen Stuhle in dem um 1455 entstandenen „Monumentum" des Polen Johannes Ostrorog (vgl. Caro, Über eine Reformationsschrift des 15. Jahrhunderts. Sep.-Abdr. aus der Zeitschrift des westpreuss. Geschichtsvereins IX. 1882.).

[1]) Die hier von dem Verf. benutzte Quelle ist Decretum Gratiani pars I, distinct. 63. Auch die Königshofen'sche Chronik hebt nachdrücklich hervor, dass Papst Hadrian I. Karl dem Grossen die Gewalt verliehen habe, „das er und sine nochkumen soltent bebeste setzen" (Chroniken d. d. Städte VIII, 403).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glauben habe und zum Nachfolger Petri tauglich sei[1]). Wie dem Papst, so soll der Kaiser auch den Bischöfen und Prälaten, für deren gute Auswahl er gleichfalls verantwortlich ist, die Investitur erteilen. Keinem Geistlichen, auch dem Papste nicht, darf er gestatten, „uber das blůt oder weldlichen sachen zů urteilen;“ für den Anspruch des Papstes auf die Krönung des Kaisers giebt es dagegen keinen Rechtstitel. Zeigen sich der Papst, Bischöfe und Priester ihrer Stellung unwürdig, so ist es Pflicht des Kaisers, gegen sie einzuschreiten. Als Herr der Welt soll er „nieman in siner bofsheit ungestrafft lon, den babst als den schůler umb sin mistat condempnieren“ und seines Amtes entsetzen. Er soll es nicht zulassen, dass die Kinder von dem verfluchten Samen zu grossen Würden kommen, noch „daz die geistlichen der kirchen gůt geben ieren kindern, als der babst Sixtus, der babst Innocentius, der babst Alexander VI. ton hand.“ Und sieht der Kaiser, als das oberste Haupt der Christenheit, dass die römische Kirche „unbruchlich oder undeglich ding bestedet, daz ist ein kais. majestat schuldig abzůstellen, und wo er daz nit tůt, so ist er ein zerstorer der cristenlichen kirchen“ (f. 92aD)[2]).

Die so weit ausgedehnte Macht des Kaisers ist nach des Verfassers Auffassung gleichwohl keineswegs eine absolute. Der Kaiser muss so gut, wie jeder Andere sich der Autorität von Recht und Gesetz beugen, er muss „under den gescribenen rechten beliben“, und darf wider dieselben keine Freiheiten geben (f. 93bC; 92aA; 186bC). So wird für den Unterthanen die Herrschaft des Kaisers gleichbedeutend mit der Herrschaft des Gesetzes, und der arme Hintersasse mag mit Fug sagen: „Ich bin nit gehorsam dem bot des kunigs, aber dem gebot des gesatzten rechten“ (f. 52bC). Gegen den pflichtvergessenen Kaiser macht der Verf. ohne Bedenken das Selbstbestimmungsrecht des souveränen Volkes geltend: „Der arm gemein man mag verfluchen beid, keiser und bebst, si umb daz ubel stroffen, wen daz volk macht ein keiser und der keiser macht nit daz volk“ (f. 153aD). Und weiter: „Seht an difs bůchli, wie man mit recht ein babst, ein keiser, ein kunig mag absetzen, also mag man auch ein fursten oder herren absetzen. aber ein gemeiner spruch: wan der apt wurfel leit, so ist den

---

[1]) In der Reformationszeit hat bekanntlich Ulrich von Hutten das Recht des Kaisers zur Besetzung des päpstlichen Stuhles energisch betont.

[2]) Vgl. ferner f. 52bB; 66aA; 91bD; 92bB; 100bB; 167aA; 177bD; 180bAC; 200bB; 182bA; 176bA; 93bB.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

munchen erloupt zů spillen; wan daz houpt nüt sol[1]), so sind alle glider des menschen kranch" (f. 178aC).

Unter Hinweis auf die durch die Absetzung König Roboams und des römischen Konsuls L. Minucius gegebenen Beispiele führt der Verf. das Thema der Entthronung des untüchtigen Kaisers und Fürsten an verschiedenen Stellen in breiter Ausführlichkeit aus. „Es war etwan in gewonheit: wan ein herr ubel regiert, daz bos nit strofft, so verwissen man im uſs dem land. waz soll ein kunig in ein land, der weder im nutz ist noch dem land?" (f. 179bA). „Ouch wen ein babst oder ein keiser wider die gebotz gottes tůt, so soll man ihn absetzen und in daz ellend wisen" (f. 66aC; vgl. f. 88aC). „Zů furchten ist, wen die fursten nit abston von bosem gewalt und den gemein nutz hanthaben, daz flůchen abstellen und got for ougen han, den gotschwerer die zung hinden uſs dem nakken ziehen, anders der flůch der gemein wirt des babst bann nit achten noch des keisers och, sunder das zepter in die hant nemmen und uber die houpt gebieten" (f. 145aA). „Wan ein kunig nit tůt kungliche sachen und sich in untugen mit bôsem gewalt gegem volk bewiset, ist zů straffen . . . er soll sich nit doruff verlossen: wir sind erwelt zů einen kunig, wir hant gros macht, vil landes; wir went'z noch unserem gefallen machen . . . wan got gipt sin gewalt und sich[2]) den gerechten und nit den mechtigen, als wie Gedeon geschach. man sich gar dik, daz ein kleiner ein grosen besiget" (f. 123bD).

In je höherem Grade Maximilian I. und die zeitgenössischen Vertreter des fürstlichen Standes durch ihre, nach des Verfassers Auffassung, undeutsche Politik und ihre Abneigung gegen die innere Reform unserem Autor entfremdet werden, desto bestimmter tritt bei ihm der Gedanke hervor, dass bei der künftigen Neuordnung von Staat und Kirche der fürstliche Stand ganz bei Seite geschoben und die Durchführung der Reform in die Hand des Volkes und eines aus dem Volke hervorgegangenen kaiserlich waltenden Führers gelegt werden wird. Die Fürsten mögen zusehen, „daz in nit geschech, wie Roboam geschach: der gemein vereiniget sich und verjagten den konig von allem gewalt und wurfen uff, do zů furchten in kurzen geschehen, ein schlechten frummen man" (f. 69aC). Niedere Geburt wird, wie die Erhebung des Bauern Cincinnatus zeigte, durch hervorragende Thaten unschwer ausgeglichen;

---

[1]) Sol = sal (bisher unbelegtes Adj. in der Bedeutung: gut, wohlbehalten)? Vgl. Lexer II, 576. Wahrscheinlicher von sollen = zu etwas nütze sein.

[2]) d. h. Sieg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„daromb huttbitag ein spruch ist: das gluk hilf dem kůnen“ (f. 53bA). Bei der Wahl des Kaisers soll man nach dem Rate des Verf. „nit ansehen die geburt, die richtum, sunder an sin kunst und ufrichtigs leben“ (f. 115aB); die alten Deutschen wählten keinen zum König, „er wer dan von grosser vernuff, ein astronomus und in allen kunsten durchgrundet“ (f. 177bA). Als Repräsentanten des souveränen Volkes führt unser Verf. an einzelnen Stellen seines Werkes den Vorsitzenden des obersten Gerichtshofs, den er wohl auch Pfalzgraf nennt, ein, „erwelt ufs tuissend umb siner strengen gerechtikeit willen, alzit bereit, umb witwen und weisen zů schirmen, den gemein nutz hanthaben.“ Diesem obersten Richter teilt der Verf. die Macht zu, „ein keiser in sim unzimlichen furnemen zů stroffen, und wolt der kaiser nit dorvon ston, mitsamp 12 alter ritter het [er] macht, im sin gewalt zů nemmen und im ein purenhůtli uffsetzen und in in daz ellend schiken, wie Nummas[1]) ward abgesetzt und satzten an sin stat ein puren zů eim keiser“ (f. 174aB; vgl. 113bC). Wir werden später sehen, dass des Verfassers apokalyptische Prophezeiungen das Auftreten eines Reformators „aus kleinem Geschlechte“ in Aussicht stellen, der bald als Vorläufer des grossen Kaisers Friedrich erscheint, bald mit diesem selbst identificiert wird.

Dass die Aufrichtung des deutschen Kaisertums, wie es in den Vorstellungen des Verf. lebte, den völligen Bruch mit den bestehenden politischen Verhältnissen voraussetzt, zeigt sich auch in der von dem Verf. immer wieder erhobenen Forderung der Besitzlosigkeit des Trägers der Kaiserkrone. „Ein keiser soll nuz eigens han, sunder allein von dem gemein nutz leben. also zů verston: sin kais. majestat geburt den funf[ten] teil von dem zwenzigsten teil aller frucht, so dan der akerman von win und korn erbuwet;“ des Verf. Vorschläge bezüglich der Verwendung des Restes der projektierten Reichssteuer werden wir später kennen lernen[2]). Wie demnach der fürstliche Stand in der letzten Ausführung des Reformprogramms des Verf. keinen Raum mehr findet, so wird auch dem Kaiser, geradeso wie in den demokratischen Verfassungsentwürfen des Jahres 1525, lediglich die Stelle des Präsidenten einer Republik zugestanden, dessen Anerkennung überdies durchaus von seiner sittlichen Beschaffenheit und seinen Leistungen als Staatsoberhaupt abhängig gemacht und damit jeden Augenblick in das Belieben der Unterthanen gestellt wird.

---

[1]) Wohl verschrieben aus Minucius; vgl. oben S. 151, Anm. 2.

[2]) fol. 169aB; vgl. 50aA; 52aC; 62aC; 92aA etc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Verständnis der politischen Theorieen des Verfassers ist es übrigens notwendig, schon hier daran zu erinnern, dass unsere Schrift keineswegs nur das Recht auf die Ausübung der kaiserlichen Gewalt an die sittliche Integrität des Trägers der Krone knüpft, sondern dass nach seiner Auffassung jede Art von Besitz, Herrschaft und Amtsgewalt durch die Verletzung von Recht und Gesetz verwirkt wird. „Der in sunden ist, der soll kein urtel helfen fellen; desglichen kein[1]) priester, der in sunden ist, kan den andern von sunden entpinden" (f. 87bB). Kein Urteil, das ein Totschläger, Wucherer, Ehebrecher oder Bastard gesprochen, ist rechtskräftig (f. 197aC). Namentlich den Verlust der priesterlichen Amtsgewalt infolge sittlicher Delikte zu betonen, wird unser Verfasser nicht müde. Wir brauchen kaum ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass diese Anschauungen in engster Beziehung zu den wiclifitisch-husitischen Lehren stehen, welche jede Herrschaft und Amtsgewalt als ein göttliches Lehen erklärten, das im Falle der Verletzung des evangelischen Gesetzes an den himmlischen Lehensherrn zurückfällt. Aber auch das Waldensertum ist in Deutschland im 15. Jahrhundert zu ähnlichen radikalen Lehrsätzen vorgeschritten[2]). Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir des Vf. Anschauungen auf die Einwirkung sei es direkt, sei es indirekt an ihn gekommener husitischer Lehren zurückführen.

Der ritterliche Stand, dem eine wichtige Rolle bei der Unterstützung des Kaisers in Ausführung seiner politischen und socialen Aufgaben zufällt, hat nach dem Verf. seine Entstehung im altdeutschen Staate der Trierer genommen[3]). „Die alten Trierer liessend ussrůffen: wer wolt er inlegen und helfen den gemein nutz schirmen und schutzen, der moch sich furtůn; dem wel man alle jor sin mangelt geben. do woren fursten und herren, die teilten ir erb und gůt und machten edelknecht

---

[1]) Hs. „ein", was aber ohne Zweifel Schreibfehler ist.

[2]) Vgl. z. B. die Lehrsätze der um 1455 verurteilten eichstädtischen Waldenser bei Falckenstein, Antiquitates Nordgavienses I, 208. Ähnliche Lehren scheinen sich übrigens bereits im 14. Jahrhundert bei den deutschen Waldensern herausgebildet zu haben. Vgl. meine Bemerkungen in der Zeitschrift f. Kirchengeschichte VII, 548.

[3]) In der Sigmund'schen Reformation heisst es, die Ritterschaft sei durch „Mimus, der Trier bawet und Solotern" begründet worden. (Böhm's Ausgabe S. 223.) Die Übereinstimmung der beiderseitigen Angaben geht wohl auf die Benutzung verwandter Quellen, wenn nicht der gleichen Vorlage zurück, für welche wieder höchstwahrscheinlich die Notizen der „Gesta Trevirorum" über die Ritter der alten Trevirer (c. XII) massgebend gewesen sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(jetz lehenlut) und war dorzû gnod zûgeseit: wurde er umb des gemein nutz willen erschlagen, so lich man daz mangelt sim sun, der trûg daz in lehenswis" (f. 163bA; 53bC; 50bB). Indem der Verf. für die Erneuerung dieser angeblich urdeutschen Zustände eintritt, gesteht er doch keineswegs eine unbedingte Erblichkeit des Adels zu; die Ritterwürde kommt vielmehr in Wegfall, sobald der Adelige seiner Standespflichten vergisst. „Keiner ist edel dan der, den sin tugend edel macht"; „der ist nit zû halten fur ein edelman, der dem gemein man oder dem land kein schirm nie erzeigt het" (f. 111bD; 128bD). Früher musste jeder Ritter seinen Adel erholen, indem er Witwen, Waisen und den kleinen Mann schirmte und sein Leben für den gemeinen Nutz einsetzte; jetzt pocht man darauf: „Mein Vater ist edel; er hat seinen Adel bewiesen!" Darauf ist zu entgegnen: „dorumb so sol der sun desglichen tûn, wil er edel genant sin" (f. 122aD). Jeder Ritter, der in der Schlacht sich feig gezeigt, hat sein Lehen verwirkt und soll aus dem Lande gejagt werden; ebenso geht der Ehebrecher und Friedensstörer seines Adels verlustig, und den Wüterich und Räuber mag man ohne Sünde aus der Welt schaffen (f. 163bC; 111bC; 178bA). Des Widerspruchs, den unsere Schrift gegen den im 15. Jahrhundert üblich gewordenen Kauf der Ritterwürde erhebt, wurde bereits früher gedacht.

Die Würde des pflichtgetreuen Ritters stellt der Verfasser sehr hoch. Der Doktor der Rechte muss hinter dem Ritter zurücktreten, ja „ein standhafter ritter, der daz bofs strofft, wirt got gelicht" (f. 111bD ff.). Da der Ritter alle seine Kunst auf Ritterspiel legen muss, so darf er „nit betten oder zû kilchen gon, sunder, wan er sich[t] ein wissenhaftigen wûcherer, der von gelt gelt nimpt, ein eebrecher, ein totschlaher, ein priester, der das opfer gottz mit sinen dirnen und kinderen verzert, etc., [den] totzeschlahen" (f. 53bD). Für die Erfüllung dieser Aufgaben hat aber der Verf. offenbar den zeitgenössischen Adel wenig geeignet gehalten, sonst würde er nicht den Vorschlag machen, die zur Abstellung der eingeschlichenen Missbräuche berufene „Bruderschaft" solle neue Edelleute machen, „die man in tugend erkennt, gloubhaftige lutt, die mit tugend und mit eren umb den gemeinen nutz wend ritterspil triben," während jetzt Völler, Säufer, Wucherer zu Unrecht edel heissen (f. 116bD; 164aA). Auf den Beistand dieser „neuen Ritterschaft", die St. Michael zu ihrem Patron aufwerfen und die Kaiserwahl vornehmen soll, wird der Kaiser im Kampfe gegen die äusseren Feinde des Reiches und bei der Durchführung der inneren Reform in erster Linie zu rechnen haben (f. 111bD ff.).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Auffassungen unseres Autors von den Grundlagen des Rechtes haben wir schon oben (S. 129) kennen gelernt und gesehen, dass für den Verfasser, wie für so viele seiner Zeitgenossen das „natürliche Recht“, das ihm mit dem altdeutschen Rechte zusammenfällt, den idealen Massstab abgegeben hat, nach welchem alle bestehenden staatlichen und socialen Zustände beurteilt werden. Auch der leidenschaftlichen Ausfälle gegen das römische Recht wurde bereits gedacht, dem der Verf. den Abfall von dem Grundprincip des natürlichen Rechtes, der Anerkennung der Gleichheit Aller, beimisst, und das nach seiner Ansicht an die Stelle der altdeutschen Brüderlichkeit und „Freundlichkeit“ gegenseitigen Neid und Hass hat treten lassen. Die geradezu unheimliche Macht, die das römische Recht bereits im 15. Jahrhundert über die gebildeten Kreise in Deutschland erlangt hatte, zeigt sich nun aber in sprechender Weise darin, dass unser Verf., trotz seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen alles römische Wesen, dennoch vollständig im Banne des römischen Rechtes steht und fast jeden Zusammenhang mit dem einheimischen deutschen Rechte verloren hat. Seine ganze Anschauungsweise wie auch seine Methode der Beweisführung fusst auf dem römischen Rechte; von einheimischen Rechtsquellen nennt er nur ganz vereinzelt die Kapitularien Karls des Grossen, an einer einzigen Stelle den Sachsenspiegel, während er auf jeder Seite seiner Schrift den Leser mit massenhaften Citaten aus dem Corpus juris civilis und aus dem kanonischen Rechte überschüttet. Wohl befürwortet er da und dort die Abfassung von „geschriebenen Statuten“, damit ein jeder selber lesen möge, wovor er sich zu hüten und welche Busse er bei Übertretung der „gesatzten“ und „geschriebenen“ Rechte zu erwarten habe: er identificiert dann aber wieder dieses „geschriebene“ Recht vollständig mit dem römischen oder „kaiserlichen“ Recht und hilft sich über seine Inconsequenz mit dem höchst sonderbaren Auskunftsmittel hinweg, dass die römischen Juristen des Plagiats an den altdeutschen Rechtsquellen beschuldigt werden[1]).

Die von dem Verf. auf dem Gebiete des Rechts- und Gerichtswesens geplanten Reformen sind, wie von ihm zu erwarten, in erster Linie auf die Gleichstellung Aller dem Gesetze gegenüber gerichtet. „Wan ein furst, groff, ritter oder edelman mistůt, den [soll

[1]) Vgl. z. B. die auf S. 133 angeführte Stelle unserer Schrift, welche die Forderung des allgemeinen Jagdrechts auf eine Stelle der Institutionen, die hier als „geschriebenes Recht“ eingeführt werden, gründet. Bezüglich des angeblichen urdeutschen Ursprungs des Corpus juris civilis vgl. oben S. 150.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man] stroffen, weder geburt, adel, frundschaft ansehen, sunder den richen als den armen" (f. 112bB); von den zahlreichen Klagen der Schrift über die Verletzung dieses Grundsatzes wurden oben Proben gegeben. Was der Verf. freilich an praktischen Besserungsvorschlägen beibringt, ist herzlich unbedeutend, überdies meist in so confuser Weise vorgebracht, dass es sich nicht verlohnt, diese Abschnitte hier erschöpfend zu besprechen. Dem mangelnden Rechtsschutz glaubt der Verf. am besten durch die Reinigung der Gerichte von unsauberen und unfähigen Elementen und durch die exemplarische Bestrafung der pflichtvergessenen Richter abzuhelfen [1]). Hat der Verklagte den Richter als ihm feindlich gesinnt in Argwohn und kann für seinen Verdacht Indicien beibringen, so soll ihm noch vor der ersten Verhandlung die Berufung vor ein anderes Gericht gestattet sein (175bB). Daneben bringt er mancherlei Vorschläge für die Reform der Berufung an höhere Instanzen, die wir oben schon zum Teil berührten. Er gedenkt dabei rühmend der Thätigkeit des Pariser Parlamentes, das ihm freilich nur eine Nachahmung des Obergerichtes der alten Trierer ist. Vor diesem Gericht, nach dessen Vorbild der Verf. einen obersten deutschen Gerichtshof schaffen will, wurden angeblich die Processe des kleinen Mannes gegen mächtige Gegner, denen er auf andere Weise nicht beikommen konnte, verhandelt: der den Vorsitz führende Pfalzgraf hatte „den gewalt, wann der arm man verklagt den kunig, fursten oder herrn, daz er im müsst gehorsam sin" (f. 173bA ff.; 54bA; 175aB). Aber auch die weitgehendsten politischen Befugnisse räumt der Verf. dem obersten Gerichtshof ein, indem dessen Präsident, wie wir früher sahen [2]), ein Aufsichtsrecht über den Kaiser üben und die Macht, ihn zu entthronen, besitzen soll.

Einer der seltsamsten Einfälle des Verf. offenbart sich in seinem Vorschlag der Einführung von sogenannten „Sentgerichten" [3]), worunter er sich ein Mittelding zwischen Ohrenbeicht und Vemgericht vorstellt. Wie er auf den Gedanken gekommen, die Einrichtung dieser Gerichte auf Karl den Grossen und dessen Paladin Roland, ja bis auf die Trierer Könige zurückzuführen, verlohnt sich nicht näher zu untersuchen. Einmal

---

[1]) f. 54bA empfiehlt er die Praxis des Königs „Arfraxus", der den falschen Richtern bei lebendigem Leibe die Haut abziehen liess, auf welche er dann die Söhne der Bestraften setzte, um sie Gericht halten zu lassen.

[2]) Vgl. oben S. 161.

[3]) Den Namen leitet der Verf. bald von „sanctio", bald von „Sünde" ab, bringt ihn dann aber auch mit Concil, also „synodus" in Verbindung. Eine Beziehung zu den Centgerichten ist wohl auszuschliessen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Jahre soll in jeder Ortschaft, nachdem ein kaiserliches Gebot zur Aufspürung und zum Selbstbekenntnis aller Todsünden aufgefordert hat, das Gericht in der Pfarrkirche bei verschlossener Thür zusammentreten, gebildet aus dem Pfarrer, einem weltlichen Richter und dem Schreiber; der Verf. rechnet offenbar darauf, dass in der Regel „der in todsunden ist, solt sich selber dartůn.“ Für den zum ersten Mal vor Gericht Stehenden ist als Strafe die Züchtigung mit der Rute und das Abschneiden einer Haarlocke vorgesehen. „Kumpt er uff daz ander jor wider, so leit man im ein stroff, den heilgen wachs zů geben; zum dritten jor, kumpt er abermols und will nit von sunden lon, so ist er besser von der welt, wan bi der welt.“ Für diesen Fall sind geheime Boten und „wissende fromme Männer“ bestellt: „wo si die sunder begriffen, so richten si mit dem strang[1]).“ So kindlich naiv diese Vorschläge klingen, so gross sind die Erwartungen, die der Verf. an die Wiederbelebung dieser angeblich urdeutschen „heiligen“ Gerichte knüpft. Wie die sittliche Verderbnis seit der Abschaffung der Sentgerichte reissend um sich gegriffen hat, so wird die künftige grosse Zeit des deutschen Volkes in erster Linie durch die Wiederaufnahme des „Sents“ heraufgeführt werden, der Beicht und Ablass ersetzen soll[2]).

Darüber, dass des Verf. Projekte die Sittenzucht in weitestem Umfang der Competenz einer drakonischen staatlichen Strafjustiz zu unterstellen beabsichtigen, lässt uns die Schrift nicht im Ungewissen. Vom Standpunkte des Verf. aus, der, wie wir früher sahen, die sittlichen Zustände seiner Zeit als in jeder Beziehung verrottete und heillose ansieht und fortgesetzt die schrecklichsten himmlischen Strafgerichte in Aussicht stellt, begreift es sich ohne Weiters, dass er den verschiedenen Volkslastern mit schonungsloser Strenge zu Leib gehen will. Wenn er mit gleicher Heftigkeit, wie gegen die schwersten Verletzungen von Leben und Eigentum, auch gegen Fluchen, Gotteslästerung, Kartenspiel, Zutrinken und Kleiderluxus loszieht und rigorose Strafbestimmungen in Vorschlag bringt, so ist er darin eben ein Kind seiner Zeit, die an der Förderung der sittlichen Reform sich ebenso unermüdlich wie vergeblich durch den Erlass von Polizeigesetzen und Kleiderordnungen versuchte[3]). Der Fanatiker aber offenbart sich in den zahlreichen Ab-

---

[1]) f. 87bB ff.; 165aD ff.; 100bD ff.; 94aA; 59bA.

[2]) f. 94bD f.; 110aC f.; 116bC; 118aA.

[3]) Ich erinnere hier beispielsweise an die Beschlüsse des Lindauer Reichstags von 1496/97 gegen üppige Gastmahle und Trinkgelage, sowie gegen die Überzahl von Musikanten und Hofnarren und an die dort projektierte Kleider-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schnitten der Schrift, die einer rigorosen Verschärfung der Leibesstrafen das Wort reden und in dem Ausmalen von angeblich in der guten altdeutschen Vorzeit gebräuchlich gewesenen unmenschlichen Proceduren[1]) geradezu schwelgen. Nur als Probe dieser von Leidenschaft durchtränkten Abschnitte erwähnen wir, dass der Verf. dem Fluchenden und Gottschwörer „die zungen im nacken ufsziehen," den Wucherer und pflichtvergessenen Priester verbrennen, den Ehebrecher steinigen, den eigennützigen Amtmann erwürgen, den Verwandtenmörder in einem Sack ins Wasser werfen, den Frauenschänder und die eidbrüchischen Mönche und Nonnen lebendig ein Klafter tief in die Erde begraben wissen will. Auch jede fahrlässige Tötung, wie z. B. durch leichtsinnige Ärzte und Hebammen, ist als Mord zu bestrafen; Trunkenheit ist für den Schuldigen kein Milderungsgrund, sondern zieht ihm doppelte Strafe zu. Schliesslich wird jede Übervorteilung des Armen, auch wenn es sich nur um eine zu hoch angesetzte Rechnung des Handwerkers handelt, mit dem Tode bedroht. Anwandlungen der Barmherzigkeit nachzugeben, wird der Kaiser und Richter nachdrücklich gewarnt, „wan ze vil barmherzikeit ist ein anfang zu zerstoren daz land"[2]). Von dem zukünftigen Kaiser Friedrich hofft der Verf., dass er „grussenlich onbarmherzig" strafen und die Landverderber ohne Mitleid in den Tod liefern wird[3]).

Die Grundlinien der socialen Reform sind dem Vf. durch seine Theorie von den Forderungen des natürlichen und göttlichen Rechtes vorgezeichnet. Die Leibeigenschaft findet in dem Idealstaat des Vf. keine Stelle mehr, da nach ihm, wie wir hörten, alle Deutschen von Natur gleich frei und edel sind[4]); von Kaiser Friedrich erwartet er denn auch, dass er „den Ackermann frien wird" (f. 107bB). Auch die sofortige Beseitigung des Jagdprivilegs und die Proklamierung des gleichen Rechtes Aller auf Wasser, Wald und Weide stand für den Vf. wohl ausser allem Zweifel[5]). Inwieweit sonstige Abhängigkeits- und

ordnung, mitgeteilt bei J. J. Müller, Reichstagstheatrum II, 56 ff. Eberlin von Günzburg schlägt in seinem „zwölften Bundesgenossen" vor, alle Zutrinker zu ertränken, für Jedermann die gleiche Kleiderfarbe vorzuschreiben u. dgl. m. Über die Luxusgesetzgebung des Mittelalters in der Reformationszeit vgl. übrigens auch Schmoller in der Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. XVI, 686 ff.

[1]) Von Karl dem Grossen weiss der Verf., dass er alle Übertreter der zehn Gebote erwürgen liess (f. 141bC). Andere Strafen zählt er f. 88aA auf.

[2]) f. 67aC; 67bA; 113aA; 141bC; 88aA; 148bA f.; 158bA; 113aD; 165aB.

[3]) f. 69bA; 75bC.

[4]) Vgl. oben S. 129 ff.

[5]) Vgl. oben S. 132 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterthänigkeitsverhältnisse bestehen bleiben sollen, darüber spricht sich die Schrift nicht näher aus. Als Idealzustand schwebt dem Vf. offenbar die Gütergemeinschaft vor, die er ja in Übereinstimmung mit den zeitgenössischen Anschauungen, deren Einfluss sich auch die deutschen und schweizerischen Reformatoren nur schwer entziehen konnten, als eine zu Unrecht in Abgang gekommene göttliche Einrichtung betrachtet[1]). Der Forderung des Naturrechtes, „alle Dinge gemein zu haben und wie Brüder auf Erden zu leben", ist auch die Gesetzgebung des Heiden Lycurgus gerecht geworden, deren kommunistische Bestimmungen der Verf. nachdrücklich hervorhebt, nicht ohne unter dieselben einzelne radikale Vorschläge seiner eigenen Erfindung einzuschmuggeln (f. 99aC).

Die sofortige Aufhebung allen Sondereigentums scheint unser Autor übrigens dennoch nicht geplant zu haben. Eine sehr gründliche Verbesserung der socialen Verhältnisse, die dann wohl auch noch weitergehenden Reformen den Weg ebnen sollte, hat er sich dagegen von der Säcularisierung des kirchlichen Besitzes und Einkommens und der Aufhebung der geistlichen Herrschaftsrechte versprochen. „Das opfer gotz hort den armen und hort den priestern nit zů, als uns lert daz bůch der kunigen IV, 12: do Jonata *(sic!)* sach, do daz opfer gotz ubel verzart wart und angeleit in sunden, wie jetz, do hies er daz opfer in stok legen. mit dem gůt beschirmbt Joas daz land" (f. 169bA). Nach diesem Beispiel soll der deutsche Kaiser die massenhaften Vergabungen, die seit Jahrhunderten der Kirche zugewendet wurden, als ungültig geworden widerrufen, „wan es ein abbruch ist des richs, und er script sich ein merer des richs und [soll] ansehen den spruch: wan daz rich zerteilt wirt, so ist es zů der zerstorung bereit" (f. 166aD)[2]).

Ausser dem Kirchengut sollen aber auch ferner die Einkünfte des Territorialfürstentums, der Grundbesitz des hohen und niedern Adels und der städtische Capitalismus in den Dienst der Socialreform gestellt werden, indem das Recht zur Erhebung von Steuern, Renten, Zinsen und Abgaben jeder Art einzig und allein dem Kaiser zugesprochen wird. „Ein jedlicher mag lichtlich verston, daz der zehend hort nit den leien zů, auch nit den clostern oder stiften,

---

[1]) Vgl. oben S. 129 und Schmoller in der Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft XVI, 692 ff. In dem wahrscheinlich von dem Verf. selbst angefertigten Register zu den vierzig Statuten heisst es zu Statut 37: „was schad von dem eignen nůtz enstait . . . darumb not ist, das alles gůt ein gůt werd, so wirt ein hirt, ein schoffstal" (f. 9aA).

[2]) Das Nähere über die beabsichtigte Säcularisation s. unten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und von art und rechter natur ist nieman schuldig, den edlen, burgern, munchen oder korherrn zů geben den zehenden; ursach: der zehend ist ein gotzgob und eim romschen keiser befolen" (f. 184aC). In welcher Form der Vf. diese Einziehung sämtlicher grosser Vermögen — denn darauf laufen seine Projekte doch hinaus — durchzuführen und welche Stellung er namentlich den depossedierten Territorialfürsten anzuweisen gedachte, darüber lässt sich die Schrift nicht näher aus. Jedenfalls steht aber für die socialen Reformpläne des Vf. die Notwendigkeit jener Vermögenskonfiskation ausser allem Zweifel. So unbedingt sicher ist er seiner Sache, dass er sofort auch die Höhe der künftigen Reichssteuer, neben der keinerlei anderen Abgaben bestehen bleiben sollen, auf 5 Procent des Einkommens festsetzt. Triumphierend fragt er: „Wer daz nit ein schonheit? ein flek, dorf oder statt, do 100 herdstatten in sind, der drit teil bulut[1]), als win und korn, obs und gemiefs und wafs im west fur sin genůg, do hat ein keisers diener den 20. teil, daz wer von 100 fiertel korn 5 viertel [inzunemen], desglichen von den andren fruchten; ouch der handwerker von siner arbeit des gewins den 20. teil. dis macht ein grosse sum und si geben daz lichter und lieber dan den pfaffen den zehenden. das ungelt, zoll, schatzung den wůcherern, den zolleren, ungelteren, schatzmeistern etc., daz gieng als ab, und dorft nieman kein wůcher oder stur geben, sunder uff dem 20. teil wirt all ding ufsgericht" (f. 169bD).

Wie schon aus dieser Stelle hervorgeht, will der Vf. auch bezüglich der privaten und persönlichen Schuldverbindlichkeiten tabula rasa machen. Die Verpflichtung zur Verzinsung entliehener Kapitalien fällt für ihn ja schon damit hinweg, dass er alles Zinsennehmen als Wucher betrachtet. Aber auch von der Rückzahlung der Kapitalien soll der Schuldner entbunden sein, wenn sein Besitz seit länger als 50 Jahren mit der betreffenden Schuld belastet ist. Der Vf. stützt sich dabei auf die angebliche altdeutsche Einrichtung des Jubeljahres, das er sich offenbar nach dem Vorbild des jüdischen Jobeljahrs selbst zurechtgemacht hat[2]). „Das 50. jor, daz waz ein gnadenrich jor . . . als, waz

---

[1]) Bauleute = Bauersleute.

[2]) Der Plan der Einführung eines Jubeljahres mit Schuldentilgung ist offenbar in jener Zeit ein beliebter gewesen; er begegnet u. A. in dem Programm der Schlettstadter Bundschuhverschwörung von 1493 und des Breisgauer Bundschuh's von 1513, aber auch nachmals in den Schriften Martin Luthers (Ulman II, 642; Schreiber, Der Bundschuh zu Lehen S. 75 f.; Roscher, Gesch. der National-Ökonomik in Deutschland S. 65).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein schand durch ein mistetter vollenbracht, die wart vergeben, und dorf man dem geschlecht die missetat nit witter ansehen bi einer grosser stroff. witter, hatten die eltern zů ieren notten in ierem nutz endpfangen oder uff gůtter endlehend, im 50. jor waz es tot ab, und nemmen die erben on pfantschilling ir erb wider zů iren henden . . . daruff noch hutbitag das naturlich gotlich recht seit: wan einer von 20 guldi alle jor 1 guldi ingenommen hat und daz 40 jor lang, so het er fur 1 guldi 2 fur sin gesůcht[1]) oder wůcher: [er] soll abston!" (f. 60bB). „Wan die schuld mit verschmehung 50 jor gelitten und erlitten waz, so was si ab und dorft man der nimmer keim bi hoher pen denken oder in argen verwissen" (f. 170aD). Die Ablösung der verjährten Lasten und Hypotheken und die Konfiskation des Wucherguts bildet unter diesen Umständen eine wichtige Aufgabe der Socialreform: „Aller wucher wer ab, und wer den anderen uber den dritten pfennig ubernommen het, daz fiel in den stok. man must ouch dem armen man sin possessio, wo si versetzt wer oder den geistlichen verscriben wer, dem text Levitic. am 20. underscheit, ledigen, und wo daz ein keiser tet in Romschen rich, so wurden alle land on schwertschlag zů frid gesatzt" (f. 170aA).

Über die socialistisch-communistische Tendenz der vorgeschlagenen Saecularisation lässt uns der von dem Verf. in den verschiedensten Variationen wiederholte Satz, dass das Kirchengut dem armen Manne gehöre, nicht im Zweifel. „Die opfer gottes geboren nit munchen noch pfaffen oder anderen geistlichen oder weldlichen personen zů, sunder si sind der armen, und man soll si zů nutz der gemein und beschirmnufs des lands bruchen und ufsgen" (f. 50aA). In welcher Weise freilich die durch die neu erschlossenen Einnahmsquellen vermehrten Mittel des Reichs im Einzelnen für den „gemeinen Nutzen" und speciell für den „armen Mann" verwendet werden sollen, darüber hat sich der Verf. eine feststehende Meinung nicht gebildet[2]). An einzelnen Stellen der Schrift scheint geradezu eine Austeilung der nach Abzug der Pfarrergehälter übrigbleibenden kirchlichen Einkünfte an die

---

[1]) gesuoch = Erwerb, Gewinn, Zins. Lexer I, 937.

[2]) Ganz vereinzelt steht, soweit ich sehe, der Vorschlag des Verf, „all frucht, so im 7. jar wůchsen, daz man die got geb, dovon spisset man die armen und die, die ritterspil wollten triben" (f. 185aC); im gleichen Zusammenhang scheint der Verf. im Hinblick auf die altjüdischen Einrichtungen geneigt, für den Kaiser den siebenten Teil aller Früchte zu fordern (186aA). Es handelt sich hier offenbar nur um Einfälle des Augenblicks.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bedürftigen in Aussicht genommen (f. 12bC; 198bA; 89bB). Consequenter ist der oft wiederholte Vorschlag, die einzige künftig zu entrichtende Abgabe, die 5 %ige Reichssteuer, an verschiedenen Sammelstätten erheben zu lassen und dem Reichsregimente zur Verfügung zu stellen: ein Fünftel des Steuerertrags soll zum Unterhalt des Kaisers, der ja bekanntlich keinen Privatbesitz haben darf, dienen, die übrigen vier Fünftel aber soll man „in grosser hůt han, den priestern geben ein zimlich uskummen und daz uberig fur den gemein nutz, dovon pilgrim und arm lut, die nit arbeiten mugen, spissen, ouch die botten des keisers herber[g]en;" ein gewisser Betrag soll als Reservefonds „zů stok zů einer fursorg" hinterlegt, ein anderer für die Unterstützung der Invaliden und Altersschwachen aus Reichsmitteln verwandt werden (f. 88bD; 116bD; 169aC; 169bB). Um ferner dem bestehenden heillosen Zustande des Münzwesens[1]) aufzuhelfen, will der Verf. das Recht, Münzen zu schlagen, künftig allein dem Kaiser zugestehen, dessen Bild jede Münze tragen soll; aus dem Pfund Goldes sollen 100 Regalen, jeder zu 2 Gulden, und aus einem dem Werte eines Regals entsprechenden Gewichte Silbers zehn Silbermünzen geprägt werden, „dornach daz stuk in 2 und fur und fur in 2 biz uff ein pfennig und daruſs 2 klein stuk, daz sind helbeling" (f. 114aC).

Auf die unmittelbar bevorstehende Durchsetzung seiner Reformpläne hat unser Autor mit dem unerschütterlichen Glauben des Fanatikers gebaut. Nicht das Entgegenkommen der leitenden Kreise war es ja, auf das er, von Maximilian I. zurückgewiesen, seine Hoffnungen setzte, sondern der gottgesandte Kaiser Friedrich, dessen Erscheinen der Vf. durch die verschiedensten prophetischen Stimmen und durch seine astrologischen Berechnungen in nächste Aussicht gestellt sah, sollte die mittelalterliche Gesellschaftsordnung aus den Angeln heben. Die visionären Erwartungen, die unser Autor an dieses neue kaiserliche Regiment knüpfte, und die Rolle, die er sich selbst bei den bevorstehenden gewaltsamen Umwälzungen zugeteilt hat, werden den Gegenstand eingehenderer Betrachtung für einen besonderen Abschnitt bilden.

Die Voraussetzung für die vom Vf. beabsichtigte kirchliche Reform, zu deren Darstellung wir uns nun wenden, bildet die Beseitigung

---

[1]) Über die ausserordentlichen Übelstände im deutschen Münzwesen zu Anfang des 16. Jahrhunderts vgl. Schmoller in der Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. XVI, 620 f. Ähnliche radikale Vorschläge, wie die des Verf., finden sich in der Schrift „Teutscher Nation Notturft" (Reformation Friedrich's III.) Artikel 9.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aller Übergriffe der Hierarchie in das weltliche Gebiet, ihre Unterstellung unter die kaiserliche Aufsicht und die Entäusserung der Kirche von allen irdischen Gütern und Herrschaftsrechten. „Die geistlichen sont sich der weldlichen sachen nit underziehen“ (f. 169aD). Das alte Testament giebt die Lehre: „Die priester sond sin under den kunigen und fursten, si zů leren den gotlichen weg, nit daz der priester sig annemen die glori von kunig, sunder wie Christus seit: man soll mir nit dienen, sunder ich bin kummen, daz ich wil dienen“ (f. 85bC). Das Streben der Päpste ist aber statt dessen nur darauf gerichtet gewesen, die Macht der Kirche auf Kosten des Staates zu erweitern, namentlich durch die Bestimmungen des kanonischen Rechts, an welchem der Vf. schonungslose Kritik übt und dem er einen grossen Teil der Schuld an dem sittlichen Verfall der Christenheit beimisst. Offenbar laufen die Absichten der Schrift auf eine gänzliche Beseitigung des kanonischen Rechtes und der geistlichen Gerichtsbarkeit hinaus[1]).

Dass die Säkularisation des Kirchengutes mit den finanziellen Reformplänen des Vf.'s aufs engste verknüpft ist, haben wir oben

---

[1]) „Es ist nit lang, daz die geistlichen rechten sind uffkummen, als der meister Gracianus bieinbracht die urtel der alten vetter und machten noch der geburt christi 1189, daz noch huttbitag heist decret. do waz ein uneikeit (!) zwischen Gregorio dem IX. pabst und keiser Fridenrich dem II. keiser. und Gregorius gab gelt und gůt allen denen, die daz cruz wider keiser Fridenrich nomen. der macht daz decretal, daz ufsweiset den gewalt des bobest, wie er mug richten, und mit namen im 4. bůch an sich het zogen urteilen uber die eelut, domit der ebruch gemert ist worden [und] der wůcher sunder sund [vollbracht]. do komen die betlermunch und batten umb den orden und seiten, Jhesus Christus het gebetlet, und verlugen unsern seligmacher . . . dis verbott in der babst Johannes XXII bei ewiger verdampnus zů schwigen. Bonifacius bald dernoch macht das 6. decretal und Clemens das 7. decretal noch der geb. Chr. 1310 jor. nun so hant die bebst an (!) anderen recht funden, daz sint decisiones; daz ist: wo in die gescrift der forgescriben bucher nit gevallet, so beschniden si es, und wie es inen zů gelt kan sagen, so stellen si den tex und geben brivilegia wider die keiserlichen recht und wider ir gescriben rechten und hant ein regel, heisst dispensacio, daz wer billiger geheissen suspensio, in tutsch: wer wider die gebot tůt, sol man henken . . . ouch so heissen die geistlichen dieselbigen gotlichen rechten verruft rechten und sagen, wan die leien darwider unser decisiones oder dispensationes tetten, so sint si im ban; wir went si ewiglichen vermaledien. dorumb so sag ich, wo daz recht nit ist, do ist kein rů noch selikeit, und wo kein gotlich recht ist, do blibt got nit“ (f. 95aB ff.). Angriffe gegen die geistlichen Gerichte finden sich u. A. f. 134bA, 156aB.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesehen. Die Konstantinische Schenkung wird schon um des eigennützigen Zweckes willen verurteilt, den Kaiser Konstantin durch sie zu erreichen gedachte; aber auch die späteren kaiserlichen und fürstlichen Legate zugunsten der Kirche bestehen nach unserem Vf., der sich hier auf angebliche Urteile des Rechtsgelehrten Accursius (gest. um 1260) bezieht, nicht zu Recht: „Man soll nit ein betler uffwerfen und dem rich daz [sin] nemmen und den almůssennemmer oder mefsmacher zů einen herrn machen — es ist roup!“ (f. 191bC). Auch sind jene Stiftungen längst verjährt; denn „sither hat sich die cristenheit erneweret, und uff dis mag ein keiser billich daz verrůffen“ (f. 166aD). Dem Überhandnehmen der geistlichen Herrschaften und Fürstentümer, die das irdische Paradies des Elsasses in eine „Pfaffengasse“ verkehrt haben, schreibt der Vf. den Niedergang der Macht des deutschen Reiches zu: „Nun so hant die geistlichen die fursten mit worten uberlistiget, daz si hant daz ir dargeben den grosten ubertrettern. si hand stet, land und lut und verzerend daz in sunden . . . dadurch die duschen fursten sind worden als die wider, die jetz nut finden uff der weid. darumb so hant si kein macht zů widersten den vier lowen, daz ist den vier mechtigen fursten . . .“ (f. 72bB). An dem Kaiser ist es, dieser Zerstückelung des Reiches entgegenzutreten; „er soll nit lossen sich die geistlichen befestigen und stett und schlosser inen geben — si sint nit zů settigen“ (f. 130aD). Da das Reich der seit Jahrhunderten der Kirche zugewendeten Einnahmsquellen nicht mehr entraten kann und der Klerus die Anwartschaft auf den Genuss des Kirchengutes durch seine unwürdige Haltung längst verwirkt hat, so mag „ein keiser mit gott und mit eren die hoffertigen sundigen priester daz land verwisen, und, waz Constantinus und andri der kirchen geben hant, wider nemmen, wan si tůnd wider gott; noch dem keiser, noch dem armen man geben si, daz si schuldig sint, wen die gotzgoben sint den geistlichen frummen priestern geben, nit den kindern von dem verflůchten somen geborn“ (f. 188bA). Kaiser Heinrich IV. hat in dieser Beziehung ein löbliches Beispiel gegeben und die Lehre, dass „der sabath ist gemacht umb des menschen willen und der mensch ist nit gemacht umb den sabath willen“ beherzigt. „Der hatt der kilchen vil gůtz ton, und do si daz nit erkennen wolten, da volget er noch den worten Heliodori, als Machab. [II, 3] lert, und demůtiget die priester. er sach daz opfer gotz ubel in sunden mit unluterkeit verzeren, do nam er inen allen gewalt. er acht irs bans nit“ (f. 186aA; 52aB).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Indem unsere Schrift den Pfaffenfeind Heinrich IV. als Vorbild für den künftigen Kaiser Friedrich hinstellt[1]); ergeben sich für dessen Reformthätigkeit als Hauptaufgaben: Einziehung des zu Unrecht dem Reich entfremdeten Kirchenstaates[2]) und der geistlichen Fürstentümer und Herrschaften, Abschaffung aller sonstigen an die Geistlichen bisher gezahlten Abgaben, namentlich des dem Verf. arg verhassten Pfarr- oder Leviten-Zehnten[3]) und Besoldung des Klerus aus Reichsmitteln. Letztere soll den Priestern nur ein „ziemliches Auskommen, nicht zu feist und nicht zu viel" gewähren, um sie zugleich vor Entbehrungen und vor der Versuchung zu weltlichen Ausschweifungen zu schützen (f. 167aD; 169aC; 169bA)[4]). Der Genuss von doppelten Pfründen muss natürlich hinwegfallen, ebenso die Erhebung von Messgeldern, Beichtgroschen und ähnlichen Abgaben; wem eigenes Vermögen sein Auskommen gewährt, der hat keinen Anspruch auf eine Pfründe (f 195bC; 51bC; 179aB; 83bA). Mit Berufung auf die Verordnungen Kaiser Justinians fordert der Verf. ferner eine sehr beträchtliche Verminderung der Zahl der Welt- und Klostergeistlichen. „Es sond in einer provincien nit mer dan 950 geistlicher sin, so piscoffe, ept, canonicen, priester, munch, nunnen, lolharten und beginen. die zal findet man in etlicher stat im Elsas gelen zwir[5]). wer der cristenheit nit weger, si hetten 10 frummer gottzforchtiger priester, den das si haben 1000, die offenlich mit ierem (!) dirnen und kindern dafs opfer gottes verzeren, domit man solt daz lant beschirmen?" (f. 51aC; vgl. f. 169aB; 157bC; 166bC).

[1]) f. 166aB.

[2]) „Dorumb so han ich vormals vill gescriben, daz billich und nutz wer, all bose gewonheiten abzůstellen und die unzimlichen goben, so in sunden verzert werden, widerrůffen ist (sic!), dafs nit ein grosser abruch geschech dem Romschen rich, so Constantinus der kirchen het geben, do er die Mark und vil stett zů Ancona und Betzona (?) gab Silvestro umb sins nutz willen, daz er gesund wurd" (f. 191bB). Geht des Verf's. Absicht an dieser Stelle offenbar auf eine Annexion des Kirchenstaates durch den Kaiser, so äussert er sich an anderer Stelle mit Rücksicht auf die angebliche Oberherrlichkeit des urdeutschen Königs Alexander des Gr. über Italien: „das land het ein babst; darumb zit wer, daz er tribut geb" (f. 55aD).

[3]) Vgl. darüber Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaus (11. Aufl.) S. 395 f.

[4]) Ähnliche Vorschläge waren bereits in der Sigmund'schen Reformation gemacht worden (Böhm's Ausgabe S. 50 f., 181 ff.). Auch die sog. Reformation Friedrich's III. nimmt in ihrem ersten Artikel für die Geistlichen nur ein solches Einkommen in Aussicht, von dem sie „nach zymlicher notturfft erhalten werden können."

[5]) d. h. zweimal (*Hs.:* zwin).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stiftungen zu kirchlichen Zwecken sind unter diesen Umständen natürlich ausgeschlossen. Die äusserste Concession, die unsere Schrift nach dieser Richtung macht, ist es, wenn sie dem Kaiser, der Herr über „al fund und grund“ im Reiche ist, anheimstellt, im einzelnen Falle die Hingabe einer Rente auf eine beschränkte Zeitdauer zuzulassen; in diesem Falle soll es hingehen, dass „einer mag woll den blûmen[1]) uff ein gût sin leptag versetzen, aber nit daz eigentûm, daz ist den erben ein verfangen gût“ (150bC). Dann heisst es aber wieder, man dürfe nur „farende gût in zimlichen“ der Kirche zuweisen (f. 191bB). Im übrigen werden kirchliche Vergabungen jeder Art an zahllosen Stellen unserer Schrift in der schärfsten Weise missbilligt. „Wan ein geistlich man abzucht daz weltlich gût, ist glich geachtet, als wan ein lei der kirchen gût nimpt“ (f. 65bB). Wenn Kinderlose mit Umgehung ferner stehender Erben oder unter Unterlassung der von dem Verf. lebhaft empfohlenen Adoptierung Legate für kirchliche Zwecke machen, so sieht die Schrift darin eine „Beraubung des gemeinen Nutzens;“ die Stifter von Altären und Pfründen, die „zu Sünden führen“, will sie ebenso wie die Nutzniesser und die den Zins einfordernden Kirchenpfleger bestraft wissen, sogar von dem Familienerbrecht sollen die Kleriker ausgeschlossen bleiben (f. 170bB; 176bB; 193aB; 60aD). „Hatt gott ein frummen man mit eren begabt, daz [er] zitlich narung uberkummen het, die soll er nieman bafs gunnen, dan sin nechsten frunden. der priester solt den kranchen in sim letsten darzû wissen, het er etwaz an kilchen oder gotzgoben gemacht, daz er daz widerrûff“ (f. 191aC).

Das Interesse für rein theologische Fragen, wie nach dem Wesen der Erlösung, der Bedeutung der Sakramente u. dgl. hat dem Verf. ferngelegen[2]); die Reform von Kirche und Staat betrachtet er vielmehr als ganz gleichwertig unter dem Gesichtspunkte, dass durch sie die Besserung auf dem ethischen Gebiete bedingt wird. Wenn er hiebei, wie wir sehen werden, dem asketischen Sittlichkeits-Ideal des Mittelalters den Krieg erklärt, die Ehelosigkeit, das klösterliche Leben, die geltende Wertschätzung der guten Werke bekämpft, so möchte ich auch hierin nicht das Resultat einer tiefer eindringenden theologischen Gedankenarbeit des Verfassers erblicken: solche Anschauungen sind zur

---

[1]) bluome, hier in der Bedeutung: Nutzen, Ertrag. Lexer I, 315.

[2]) Über das Wesen Gottes und der Dreieinigkeit, die Bedeutung des Glaubens und ähnliche Themen äussert sich allerdings der Vf. zum Teil in sehr ausführlicher Weise, ohne jedoch sich irgendwie in dieselben wirklich zu vertiefen oder an den kirchlichen Auffassungen Kritik zu üben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit des Verf. dank dem Einflusse der Gedankenwelt der Renaissance und den Nachwirkungen der wiclifitisch-taboritischen Lehren sicherlich in viel weiteren Kreisen des deutschen Volkes verbreitet gewesen, als man dies bisher angenommen hat, und wir werden den Verf. auch nach dieser Richtung weniger als schöpferischen Reformator, wie als Dolmetscher volkstümlicher Stimmungen und Gedanken zu betrachten haben. Mit solchen Stimmungen befindet sich der Verf. auch darin im Einklang, dass er seine ethischen Postulate zwar oft genug auf biblische und kirchliche Gebote und Beispiele gründet, im concreten Falle jedoch fast durchweg den „gemeinen Nutz," dessen Gefährdung oder Beförderung, als Massstab für die Beurteilung der Sittlichkeit einer Handlung, ganz im Sinne der utilitarischen Moraltheorie, verwendet[1]). Die ganze Schärfe des Gegensatzes, der nach dieser Richtung zwischen den mittelalterlichen Anschauungen und unserem Verf. besteht, zeigt sich in seinem Vorschlage, die angeblich urdeutsche Sitte der Adoptierung wieder allgemein in Einführung zu bringen. Wem Leibeserben fehlen, der hat nach diesem Gedanken nicht das Recht, seinen Besitz zu religiösen Zwecken zu verwenden; er soll vielmehr bei Lebzeiten nach freier Wahl für einen

---

[1]) Schmoller in seinem wichtigen Aufsatz „zur Geschichte der nationalökonom. Ansichten in Deutschland während der Reformations-Periode" (Zeitschrift f. d. ges. Staatswissenschaft XVI (1860), 469) bemerkt: „Die Überzeugung, dass der Eigennutz immer verwerflich, dass seine Herrschaft immer traurige Folgen für das Gesamtwohl habe, dass für dieses, für den allgemeinen Wohlstand des ganzen Volkes nur der wirke, der „den gemeinen Nutzen" auch immer im Auge habe, hängt so innig mit dem ganzen sittlichen Charakter der Reformation zusammen, war ein so notwendiges Produkt der christlich moralischen Lehren der Reformatoren sowohl, als der durch die humanistischen Studien wiederbelebten antiken Staatsanschauung, dass es uns nicht wundern kann, wenn auch das ganze übrige Volk von dem Hauche desselben Geistes berührt war." Gegen diese seitdem oft wiederholte irrige Auffassung, die leider zum Teil für die Darstellung Roscher's grundlegend ist, muss ich nachdrücklich Einspruch erheben. Abgesehen von unserem Verf., der auf jeder Seite seines Werkes mit der Phrase von der Beförderung des gemeinen Nutzens und der Unterdrückung des Eigennutzes um sich wirft, zeigt schon ein oberflächlicher Blick in die publicistische Litteratur und die Staatsschriften aus dem Zeitalter Maximilian's I., dass jene, damals oft genug schamlos missbrauchten Schlagworte Jahrzehnte vor Luthers Auftreten die Discussion über fast jede auf dem ethischen, politischen und wirtschaftlichen Gebiete aufgeworfene Frage beherrscht haben. Auch für die sogenannte „Reformation Friedrich's III.," deren Entstehung sicher in die Zeit vor Luthers grossen Reformationsschriften fällt, spielt der „Gemeine Nutz" eine wichtige Rolle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würdigen Nachfolger sorgen, den er verpflichtet, in seine Pflichten dem „gemeinen Nutz“ gegenüber dereinst einzutreten[1]).

Gegen den Primat des Papstes erhebt unsere Schrift keine Einwendungen. Wir haben aber schon gesehen, wie wesentlich die päpstliche Machtsphäre durch das dem Kaiser, ganz im Sinne wiclifischer Lehren, eingeräumte Aufsichtsrecht über die Kirche und deren Oberhaupt eingeengt wird; ebenso fällt mit der geplanten Beseitigung des canonischen Rechtes eine Reihe der wichtigsten Machtbefugnisse des Papsttums dahin[2]). Gegen die Einmischung des Papstes in weltliche Dinge, die pecuniäre Ausnutzung der Christenheit seitens der Curie und gegen die päpstlichen Herrschaftsansprüche zieht der Verf. unermüdlich zu Felde. Christi Worte an Petrus bei der Einsetzung des Primates lauteten: „Uff dissen fels setz ich mein kirch.“ „Er seit nit: land und lut; er seit nit: ich kron dich, sunder ich enpfil dir mine scheffli, die soltu mir weiden; er seit nit: schinden, wi nun der bruch zů Rom . . . . aber so mich die Latinischen underrichten, so will und soll ein babst mehr gewalt han, dan Christus, und unser seligmacher hett geseit: ich han nit macht, daz rich mins vatters hinzůgeben; es ist allen deren, die sin willen verbringen. aber der babst gipt brief und sigel, all sund on widerkerung unrechtes gůtz ein absolution, eins im leben, eins im tot“ (f. 180aB). Jesus gab Petrus den Schlüssel des Himmels, aber nicht der Erde; nehmen die Nachfolger Petri für Ablass, Dispens u. dgl. Geld, so sind sie Simonisten und der weltlichen Gerechtigkeit verfallen (f. 85aD; 92bC). Der Anspruch des Papstes auf das Recht der Ehescheidung ist nichtig (f. 151aA).

Erinnern wir uns der masslos leidenschaftlichen Angriffe unserer Schrift gegen die zeitgenössischen Päpste[3]), so wird es erklärlich, dass

[1]) „Hier merkt, ein statut und ein bruch waz in dem tal zwischen Basel und Bingen: kam ein frembd man in daz gelopt land und beleib darin und uberkam kein geboren frunt, den er erlangen mocht, so lůgt er umb ein frummen starkhaftigen knaben oder knecht, den macht er zů eim erben mit den furworten, wo es sach wer und dem gemein not wer, daz er mit sim lib versprech, den gemein nutz wellen helfen, mit recht hanthaben daz hufs dan ein angenommener sun, dem er daz sin gunt mit eren, sich domit zů erneren. er gab's nit an kilchen oder an pfründen. aber wo der selbig wolt wůtten und daz gut nit meren und in sunden verzeren, so waz der viscus do und nam im daz gůt wider um siner unbekanten dankbarkeit“ (f. 191aD). Das Institut der Adoption ist übrigens dem Verf. unfraglich durch das römische Recht, auf das er sich bei den einschlägigen Erörterungen wiederholt bezieht, nahegebracht worden.

[2]) S. oben S. 157 ff., 172 ff. — [3]) S. oben S. 115 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie dem Papsttum bei der beabsichtigten Reformierung der Kirche eine Rolle überhaupt nicht zuweist. Kaiser Friedrich ist es, der die ganze Welt unter einen Glauben und unter einen Hirten vereinigen wird, und der Verf. hat offenbar, wenigstens zeitweilig, an eine caesaropapistische Spitze seines Zukunftsstaates gedacht, wenn er dem Kaiser geradezu des Prädikat des „obersten Pfarrers" beilegt[1]). Sind solche Äusserungen als Symptom der auch aus anderen Quellen bekannten, zu Anfang des 16. Jahrhunderts in den weitesten Kreisen Deutschlands bestehenden papstfeindlichen Stimmung[2]) für uns von Wichtigkeit, so mögen sie uns auch dazu dienen, die geheimen kirchen-politischen Anschläge Maximilian's I. in den Jahren 1507—1511 verstehen zu lernen, die, wenn nicht auf die Vereinigung der Kaiserkrone mit der päpstlichen Tiara, so doch auf die Unterordnung des Papsttums unter die geistliche Gewalt vermittels Annexion des Kirchenstaates gerichtet gewesen sind[3]).

Von der Würde des priesterlichen Amtes hat der Vf. eine ungemein hohe Vorstellung. „Der priester, der sin ampt vertrit, halt und tůt, als er hat gelopt und versprochen und uff das ewangelium geschworen, daz ist daz wort der gottlichen worheit halt, ist glich eim engel er zů erbitten und mit namen, der mit keiner untugend verlůmpt sig, ganz mit gott vereiniget, ist wirdig, wan er's wirdiglichen[4]) halt. ein priester, der sich noch den botten der kirchen halt, wirt erkant glich gott: daz ist, wan sich ein priester von allen weldlichen sachen endzucht und setz sin arbeit siner vernufft allein zu gott" (f. 186bD). „Ein priester wirt geach[t] hoher dan ein engel, wann er daz sacrament des altars macht, daz der engel nit tůt, aber der priester tůt daz durch hilf des engels, als ein bot zwischen dem priester [und got], uns[5]) got'z gnod zů erwerben, die benediung von got enphohen, daz brot zů segen und zů dem fleisch Christi machen durch den carachter der kuscheit, so er globt hat" (f. 85aC). Voraussetzung für die dem priesterlichen Stande gezollte Ehrerbietung ist allerdings, dass die Vertreter des Standes ein tadelloses Leben führen und ihrem Berufe mit strengstem Pflichteifer

---

[1]) S. oben S. 158.

[2]) Vgl. Döllinger, Der Weissagungsglaube u. d. Prophetentum in der christl. Zeit (Histor. Taschenb. 5. Folge 1. Jahrg. 1871 S. 356 ff., auch in den Kleinen Schriften S. 552); Bezold, Gesch. der deutschen Reformation S. 140 ff.

[3]) Vgl. darüber die Schrift Ulmann's „Kaiser Maximilian's I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511" (1888).

[4]) *Hs.* wirdenglichen?

[5]) *Hs.* und.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich widmen. In langen Abschnitten zählt der Vf. die Anforderungen auf, die nach dieser Richtung an den Priester gestellt werden müssen, während er anderseits, wie wir bereits gehört haben, die Entartung des zeitgenössischen Klerus in heftigster Weise geisselt. Er geht dabei so weit, dass er, ganz im Sinne husitischer und waldensischer Doctrinen, den in Sünde gefallenen Priester für unfähig zur Spendung der Sakramente erklärt, ja dass er sogar die den unwürdigen Priester in Anspruch nehmenden Laien mit Strafen bedroht. „Welcher priester mit siner dirnen husheblich ist, dem ist daz land verbotten. wan er verhardt ist in der sund derwider den heiligen geist, er soll geacht werden wie ein ketzer . . und wer daz sacrament von in enpfocht, der ist vermaledigt . . ursach: der priester sol alzit sin on sund. sobald er in totsunden lit, so ist im sin gewalt entwerdt, und ist undeglich des heiligen sacramentz des altars zů verbringen“ [1]) (f. 82bD; vgl. f. 154aA). Die Bestrafung der pflichtvergessenen Priester ist Sache des weltlichen Richters. „Wan die geistlichen die ordnung der kirchen nit halten und ir gelupte, so mag der weldlich richter on alles mittel, on sund si stroffen“ (f. 65bD). Für die Concubinarier ist dem Vf. keine Strafe gross genug. „Die geischlichen, die daz opfer gottes in sunden mit ieren frowen und kinder verzeren, die sol man brennen“ oder aber „mit dem strik wurgen“ (f. 12bB; 67aC). Am liebsten möchte der Vf. alle schlechten Priester samt ihren Concubinen und Kindern aus dem Lande weisen und den Türken entgegenjagen. „Ouch ist ir *[d. h. der Geistlichen]* zů vil in der welt und hant ir geblůt des verflůchten somen vermert und hutbitag allen wůcher meren. darumb ein keiser billich mag die geistlichen mit ieren kindern wider die ungloubigen schikken, von inen sich neren, wan kein gluk ist in der Tutschen hant zů stritten, diewil der verflůcht som bi in ist. si sint nit standhaftig in dem strit . . . die gescrift heist si kinder des endcrist, daz ist [daz] si billich wider den vatter der bosheit sond fechten“ (f. 166bA)[2]). Den Sprösslingen der ihren

---

[1]) Vgl. f. 165aB, wo die Befürchtung ausgesprochen wird, dass der göttliche Zorn über den unwürdigen Priester auch schlimme Folgen für die von ihm getauften Kinder und die von ihm eingesegneten Ehepaare nach sich ziehen möchte.

[2]) An einer zweiten Stelle begründet der Vf. die Verpflichtung des Klerus zum Kriegsdienst gegen die Türken wesentlich anders: „wan die priester lond sich herrn nennen, so sond sie hersch geberen *[d. h. sich herrisch gebärden]*; si went sin ritter Christi, darumb sond si umb Christus glouben willen fechten“ (f. 170aB). Ähnlich äussert er sich f. 189bA, wo es von dem künftigen Kaiser Friedrich heisst, er werde die Geistlichen beschneiden und ihnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gelübden untreu gewordenen Priester, Mönche und Nonnen steht unser Autor mit um so unversöhnlicherem Hasse gegenüber, als er sie in Kirche und Staat die höchsten Würden bekleiden sieht, die sie gleich ihren Erzeugern durch Laster aller Art entehren. Sie sind die wahren Kinder des Antichrists, von denen die Unterdrückung und Vertreibung der frommen Christen zu befürchten ist. Um dies und die seitens der göttlichen Gerechtigkeit wegen der Duldung solchen Unwesens drohenden Strafen zu verhüten, empfiehlt der Verf. die radikale Massregel, die solchen illegitimen Verbindungen entstammenden Kinder einfach Hungers sterben zu lassen; auch die Taufe soll ihnen versagt werden. „Ouch so lifs ich, wie die 7 handwerk kein kint, so unelich geborn, wolten das handwerk leren. aber nun ist der bruch: si werden pischoft und prelaten. die rechten sagen, man sol die kinder von dem verflůchten somen geborn nit spissen, sunder hungers lossen sterben“ (f. 157aB; vgl. 46aB; 84bD; 64aD; 98bC; 174aD; 165aA). Die grenzenlose Erbitterung, die sich in den zahllosen diesem Thema gewidmeten Abschnitten ausspricht, darf ohne Zweifel als das Symptom von thatsächlich bestehenden Missständen der schlimmsten Art gelten, die sich gerade in dem elsässischen Teil der rheinischen Pfaffengasse am Vorabend der Reformation besonders schwer fühlbar machen mochten.

Höchst eigentümlich ist die Stellung, welche unser Verf. zu dem Cölibat der Geistlichen einnimmt. Im Gegensatz zu den herrschenden kirchlichen Anschauungen gilt ihm die Ehelosigkeit, auch wenn sie aus religiösen Motiven gelobt worden, nicht als Verdienst, sondern als Verletzung der göttlichen Gebote. „Verflůcht ist der mensch, der on menschlichen somen von disser werdt (!) scheidt, wan als gůt und alle selikeit kumpt von dem sacrament der heiligen ee“ (f. 82bC). Es sind teuflische Lehren, wenn gleisnerische Geistliche sich dafür aussprechen, dass „es sig besser und gottlicher in die closter zů gon, dan wiben oder mannen;“ er weist dem gegenüber darauf hin, dass die freiwillige Ehelosigkeit „got nie gebotten noch erloupt hatt, sunder geheisen, in der heiligen ee die welt meren“ (f. 170bC; 158aA). Die Jungfräulichkeit im wahren christlichen Sinne kann man ebensowohl im ehelichen Stande, als im Cölibate bewahren: „wan ein jumphrow in ierem gemůt und gedank ist unlutterkeit zů volbringen, so het si ier jumpfrowschaft verloren, und wer' si in eim beschlossen closter; die frow, die ir gemůt zů keim andren man setzet, dan zů ierem gemahel,

„furhalten: ir sint gesalbet wie die kunig und went ritter Christi genant werden, nempt daz cruz Christi fur uch und stritt wider die ungloubigen!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und macht si kinder, si verlusset ir jumphrouscaff nit“ (f. 194aD). In seiner Lobpreisung des ehelichen Standes geht der Vf. so weit, dass er die Ehe über alle anderen Sakramente stellt[1]: „wan alles gûttes hat sin anfang von der ee; wer sin ee haltet, der lebt in dem gebot gottes und in siner liebde“ (f. 1aC; vgl. f. 64bB).

Während nun aber das klösterliche Leben um des geforderten Keuschheitsgelübdes willen von dem Vf. schlechthin verworfen und bekämpft wird, nimmt er den Cölibat des Weltklerus an einer Reihe von Stellen als zu Recht bestehende Institution widerspruchslos hin und beschränkt sich darauf, die Übertretung des einmal geleisteten Gelübdes der Keuschheit mit den ausgesuchtesten Strafen zu bedrohen. „Ein priester oder geistliche person het in sunderheit kuscheit gelopt, und wan er die bricht und nit halt, so ist er witter zû stroffen, dan ein person, die ier ee bricht; ursach: er sol von hoher vernuft sin, wan er sol sich ein jor for probieren, ob er kuscheit mag halten. daz ist: wer mit dem lembli got'z wel umbgon, sol schon und rein sin und lutter, nit wie ein wolf oder stinkender gir“ (f. 154aB; vgl. f. 167aA; 85aC). Zur Verhütung des Concubinates wird vorgeschrieben, der Priester solle überhaupt „kein frowenbild in sim hufs han“ (f. 83aC). An einigen wenigen Stellen lässt der Vf. dagegen weitergehende Reformabsichten durchblicken, wonach ihm die allgemeine Aufhebung des priesterlichen Cölibats[2], wenn nicht sogar die Einführung eines allgemeinen Priestertums vorschwebte. So heisst es in der Vorrede, dass „alle sacrament nit zû verbringen muglich on frûm eelût“ (f. 1aC), und an anderer Stelle: „[das priesterampt] mag ein jeder frummer eeman tûn, das ampt der mefs offenlich lesen, wan ein jeder cristenmendsch ist gecrismet mit dem touf und in der firm“ (f. 82bA); das Keuschheitsgelübde der Geistlichen widerstreitet dem Willen Gottes, sie verachten damit das Sakrament der Ehe (f. 79bD). Die Bruderschaft, welche nach dem an den Vf. angeblich ergangenen Geheisse des Erzengels Michael zur Reform des Staates und der Kirche zusammentreten soll, hat sich ausschliesslich auf den Kreis der „frommen Eheleute“ zu beschränken,

---

[1]) Vgl. z. B. f. 164bB: „das sacrament des toufs stott in den worten gott'z und in dem element des wassers . . . und ist ein arzedig oder abwescen der sund, dardurch der mensch mag gnod erwerben. aber daz sacrament der heiligen ee ist hoher der wirden, darumb daz sacrament der heiligen ee ist ein bott, aber der douf ist ein gnod.“

[2]) Auch die Reformation Kaiser Sigmunds spricht sich für die Aufhebung des Cölibats der Geistlichen aus (Ausgabe von Böhm S. 187).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„wan usser der ee kan kein gůtz geschehen“; man muss wohl vermuten, dass aus dieser Bruderschaft, die die Züchtigung des entarteten Klerus vorzunehmen hatte, nach den Absichten des Vfs. auch die Priester der reformierten Kirche hervorgehen sollten (f. 1aB; 1bD; 155aA).

Das Klosterleben findet in unserem Autor einen prinzipiellen und leidenschaftlichen Gegner. Zunächst ist es, wie soeben erwähnt, das Gelübde der Ehelosigkeit, wodurch sich die Klosterleute gegen den Willen Gottes verfehlen; meist sind es „appostützler, melancholische menschen, schwach von der natur“, die im Cölibat und im Klosterleben sich besondere Verdienste zu erwerben glauben, die aber statt dessen oft genug sich in der schlimmsten Weise gegen die Sittengebote verfehlen (f. 141aB). Die Nonnen, welche ohne ihren Willen von ihren Eltern in die Klöster gebracht wurden, sind durch das erzwungene Gelübde nicht gebunden (f. 194bA). Heftige Angriffe richtet die Schrift gegen die Bettelmönche, die fälschlich glauben machen wollen, Christus habe gebettelt; kurz und bündig verlangt sie, dass diese Müssiggänger als Diebe abgestraft werden sollen (f. 95aC; 113bD; 202aB; 160aD; 12bD). Aber auch jeden Insassen der Klostermauern schlechthin trifft die Verachtung des Verfassers. Der Mönch „het geschworen, do er gehorsam het ton, von der welt als ein todt, allein sin sel zů verwaren. dorumb wirt [er] verworfen im rechten, er mag kein zugnus geben, man zelt in als ein totten menschen[1]) . . . und sin recht sint uſstilget, und der ist zů schůhen, der mit in het zů schaffen“ (f. 158aA). „Ein munch sol fur niemantz bitten; wan er daz tůt, so ist er wider sin eid. er schwert von der welt, und wan er under die welt got, so ist er in dem ban. ouch ein munch ist allein ein hirt siner sel, sol sich siner hand von der welt erneren, und wan ein munch ein haller het, so ist er nit eins hallers wert. er ist nit mer in der welt geschetzt, dan ein durrer boum, der kein frucht gipt, sunder dem erdrich schatten. si hinderen die frucht, daz si nut wachst“ (f. 113bD). Wir erinnern hier an die schweren Anklagen, welche der Vf. gegen die Lebensführung der zeitgenössischen Klosterleute erhebt, unter welchen die der Unsittlichkeit, der Habsucht und der Üppigkeit in erster Linie stehen[2]). Seine in dieser Richtung gemachten schlimmen Erfahrungen bringen ihn dazu, das gesamte Ordenswesen als eine die Kirche in hohem Grade

---

[1]) Der Vf. bezieht sich hier auf Cod. Just. lib. I tit. 3, 56, wo die Rückgabe der Mitgift an die Frau im Falle des Eintritts des Ehemanns in ein Kloster bestimmt wird.

[2]) S. oben S. 118.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefährdende Einrichtung hinzustellen. Die Anfänge des Mönchswesens fallen mit dem Niedergang des kirchlichen Lebens zusammen. „Sobald als die munch wurden erwelt zů bebesten, do het der cristengloub sich verminert“ (f. 110bC). Der Bestätigung der Bettelorden folgte unmittelbar der Verlust des heiligen Landes, an dem die sittlichen Ausschreitungen des Johanniterordens die hauptsächliche Schuld tragen; im gleichen Zusammenhang wird die Legende von der Vergiftung des frommen Kaisers Heinrich VII. durch einen Dominikaner angeführt (f. 88aD; 103aC; 104bB). Schliesslich identificiert der Vf. die Ordensleute mit den Irrlehrern, deren Erscheinen Christus in Aussicht gestellt: „man solt sich hůtten for denen, die antrůgen die cleider der schefflin; si werend im herzen zerende wolf, die daz erdrich understůnden zu schlinden[1]): darumb ein munch oder nun nit zů erfullen ist“ (f. 62aD). Ja, die Mönche sind geradezu verkappte Teufel: „So ist in vergangen tagen umbgezogen der tuffel und geprediget in einer gestalt eins munchs und heist die lut daz cruz an sich nemmen; und do ich han geschworen heissen, worumb daz er daz tůg, do het er mir verjehen, wie daz die yppocriten siend sin forbotten und nemmen daz cruz fur sich und dienen mir mit flis, so hilf ich in, daz si genůg uberkummen, wann der bettel wirt all fursten und herrn vertriben“ (f. 104aD).

Seiner Geringschätzung der Askese und der Werke äusserlicher Frömmigkeit giebt unser Vf. auch sonst energischen Ausdruck. „Ich bit, volgt den worten Christi, do er seit: wiltu daz rich mins vatters ingon, halt sin gebot! er seit nit: mach ein testament, aber [er] seit: erfull die werk der barmherzikeit an dinem nebenmenschen, herberg in und dů im gůtlich durch minen willen! ist gott minen vatter lieber, dan fastest 30 jor in jedlicher wochen dri tag zů wasser und zů brott!“ (f. 190bA). „Ouch so rott ich dem sunder, daz er sin missetat bewein im leben und betracht daz liden Christi bi gesundem lib: ist gotlicher und siner sel selgsamer[2]), den zerschlůg er ein fůderig[3]) schiff uff sim lib. zůletst so bifs[4]) alzit in betrachtung, wie die liebe got'z wellest uberkummen; daz ist ein jedlichen menschen nutzer und besser, dan zůgest du gon Rom, gen Jherusalem, gen sant Jacob oder gon sant Thoman in Indiam“ (f. 190bD). „Ich sag, daz

---

[1]) schlinden = verschlingen.

[2]) Fehlt bei Lexer. Wohl = beseligend, beglückend.

[3]) vuoderic = ein Fuder, eine Wagenlast schwer oder als Mass fassend. Lexer III, 555.

[4]) = esto!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

all unser fasten noch gebet oder waz wir gůtz tůnd got nit endpfenglich ist, wir stellend den unser gemůtt williglich und gehorsamlichen darzů" (f. 194bC).

Der Gedanke der Notwendigkeit der Herstellung eines persönlichen sittlichen Verhältnisses des Christen zu Gott ist es auch, welcher den Vf. zum Widerspruch gegen den Wert der stellvertretenden guten Werke und der Fürbitte für die Toten, sowie gegen den herkömmlichen Kultus der Heiligen geführt hat[1]). „Wilt du bitten umb lib und um sel, umb er oder umb gůt, so ist kein bitt besser, den der man selber tůt. halt die bott und růff allein gott an, las nieman in dinen namen bitten. niemans stirbt fur dich, nieman endphohet daz urtel, so sin sel scheidet von dem lib, den du. wifs, din eigen bitt tůt mer, den daz heilgen in dem himel fur dich betten. ich wil geschwigen der frund bitt und nochtůn. daz ist umbsust, daz letst urtel gotz ist nit zů widerrůffen" (f. 190bB). „Min ler ist: kert ab von der abgotteri, nit louf den hulzen gottern noch, als zů der eich, zů der drien acheren[2]) etc. furwar ich sag, die mutter gotz hort uch vil lieber in diner pfarkirchen for dem waren lich[n]am irs kinds, den uff eim berg oder in einer wuste. wis furwor, der tuffel mach manchen kranch, und wan der kranch dem hulzin bild ein opfer bringt, so wirt er wider gesunt" (f. 65aB; vgl. 60aB; 71bA; 147bA). Die Strafe der Israeliten wegen ihres Götzendienstes hält er den Deutschen als warnendes Beispiel vor: „wie [wir] daz himelrich mit unserem bossen gůt erkoufen, wie dik gemelt, der bobst mit den ablasbriefen, und loufen uff den berg und betten den tuffel Naasin (?) an" (f. 65bA). Im Zusammenhang mit der Warnung vor der Anbetung der „hulzen oder steinen figuren" gedenkt er auch der abergläubischen Verwendung der am Palmtage geweihten Palmzweige, die er mit dem Feuertod bestraft wissen will (f. 147bA).

Von der Ohrenbeicht bemerkt der Verf.: „Bichten ist ein gůt ding, es hort aber vil darzů." Gegen die bezüglich des Busssakramentes beobachtete kirchliche Praxis erhebt er die mannigfachsten Einwendungen und spricht sich wiederholt geradezu für die Beseitigung der Beicht und

---

[1]) Um den Widerspruch des Verf. gegen die mittelalterlichen Heiligen-Verehrung richtig zu würdigen, sei an seinen oben S. 166 angeführten Vorschlag erinnert, dass die Übelthäter durch das Sentgericht u. A. dazu verurteilt werden sollen, für die Heiligen Wachs zu stiften.

[2]) Gemeint ist der Wallfahrtsort „Drei Ähren" westl. von Colmar im Els.; vgl. oben S. 91.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Ersetzung durch das „Sentgericht", von dem wir oben gehört haben[1]), aus: der leitende Gedanke ist hierbei offenbar der, dass für grobe Verletzungen der Sittengebote die geistlichen Strafen nicht genügen, sondern dass solche Vergehen, namentlich bei rückfälligen Sündern, durch das Sentgericht „als ein mittel des geistlichen und weldlichen stand" mittels schwerer Leibes- und Lebensstrafen gesühnt werden müssen. Im Widerspruch gegen die Leichtfertigkeit, mit der die Beichtiger absolvieren, betont er unaufhörlich, dass ohne wirkliches Reuegefühl keine Lossprechung erlangt wird, und dass zu dieser auch eine vollkommene Genugtuung für die widerrechtlich erlangten Vorteile erforderlich ist. Er warnt, unrechtes Gut zu wohlthätigen oder kirchlichen Zwecken zu verwenden, statt es dem rechtmässigen Eigentümer zu erstatten: „darumb kert bofs gůt wider an sin end, do es herkumpt; mach dir nit ein testament dorufs, daz ist ein ewigen flůch, wan unrecht gůt schrigt roch!" „Die sund wird nit vergeben, unrecht gůt sig dan widergekeret und der weldlich richter noch sim verdienst ein execution, daz ist daz urtel noch siner missetat bewissen[2]).."

Der Angriffe unserer Schrift gegen den von dem Papsttum mit dem Ablass getriebenen Missbrauch, der sich am Oberrhein am Vorabend der Reformation in unerhörter Weise breitmachte, geschah bereits oben Erwähnung[3]). Der Verf. tritt aber auch als principieller Gegner jedes Ablasses auf, insoferne dieser an finanzielle Leistungen geknüpft wird. „Jesus het nit geseit: ich will uch das rich mins vatters verkoufen, als sin diener dartůnd. warlich mich bericht der buchstab der geistlichen bescribnen rechten: wer sig, der gelt umb geistlich gůt nimpt, es sig mit applos, mefslesen oder das geben verkoufen[4]) (wan der babst mitsampt sin cardinalen, bischoffen und priestern schuldig sind zů bitten fur die leien), und wan er daz umb gelt nimpt, so ist er simoniacus" (f. 85bD). „Die pfennigprediger scrien jetz uff den canzlen: los den ablos, macht (!) dir ein testament! do ist kein furst, der sprech: du bist ein diener got'z, als du seist[5]), und haltest die gebot gottes nit;

---

[1]) Vgl. oben S. 165.

[2]) f. 79bC; 190bC; 86bA; 88aC; 94bD; 62aA.

[3]) S. oben S. 115. Interessante Mitteilungen über den Ablasshandel im Elsass in den Jahren 1486, 1499, 1502, 1510 finden sich in Daniel Specklin's Aufzeichnungen (Collectanées, rec. par Reuss S. 468, 475, 477, 485). Von dem Kardinallegaten Raimund heisst es dort: „Er vergab alle sünd, auch die nit gebeicht; den todten vergab er alle sünd um ein genands gelt."

[4]) d. h. oder das zu verkaufen giebt.

[5]) d. h. du sagst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich solt dich stroffen mit dem schwert, so billest du uber mich wie ein hund uber ein gatter" (f. 110aC). Gegenüber den Anpreisungen der Ablassverkäufer ermahnt er den reuigen Sünder, „ein fest, stett hoffen ze han zů gott, umb sin barmherzikeit zů bitten, wan niemans hett die sund zů vergeben, dan got; aber hoffen on rů oder bicht, on genůgtůn ist kein ablos" (f. 182aC). Wiederholt weist er die offenbar allgemein und tief eingewurzelte Auffassung zurück, dass der Priester schlechtweg durch Absolution und Ablass den Eingang zum Himmel erschliessen könne. Den Päpsten aber gilt die Mahnung: „gebt die gnad umbsunst, dan ir han daz umsunst" sowie die Drohung eines angeblichen Predigers des Baseler Concils: „Es wirt darzů kummen, daz man dir, Rom, noch treit[1]), so beschlufs din sekel! und kanst du in nit beschliessen, bit din nochburen, daz er dir den sekel zůbeschliefs!" „Daz seit der predicator den fursten zů einer ler, si solten daz land nit lossen rouben, daz ist gold und silber um ablas geben . .; wan der sunder kumpt, so sol man in umbsunst absolvieren, soner (?) er soll ungerecht gůt, gewůchert oder unredlich uberkummen widerkeren, nit an die kirchen, sunder an die rechten erben" (f. 62aA). Die weltliche Obrigkeit wird immer wieder von Neuem aufgefordert, jedes Anpreisen und Feilhalten von Ablassbriefen aufs strengste zu bestrafen: „man solt daz land nit lossen enpflenzen mit der gittikeit der geistlichen und ablofs oder daz himelrich koufen" (f. 170bA). Mit Recht aber „mag man ein babst zwingen, widerzůgeben daz gelt, daz si ingenommen hant fur die applosbrieff, als Pompejus in sim gesatz: ein jedlicher ist schuldig widerzůgeben dazgien, so er unbilliglichin genummen het" (f. 202aB).

Die Messe, bezüglich deren der Verf. sich im Übrigen in durchaus kirchlichem Sinne äussert, will unsre Schrift in deutscher Sprache gehalten wissen: „Mocht aber einer sagen: wer es nit besser in Tutsch, dan in Latin? saget die můtter der crist[enheit]: jo, und verbutt daz Tutsch in Latin ze bichten, und seit, es sig kein herzlicher, andechtiger gebet[2]), dan mit siner můterlichen zungen. ouch so het Jesus kein Latin kunt, ouch sin apostolen kein" (f. 188aA). Der fanatische Hass, den der Verf. allem römischen Wesen und der lateinischen Sprache, wie wir früher sahen, entgegenbrachte, macht es auch selbstverständlich, dass für ihn die Einführung der deutschen Sprache als Kirchensprache feststand (vgl. oben S. 149).

---

[1]) Vom Verbum tragen, dessen Bedeutung an dieser Stelle allerdings nicht klar ist.

[2]) *Hs.* geben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vor der Autorität der Bibel macht die Kritik des Verf. nicht Halt. Jede neutestamentliche Stelle zwar muss ihm, sei sie auch noch so gewaltthätig aus dem Zusammenhang gerissen, als Waffe zur Bekämpfung der Hierarchie und der kirchlichen Missstände dienen, und auch das alte Testament, namentlich dessen prophetische Bücher, werden im weitesten Umfange zur Begründung seiner politisch-kirchlichen Reformvorschläge verwendet. Daneben fehlt es aber nicht an Stellen, welche sehr abschätzige Urteile über die alttestamentlichen Bücher enthalten und sich über die Geschichte des auserwählten Volkes in der ungünstigsten Weise äussern. So erregt es den Unmut des Autors, dass Moses nicht Japhet, sondern Sem die Ehre giebt (f. 79bA), und dass „die bibel seit allein von den land der Juden und der heiden und meldet nit ein wort mer von Japhet, ein sun Noe, nochdem und er in dutschen landen ist kummen, wie ich dan zů gutter mofs geseit han, waz die Tutschen helden hand ton," obwohl doch „Belgio der 4. kunig von Trier und der frumme Tutsch Alexander hont ton mer den Gideon und Judas Machabeus" (f. 76aB). Die Geschichte der christlichen deutschen Helden aus dem Land Europa, „waz si vor Jesum unserm herrn seligmacher ton hant", stellt er ganz ernsthaft derjenigen der „ungloubigen Juden" gegenüber (f. 75bD). Vor Moses hatten die Juden „gelept wie daz fich," aber „wir Tutschen hant 7 gebot gehalten, die Seth, Adams sun, in marmorn sulen, hat lossen graben" (f. 59aB); allein um der Sünden der Juden willen musste Christus in die Welt kommen (f. 58bD)[1]. Auf die öfter erwähnten sieben, den Trierer Statuten zugrundeliegenden, urdeutschen Gebote, nicht auf den jüdischen Dekalog wird denn auch des Verf.'s Gesetzgebung aufgebaut. Der mosaische Bericht wird bald nach Josephus, bald nach den Evangelien, bald nach — Boccaccio als unrichtig corrigiert, Moses selbst als Zauberer und Betrüger hingestellt; auch dem Koran entlehnt der Verf. Anklagen gegen Moses und die Israeliten[2]. In der Hitze des Kampfes argumentiert

[1]) Es sei daran erinnert, dass auch nach einer Äusserung Luther's „Moses ist allein dem jüdischen Volk geben und geht uns Heiden und Christen nichts an" (Sämtliche Werke, Erlanger Ausgabe 29, 150).

[2]) „Das buch exodi wisset, wie Moises die kinder von Israel erlosset . . . . dargegen han ich gelesen Johannem Bocacium, der scrib, wie Moises sig ein erfarender man gesin und . . . ein kunstner, und seit, er hab den geisten mugen bieten, wasser zů blůt verwandlen, vil wunder in daz land ze bringen." Gegen die Erzählung vom brennenden Dornbusch wird eingewendet: „aber der ewangelist Johannes seit: kein mensch [hat] gott gesehen oder sin stim gehort" (f. 58bC). Der Bericht der „judischen bůcher," d. h. der Bibel,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Verf. sogar mit der angeblichen Äusserung Kaiser Heinrichs IV.: „Ich sig, daz Machmet het verfurt die heiden, Moises die Juden, Jesus die Christen" (f. 93aA).

Das Bestreben, die Ursprünge des angeblichen urdeutschen Idealstaats in eine möglichst entlegene Vorzeit hinaufzurücken, hat aber ferner unserm Autor noch zu einer Religionsmengerei der sonderbarsten Art geführt. Um den Deutschen den Vorzug des auserwählten Volkes nicht durch die ihm verhassten Juden vorwegnehmen zu lassen, deutet er die Nachrichten seiner chronikalischen Quellen über die Religion der Trierer in christlichem Sinne um und bringt es so fertig, Jupiter und Merkur, die ihm allerdings schon durch seine astrologischen Spekulationen als göttlich waltende Wesen entgegengetreten waren, mit der Person Christi gleichzustellen und die Trierer aufgrund ihrer angeblichen Verehrung jener Gottheiten als die ersten Christen zu preisen. Schon Japhet hatte angeblich den Seinen geboten, „Joven zů firen, uſs ursach: als gůt kumpt uss der sper Juppiters;" wegen des wohlthätigen Einflusses des „milden und würdigen" Planeten Jupiter „verglichet Japhet Jovem sim herren, der in geschaffen hatt." Als dann Tribeta nach Deutschland kam, vernahm er, „wie die Tudeschen herren weren frům lut und dienten got und hetten Jovem fur ein furminder. darumb so hieſs man die Tudeschen Jovinici, daz sint die ersten frůmen cristen" (f. 32bB; 36aC; 42aD). „Jupiter Christus," ihrem Mittler vor Gott, erbauten Japhet und seine Nachkommen Tempel zu Istein bei Basel und zu Trier[1]); ein Zeugnis der Verehrung des Mercurius ist dessen, später in ein Kloster umgewandelter, Tempel zu Ebersheimmünster im Elsass[2]) (f. 32bB; 45aA; 75bD). Japhet und die Seinen erfreuten

über die Entstehung Jerusalems wird f. 74bC nach Josephus berichtigt, woran sich ein dunkles Stück über die Besetzung Palästina's durch eine „Tutsche geselschaft, genant die Gotzen rott," und deren angebliche uralte Bauten anreiht. Auf f. 59aB bringt der Verf. „ein argument wider Moisen, genommen uſs dem heidnischen bůch Alchoranus; die sagen, got het verbotten stellen, und Moises seit, got hab in enpfolhen zů sagen, daz si sollen entlehen von den Egiptern guldi und silberi geschir . . . so well er si fůren in daz gelopt land, dorin flusset milch und hunig . . . darwider die heiden sagen, wie obgemelt, got verbutt die sund und stroff die missetot . . . als Jesus bestettiget: wer in daz rich mins vatters wil, der helt sin gebot."

[1]) Über Japhet's Bauten vgl. oben S. 142. Die Angaben von dem Jupitertempel zu Trier und dem dort aufgestellten Bilde des Mercur stammen aus den Gesta Trevirorum (c. 4 und 7) oder einer verwandten Quelle.

[2]) Eine Notiz über diesen Tempel findet sich bei Twinger von Königshofen (Chroniken der deutschen Städte VII (Strassb. 1) S. 331 und VIII (Strassb. 2)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich der Huld der „irdischen Engel“ oder „Penates“, die nach des Verfassers Versicherung, der sich dabei auch auf seine eigenen Erfahrungen beruft, noch in den Bergen des Elsasses hausen und zeitweilig den ihnen begegnenden frommen Menschen ihre Gunst beweisen[1]). Der Feiertag der von Japhet abstammenden ächten deutschen Christen war der zu Ehren Jupiters-Christi eingesetzte Donnerstag, der zum grossen Leidwesen des Verfs. zuerst durch den Sabbath der Juden, dann durch den Sonntag der „hoffärtigen Römer“ verdrängt worden ist; und doch hat Christus alle seine Wunder am Donnerstag vollbracht! Wie der Verfall der deutschen Macht mit dem Abkommen der Feier des Donnerstags zusammenhängt, so wird auch Kaiser Friedrich's Reform den Donnerstag zu Ehren bringen[2]). In der Stunde der Geburt Christi, der nur die ungläubigen Juden, nicht die frommen Deutschen zu erlösen hatte, „stůnd Jupiter inmittels des himels;“ ebenso wird auch der künftige Kaiser ein „sun Jovis“ sein (f. 79aD; 109bC).

S. 701), die möglicherweise unser Verf. benutzte. Aber auch die mit den Gesta Trevirorum sich enge berührende „Gallica historia“ (vgl. Massmann's Ausgabe der Kaiserchronik III, 313, 322) könnte unseres Verf's. Quelle gewesen sein.

[1]) Von dem angeblichen einst unter dem Bette des Rheins von Augst nach Istein führenden Wege weiss der Verf., dass ihn „die Penates, daz sind engel, bi uns geborn, gemacht hant.“ Wo gute Sitte herrscht, „do sind die diener gott'z, als die engel, willig, uns bistand ze tůn, als wir den in kurzen joren gesehen hant, wan der gestirn influſs gab zů zerstorung die frucht . . . so waren die irtischen engel, so noch im Elsass in den bergen wonend, bereitwillig, den armen man zů spissen. ich hab vom mim alten vatter gehort, wie si bereit disch vor den bergen hant gesehen, do alles daz genůg uff waſs, daz der mensch geleben solt, und wer nit hat, der mocht nidersitzen, in der er gottes essen.“ Von einer „Schwester Trikardt“ hat der Verf. gehört, dass ihr die Engel ein „gros mes voll geltes“ angeboten hätten, wovon sie aber nur zweihandvoll nahm. „Aber umb unser sund willen hand si die berg zů und lond sich nit mer sehen“ (f. 71aB; C. vgl. auch f. 76aA; 72bB; 189aA; 26bA).

[2]) f. 36aB; 42bA; 58bD; 60aD; 75bD; 79aD; 86aC; 93aBC; 109bC; 146bD. Auf seine Schrulle scheint der Verf. durch eine Angabe seiner chronikalischen Quellen geführt worden zu sein; sowohl die „Gallica historia“ (vgl. Massmann a. a. O. S. III, 297—318), wie Königshofen berichten von einer feierlichen Begehung des Donnerstags in alter Zeit (Chronik. d. deutschen Städte IX. Strassburg 2 S. 510). Wir erinnern übrigens daran, dass auch Luther an einer Reihe von Stellen, die Janssen (Gesch. d. deutschen Volks II[15] S. 387 ff.) gesammelt hat, die Verbindlichkeit, den auf die jüdische Sabbathsfeier zurückgehenden Sonntag zu feiern, geleugnet hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine so ungezügelte Phantasie auch die angeführten tollen Einfälle des Verf's. verraten, so müssen wir doch, um ihm gerecht zu werden, einerseits die rückhaltslose Wertschätzung der Astrologie, anderseits die Neigung zur Religionsmengerei, welche die humanistischen Kreise des Maximilianeischen Zeitalters beherrschten, bei der Beurteilung jener Combinationen mit in Rechnung ziehen[1]). Sehr nahe berührt sich unser Verf. mit den rationalistischen Ideeen des Mutianus Rufus, der ganz gleichzeitig in einem vertrauten Briefe des Jahres 1505 die antike Mythologie und die jüdisch-christliche Religion als gleichwertig nebeneinanderstellt und die Götter und Göttinnen Juppiter, Sol, Apollo, Luna, Ceres, Proserpina ebensowohl als Moses, Christus und Maria nur als verschiedene Bezeichnungen des einzigen göttlichen Wesens gelten lässt[2]).

Eine unüberbrückbare Kluft ist es, welche unseren Autor, wie sich aus dem Vorausgehenden ergiebt, von dem mittelalterlichen Kirchentum trennt. Unwille und Zorn über die sittlichen Ausschreitungen und die Verweltlichung von Klerus und Hierarchie haben den Vf. wohl zuerst auf die Bahn der Gegnerschaft gegen die Kirche gedrängt, auf welcher ihn die fortgesetzte Aussaugung Deutschlands durch die Kurie und deren reichsfeindliche Politik, gleichzeitig aber auch der Gedanke, durch volkswirtschaftliche Ausnutzung des Besitzes der toten Hand die sociale Frage zu lösen, bis zu jenem Punkte geführt haben, der keine Möglichkeit einer Verständigung mehr übrig liess. Er selbst war auch keineswegs im Unklaren darüber, mit welcher Gefahr ihn das Bekanntwerden seiner Ketzereien inmitten einer der Kirche zum grossen Teile unbedingt ergebenen Bevölkerung[3]) bedrohten. „Witter zů scriben ist nit not; ich forcht streich“, bemerkt er gelegentlich einer Erörterung über die Einziehung des geistlichen Besitzes (f. 169bB); und an anderer Stelle: „Die geistlichen predigen, man sol kein ze tot schlahen gewaldiglich sunder ursach. daz důnt si darumb: si furchten sich, wan si wissen sich schuldig in ierer ordnung, wie si solten kusch und rin sin, gehorsam, daz ist frumm, nit sin ungeberd wesen und ein gůt bispil uns noch den worten Christi fortragen. aber si hant daz schwert in ir hand bracht. wer wider ir bofs pollici

[1]) Vgl. darüber Friedrich, Astrologie und Reformation S. 16 ff. v. Bezold, Gesch. d. deutsch. Reformation S. 138 ff., 224 ff.

[2]) „Est unus deus et una dea, sed sunt multa uti nomina ita et nomina. Exempli gratia: Juppiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria.“ Krause, Briefwechsel des Mutianus Rufus S. 28.

[3]) Vgl. z. B. die Angaben Speklin's über den ausserordentlichen Zudrang zu der Ablasserteilung in Strassburg im Jahr 1499 (Collectanées S. 475).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder furnemen tett, den bannen si und legen in gefangen, als doctor Wisal zů Wurmbs geschach, desglichen doctor Jerg Haimburger mit dem pabst Pio und zů dem bischoff von Crager[1])" (f. 130aD). Kein Wunder, dass den bestgehassten Feinden der Kirche, den Vandalenkönigen Genserich und Hunerich, Kaiser Julian, den Kaisern Heinrich IV. und Friedrich II. die wärmsten Sympathieen des Verf. gelten[2]), dass er mit Entschiedenheit für den ketzerischen Böhmenkönig Georg Podiebrad eintritt: weil dieser „beschneid die munch und wolt nit, daz ein prior betlersorden mit 4 oder 5 knechten hergieng, dorumb wart er bekleit fur ein ketzer, und man gab daz cruz wider die Behem. aber ir land plib ungewunnen und hatten babst und keiser und dorzů den kunig von Ungern mit allen cruzbrůdern bestritten." „Ich sach nit ein statt, die kunig Jersig nie verlor; sin sun Victor lag in dem closter Tremnitz und zug durch alles her ungeschediget darvon." Der Verf. knüft daran die Lehre: „Sehend nit ir frummen Tutschen an der pfaffen gescrei!" (f. 94bA; 134aA)[3])

Dass der Verf. einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden kirchlichen Ordnung für unausbleiblich ansah und einem solchen durch seine leidenschaftlichen Angriffe auf Klerus und Hierarchie nach Kräften vorarbeitete, darauf haben wir schon früher hingewiesen[4]). Es ist kaum mehr Reformeifer, sondern religiöser Fanatismus zu nennen, wenn es in der Schrift heisst, es sei „alzit ein anheben und ein ursprung der zerstorung kummen von den priestern" (f. 71bD), wenn der Verf. mit Rücksicht auf die allen Klerikern ohne Ausnahme zugeschriebene Habsucht rät, die Geistlichen seien „sorglicher zů endphohen und zů fliehen, den der bifs von der schlangen oder der brant des furs" (f.

---

[1]) Die Prozesse gegen Johann Ruchrath aus Oberwesel, Domprediger zu Worms († um 1480), gegen Gregor von Heimburg und den Erzbischof Andreas von Krain († 1484 im Gefängnisse zu Basel) sind bekannt. Über des Letzteren Reformversuche vgl. namentlich Jak. Burckhardt's Mitteilungen in den Beiträgen z. vaterl. Gesch. V (1854) S. 1—106. Ruchrath's Thesen scheinen auch im Elsass Anklang gefunden zu haben (Specklin, Collectanées S. 465). Von den angeführten Äusserungen unseres Vf.'s sticht u. A. Jakob Wimphelings Äusserung über den Waldenser Friedrich Reiser († 1458) gewaltig ab, zu dessen Verbrennung auf dem Scheiterhaufen Wimpheling die Stadt Strassburg beglückwünscht (Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace I, 105).

[2]) Vgl. oben S. 150.

[3]) Über die Kreuzzugspredigten, welche 1468 im Elsass gegen Georg Podiebrad gehalten wurden, berichtet Specklin (Collectanées S. 460 f.).

[4]) Siehe oben S. 116 ff., 172 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

131aB), wenn er die Concubinarier unter dem Klerus für die Verbreitung der Lustseuche verantwortlich macht (f. 65aA), wenn er für die pflichtvergessenen Angehörigen des geistlichen Standes die raffiniertesten und entehrendsten Leibesstrafen in Aussicht stellt oder sie samt und sonders den Türken preisgeben will, wenn er endlich in dem Gedanken an die ausgesuchtesten Höllenqualen der schlechten Kleriker, Mönche und Nonnen geradezu schwelgt[1]). Den Ruf nach einer drakonischen Züchtigung der Geistlichkeit darf man wohl als den Grundton der ganzen Schrift bezeichnen, und der Verf. wird nicht müde, das Strafgericht, das der kommende Kaiser Friedrich über den Klerus halten wird, immer wieder von neuem in grellen Farben auszumalen. Haben wir früher auf die Berührungspunkte unserer Schrift mit dem theokratischen Terrorismus des Münsterischen Täufertums hingewiesen[2]), so wird auch der Geschichtschreiber des Bauernkriegs den kirchenfeindlichen Deklamationen unseres Verf. Beachtung schenken müssen. Es ist ebenso bequem, als falsch, die während des Bauernkriegs da und dort aufflammende Feindschaft gegen Kirche und Klerus ausschliesslich oder auch nur vorwiegend auf den Einfluss der Lehren der Wittenbergischen Reformatoren zurückzuführen, die Zerstörungswut der Bauern, die sich auch oft genug gegen kirchlichen Besitz richtete, „aus der seit Jahren durch zahllose Praedicanten, geheime Sendlinge, Schmach- und Lästerschriften planmässig betriebenen Aufwiegelung des Volkes“ zu erklären[3]). Mit Recht hat man gegen diese Auffassung, die die ganze Vorgeschichte des Bauernkriegs unberücksichtigt lässt, eingewendet, dass der alte Hass der Bauern gegen die Geistlichkeit ursprünglich gar keinen religiösen Hintergrund hatte, dass er wesentlich der sittlichen Verkommenheit des Klerus, der priesterlichen Grundherrschaft und dem kirchlichen Finanzwesen mit seinen zahlreichen Steuerschrauben gegolten hat[4]). Nach dieser Richtung ist es sehr erwünscht, dass wir in unserer Schrift ein neues vollgültiges Zeugnis dafür erhalten, dass jene kirchenfeindliche Stimmung Jahrzehnte lang vor dem Auftreten Luthers in den oberdeutschen Volkskreisen vertreten war, und dass man schon um das

---

[1]) Vgl. oben S. 167; 179 f.; 182; ferner f. 153bD, wo er nach verschiedenen biblischen Stellen die schlechten Mönche, Nonnen und Pfaffen mit Höllenbädern in „fur, schwebel und fliessende zin“ oder „in fliessendem metall“ bedroht.

[2]) Vgl. oben S. 109.

[3]) So Janssen, Gesch. des deutschen Volkes. II (15. Aufl.) S. 469.

[4]) v. Bezold, Gesch. der deutschen Reformation S. 480.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahr 1500 bereit gewesen ist, die Säkularisation des Kirchenguts und die sociale Revolution unter Berufung auf das Evangelium durchzusetzen.

4. Die Ausführung der Reformen. Apokalyptische Erwartungen. Die St. Michaels-Gesellschaft mit dem gelben Kreuze.

Bei der Darstellung der Lebensumstände unseres Vf's. wie bei der Erörterung der einzelnen Punkte seines Reformprogramms wurde bereits wiederholt des Einflusses gedacht, welchen der Glaube an die weissagenden Stimmen der Bibel und des mittelalterlichen Prophetentums sowie die Beschäftigung mit astrologischen Spekulationen auf unsern Autor ausgeübt haben. Wir werden im Folgenden diesen Einflüssen, durch deren Beobachtung wir für des Vf.'s Reformgedanken vielfach erst eine befriedigende Erklärung erhalten, im Zusammenhang nachzugehen haben.

Als Wundergläubigen und Visionär zeigt sich unser Autor schon in seinen Studentenjahren, wenn er bei der Erzählung von dem Siege des Kreuzheeres bei Belgrad im Jahre 1456 berichtet, er habe in jener Schlacht ein gelbes Kreuz über den Kreuzfahrern schweben sehen — eine Angabe, die sich meines Wissens eben nur in unserer Schrift findet[1]). Auf der Rückkehr von seiner Heerfahrt und vielleicht an Ort und Stelle selbst, am Golf von Manfredonia (Provinz Foggia), mag alsdann der Vf. die Legenden von den kriegerischen Wunderthaten des auf dem Monte Gargano verehrten Erzengels Michael vernommen haben, der dort angeblich als Vorkämpfer der Christen Tausende von Ungläubigen durch Blitz und Feuerregen vernichtete[2]). Der Eindruck, den jene Vision in

---

[1]) S. oben S. 92.

[2]) „Michael stůnd den frummen cristen bi uff dem berg Gargano, und schlůgen mit wenig volks uff ein tag 550.000 der Sepontiner zů todt, etlich mit fur des himels, etlich mit tunder“ (f. 189aA). An einer zweiten Stelle (f. 76aA) spricht der Verf. zuerst allgemein von der Macht der Engel „uns gnod zů bewisen,“ und fährt fort: „so dan Michael bewist den Tripolitanern, do er den Pontariern (*zu lesen:* Sipontinern?) und Beneventinern bistund uff dem berg Gargano, do si[ch] die wolken ufftatten und fur von sich warfen, etlich mit ungewitter getodet, als der bůchstab dartůt, bi 1000 und 50 hundert der Sipontiner bliben.“ Nach f. 117aB schlug St. Michael als Vorstreiter der Christen auf dem Berg Garganus „der heiden 600 ze todt. do daz daz volk von Septentrio sach, do wurfen si Michaelem den ersten stritter fur ein houptman uff.“ Über die apulischen Legenden vom Erzengel Michael vgl. die eingehende Darstellung von Eb. Gothein in dessen „Culturentwicklung Süditaliens“ (1886) S. 67 ff., aus welcher hervorgeht, dass auch hier wieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Belgrader Türkenschlacht und die unteritalischen Wundergeschichten auf den Vf. machten, ist ein bleibender gewesen und durch die Weissagung des Dominikaners Vincenz Ferrer[1]) von der dereinstigen Erlegung des Antichrists durch St. Michael wohl noch verstärkt worden. Auf Eingebungen des kriegerischen Erzengels Michael beruft sich unser Verf., wenn er in der Einleitung des Werkes seine Mission als Reformator von Staat, Gesellschaft und Kirche verkündet. Unter dem Namen St. Michaels sollen die frommen Eheleute zu einer Gesellschaft zusammentreten, welche die ganze Welt mit Heereskraft regulieren wird; als Abzeichen des Bundes ist das gelbe Kreuz bestimmt[2]). Angesichts der überschwänglichen, bis ins Krankhafte gesteigerten Phantastik, die unsere ganze Schrift charakterisiert, werden wir die Glaubwürdigkeit der Mitteilungen über diese Vision in der Hauptsache kaum anzuzweifeln haben.

Trotzdem übrigens jene Gesellschaft oder Bruderschaft vom gelben Kreuze, wie wir sehen werden, in den Plänen des Vf.s eine höchst wichtige Rolle spielt, so ist jene Vision doch keineswegs die einzige oder auch nur die wichtigste Quelle der mystisch-prophetischen Schwärmerei unseres Autors gewesen. Einen sehr tiefgreifenden Einfluss haben nach dieser Richtung erstlich die astrologischen Spekulationen des Verfassers ausgeübt. Die Ergebnisse seiner aufgrund der verschiedenen Konjunktionen der Gestirne angestellten Berechnungen besitzen für ihn mindestens die gleiche, wenn nicht höhere Autorität, als die Zeugnisse der Bibel und sonstige kirchliche Glaubensquellen[3]); wir haben sogar gesehen, dass des Vf.'s Ehrfurcht vor dem Planeten Jupiter dem heidnischen Gotte eine ganz merkwürdige Stelle in der christlichen Religionsgeschichte eingeräumt hat[4]). Der Vf. ist hierin ganz das Kind seiner

der ursprüngliche Sachverhalt — die Besiegung der heidnischen Neapolitaner durch die von St. Michael unterstützten Sipontiner und Beneventiner — in unserer Schrift, sei es durch den Abschreiber, sei es, was wahrscheinlicher, durch den Verf. selbst auf den Kopf gestellt ist. Es wird sich kaum sicher entscheiden lassen, ob der Verf. die Legende „apparitio S. Michaelis in monte Gargano" (Acta Sanctor., Sept. III, 56 ff. und Mon. Germ. hist., Script. rer. Langob. S. 540 ff.) in seiner Heimat oder in Italien kennen gelernt hat; wahrscheinlicher ist mir das Letztere.

[1]) „De fine mundi" (Ausg. s. anno): Sanctus Michael erit, qui ignem de celo portabit et interficiet Antichristum et qui cum eo erunt.

[2]) Vergl. den Abdruck der Vorrede im Anhang.

[3]) Ein Beweis für die hohe Wertschätung der Astrologie seitens unseres Verf. ist u. A. seine Forderung, der Kaiser solle „zum ersten ein astronomus" sein (f. 112a A).

[4]) S. oben S. 188 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit, die so vollständig unter dem Banne der Astrologie gestanden hat, dass deren angeblichen Offenbarungen gegenüber die Kraft des christlichen Vorsehungsglaubens und Gottvertrauens fast durchweg versagte[1]). Den Irrgängen der astrologischen Berechnungen unseres Vf.'s, von denen wir in der Anmerkung eine kleine Probe geben, im Einzelnen nachzugehen, dürfen wir wohl dem Leser ersparen; genug damit, dass nach seiner Theorie die Zeit des Erscheinens der urdeutschen Patriarchen und Könige Enoch, Japhet, Tribeta u. s. w. durch den Lauf der Gestirne im Voraus genau bestimmt gewesen ist und dass die künftigen Schicksale der menschlichen Gesellschaft mit der gleichen Sicherheit aus den Sternen enträtselt werden können[2]). Als Autoritäten auf dem

[1]) Vgl. Friedrich, Astrologie und Reformation (1864) S. 16 ff.

[2]) Als Probe der astrologischen Theorieen unserer Schrift teile ich im Folgenden eine der Prophezeiungen des Vf.'s auf das erste Decennium des 16. Jahrhunderts mit: „Ich hab . . geseit, wafs in den vergangenen ciliaden sig furgangen, nun so will ich in der achtenden (!) coniunction sagen, waz in 1500 joren soll geschehen. merk heruf von einer grossen coniunction zů der andren, so ist alzit ein verendrung geschehen; aber hier sag ich, wie disser coniunction influfs seit von ein cometen, miles genant, daz ist ein gewerer richter in kriechischer sprach, von ursach: in der coniunccion wirt der stern im kreps funden und die sun im wider, Saturnus und Juppiter im crebs. in der figur ist Saturnus ein bedutter der grossen ding und umb sins langsamm laufs willen, und die sun im fierden aspecht bedut ein zerstorung des richs und verendrung der regenten und der kaiserl. gesatzen; der crebs ein worhaftigs zeichen gipt ein reformation aller stend, es sien geistlich oder weldlich; und umb dez mondz willen, der ist ein herr uber den gemein man, daz gibt ein influfs dem cleinen man uber den grossen zů herschen, us ursach: Mars ist ein opposicione des monds, der tůt uffweken Hansen mit dem karst, der wirt die alten geschicht der rechten vernueren, wan luna wirt in der prevention funden (im dritten hufs daz die astronomi nennen), oder heissen gel kruz uffrichten und sich und die sinen domit derverkleiden. so dan in der 9. (?) coniunccion in nochgenderen joren Saturnus, Jupiter und Mars bi eim, darumb not ist ein romschen kunig im nunten jor noch dem jubeljor; umb der coniunccion willen des eclipsis lune im schwanz des trakkens: der pur wider sin herrn und mit namen sin geistlichen herren, die do soltent cristenglouben hanthabent und die sechs werken der heilgen barmherzikeit verfullen (so sint si die grosten ubertretter). aber Mars in sim eignen hufs des eclipsis lune 1509 bedut verandrung und darzů blůtvergiessen und grosse hitz. und darumb daz sin sun ist bi dem Mars und Mars ein herr der ritterschaft und die sun ein herr: der kunig wirt etlich von ieren wirden endsetzen. aber der Saturnus in dem eclipsis gegen der sunnen: der pur wider den kunig. und Mars bi der sunnen: der pur understat den kunig umbbringen" (f. 106bD—107aD). Gleich schlimme Prognostiken hatten Lichtenberger und Grünpeck (Speculum naturalis . . . visionis 1508 Bl. b III) für diese Jahre gestellt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gebiete der Sterndeutung werden in unserer Schrift die arabischen Astrologen Alkhendi, Abu-ben-Ragel, Hali, der jüdische Gelehrte Mashalla und ein „Astronomus aus Säckingen“ citiert [1]); dass sie sämtlich direkt benutzt wurden, erscheint nach der Beschaffenheit der Citate zweifelhaft. Die pessimistische Färbung, die fast alle mittelalterlichen astrologischen Prognostiken tragen, die aber für diejenigen des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts besonders charakteristisch ist — ich erinnere namentlich an die aus Unglücksprophezeiungen aller Art zusammengesetzten Schriften Lichtenbergers, Aytingers und Grünpeck's — hat sicherlich in hohem Grade dazu beigetragen, unseres Verf.'s Phantasie mit düsteren Zukunftsbildern zu erfüllen [2]). Auch seine feindliche Stellungnahme zur Kirche und den herrschenden weltlichen Kreisen mag durch die umstürzlerische Tendenz der Mehrzahl der zeitgenössischen astrologischen Weissagungen noch verschärft worden sein.

Neben der Beobachtung der Bahn der Planeten und des Wandels der Konstellationen hat ferner der Vf. mit ausserordentlichem Eifer der Beschäftigung mit den biblischen Prophezeiungen und den Weissagungen des Mittelalters obgelegen. Unter den ersteren ist es namentlich das Buch Daniel und die Apokalypse, deren Visionen er zu enträtseln und auf die nächste Zukunft zu deuten sucht. Von den mittelalterlichen prophetischen Werken nennt er die Weissagung des Methodius [3]), des Minoriten Jean de la Rochetaillade (Johannes de Rupescissa) [4]), des sogenannten Telesphorus [5]), des Bruders Reinhard [6]), der

[1]) f. 43bD; 110aB; 108aC; 109bD; 164aB; 107bA; 166aC; 13aC. Vgl. dazu R. Wolf, Geschichte der Astronomie S. 142; 205; 78 und Weidler, Historia astronomiae (1741) S. 208; 214; 218.

[2]) Vgl. darüber Friedrich a. a. O. S. 44 ff. v. Bezold a. a. O. S. 138 ff., 146 f. Noch nicht hinreichend gewürdigt sind die revolutionären Abschnitte in Wolfg. Aytingers Commentar zu den Prophezeiungen des Methodius (mir liegt die Augsburger Ausgabe von 1496 vor), die in gleich demagogischer Weise gegen die fürstlichen „Tyrannen“, wie gegen die Hierarchie und den Klerus hetzen.

[3]) f. 23bA; 41aA. Vgl. Döllinger, Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit S. 497 ff. (Die Abhandlung ist zuerst erschienen im Histor. Taschenbuch, 5. Folge Jahrgang 1 [1871] S. 257 ff, dann in wenig veränderter Form abgedruckt in Döllinger's kleinen Schriften, hg. v. Reusch [1890] S. 451 ff., nach welcher letztern Ausgabe ich citiere.)

[4]) f. 108bB. Vgl. Döllinger S. 535.

[5]) f. 108bD. Vgl. Döllinger S. 545 und F. v. Bezold, Zur deutschen Kaisersage, in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1884 S. 565 ff.

[6]) f. 108aC. Döllinger S. 553 nennt diesen Reinhard nur als Gewährsmann Lichtenberger's; Prophezeiungen von ihm finden sich aber auch in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Cumaeischen Sibylle“ [1]), des Dominikaners Vincenz Ferrer von Valencia [2]), des Patriarchen Narses von Antiochia [3]), der heiligen Birgitta [4]); daneben wird aber auch ganz allgemein auf „etliche deutsche Bücher“ und auf „viele“ oder „etliche, die da schreiben von einem neuen zukünftigen Kaiser“ Bezug genommen [5]), während auffallenderweise die verbreitetste der damaligen Weissagungsschriften, die Prognostiken des Johannes Lichtenberger, dem Verf. nicht vorgelegen zu haben scheinen. Manche der citierten Gewährsmänner sind wohl nur indirekt benutzt; bei ihnen allen aber hat unser Autor nur insoweit Anleihen gemacht, als ihre Weissagungen sich in seinen eigenen Vorstellungskreis einfügten, und

---

Aytinger's Commentar zu Methodius (z. B. Bl. e I) und bei Wolfg. Lazius (Fragmentum vaticinii cuiusdam, ut conjicitur, Methodii [1547] Bl. k III); vgl. v. Bezold S. 601 f.

[1]) f. 107bC. Vgl. Döllinger S. 460; 474; 505; 507. v. Bezold a. a. O. S. 594.

[2]) f. 94aB: „als mich dan der heilig lerer Vincentius underricht in dem bûch genant fortilia (*wohl zu lesen*: fortilicium) fidei, lib. III, wie nünerlei ubels in der welt wachs vor Christo, also sollend ouch nünerlei bosheiten uffston und von dem adlar uff dem Schwarzwald herzogen abgeton werden, und daz sol geschehen under unsern . . . . keiser Maximiliano.“ f. 181aD wird Vincentius zweimal citiert, wobei es heisst: „Vincentius het endpfangen ein brief von dem patriarchen Narseo, der do hat gescriben uber daz bûch Johannis in apocal., der seit, es wirt ein man erston uff dem Schwarzwald, der wirt im namen gottes daz wesen Bell zerbrechen und die priester todschlahen“ etc. f. 196aD: „der heilig lerer Vincencius von Valencia heist die bosen unteglichen priester, die kinder des endcrist hant, toten. do kumpt der heilig wolgelert Narseus patriarcha, ein usleger uber daz bûch apoc., an dem anfang seines 1. bûchs, seit, wie ein kunig soll ufston genant Friderich, der soll mit herskraff 7 climata under sich bringen“ etc. Über Vincenz Ferrer vgl. Döllinger S. 462; 489; 538; ferner Acta Sanctor. April. Tom. I., 479 ff. Seine mir in einem undatierten Drucke des 15. Jahrhunderts vorliegende Schrift „de fine mundi“ ist u. A. benutzt bei Lazius a. a. O. Bl. H II; auch die Citate Ferrer's bei Aytinger (a. a. O. Bl. e V; f. I; f. V, etc.) beziehen sich wohl sämtlich auf diese Schrift. Über seine angebliche Schrift „fortalicium fidei“, die mit dem ebengenannten Werke nicht identisch sein kann, und über den an Ferrer gerichteten Brief des Narses liegen mir weitere Nachrichten nicht vor.

[3]) Die Citate des Narses s. in der vorausgehenden Anmerkung. Der Commentar des „Norseus“ zur Apokalypse wird u. A. citiert bei Lazius Bl. H I und bei Aytinger Bl. f V und g V. Natürlich sind des Verf. Anführungen wieder heillos entstellt.

[4]) f. 74aB; 107bD; 166aA; 181cD; 185bC. Vgl. Döllinger S. 481; 491; 494 etc.

[5]) Vgl. z. B. f. 73bC; 109aD.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die enge Verbindung, in welche jene prophetischen Stimmen mit des Verf. astrologischem Systeme gebracht sind, gestattet fast nirgends, seine Anführungen nachzuprüfen und sein geistiges Eigentum von jenem Lehngut zu scheiden. Ausserdem scheint er aber bei der Citierung jener Prophezeiungen durchgängig mit derselben Gewaltthätigkeit und Dreistigkeit wie bei seinen Geschichts-Constructionen verfahren zu sein: als Beispiel sei hier nur angeführt, dass dem Patriarchen Narses von Antiochien die Weissagung in den Mund gelegt wird, dass der künftige Kaiser Friedrich vom Schwarzwald aus durch Erschlagung der Priester die Kirche reformieren werde[1]). Von seinem eigenen Divinationsvermögen hat der Verf. offenbar eine sehr hohe Meinung gehegt.

Wie es sich denken lässt, tragen die prophetischen Abschnitte unseres Werkes im Ganzen dieselben oder doch ganz ähnliche phantastisch-groteske Züge, wie sie der biblischen Apokalyptik und ihren mittelalterlichen Auslegungen eigentümlich sind. Der Verf. sieht Feuer vom Himmel fallen, Sterne zur Erde stürzen, Blut regnen und die Länder überschwemmen, Hunger und Krankheiten die Völker decimieren; es erheben sich aber auch wilde Bürgerkriege, die grauenvolle Unsittlichkeit entfesseln, die Türken dringen bis zum Rheine vor, dem christlichen Glauben droht der Untergang. Wenn der Vf. gleichwohl den Glauben an eine glorreiche Zukunft des deutschen Volkes — denn nur diesem gelten seine Hoffnungen und Befürchtungen — festgehalten hat, so bestimmt ihn hierzu sein Vertrauen auf das Erscheinen eines Messias, der allen jenen Prüfungen ein Ende macht, des Kaisers Friedrich oder, wie ihn unsere Schrift mit Vorliebe nennt, des Königs vom Schwarzwald.

Wir dürfen die beherrschende Rolle, welche der Glaube an die Wiederkunft Kaiser Friedrichs II. in der mittelalterlichen Weissagungslitteratur spielt, als bekannt voraussetzen[2]). Hatte man sich auf kirchlicher Seite von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab daran gewöhnt, in Friedrich II. den Antichrist zu sehen, dem die Weissagungen des calabresischen Abtes Joachim († 1202) die Vollstreckung schwerer Strafgerichte an der entarteten Kirche zuwiesen, so hatten die ghibellinischen Kreise den joachitischen Prophezeiungen eine gerade entgegengesetzte

[1]) Vgl. Anmerkg. 2 zu S. 197.

[2]) Vgl. namentlich den Aufsatz von F. v. Bezold a. a. O., wo auch die wichtigen neuen Forschungen von Voigt, Riezler, Brosch, Völter, Häussner verzeichnet und gewürdigt sind, ferner das Heidelberger Rektoratsprogramm von Rich. Schroeder „Die Deutsche Kaisersage“ (1891) und den Aufsatz von H. Grauert im Hist. Jahrbuch XIII (1892) S. 100 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wendung gegeben, indem man das Papsttum als den Antichrist, Kaiser Friedrich aber als den gottgesandten Richter über Kirche und Hierarchie bezeichnete. Bis in das 16. Jahrhundert hinein haben sich dann die weitaus meisten Weissagungen an die Person des Kaisers Friedrich geheftet, sei es, dass die Vertreter der kirchlichen Interessen mit dem Hinweis auf jene Geissel Gottes die Hierarchie auf den Weg zu innerer Einkehr zu lenken suchten, sei es, dass die Gegner der Kurie den Kaiser als Messias feierten, der nach Vernichtung der Papstkirche die Christenheit reformieren sollte. Aber auch die nationalen Rivalitäten und die socialistische Bewegung des Mittelalters haben sich der joachitischen Prophezeiungen frühzeitig bemächtigt. Einer Gruppe von Weissagungen welfisch-französischer Tendenz, in denen, wie z. B. in dem Werke des sogenannten Telesphorus, die apokalyptischen Erwartungen sich auf die Übertragung des römischen Kaisertums an den französischen König hinausspitzen, steht eine Reihe prophetischer Schriften deutschen Ursprungs gegenüber, in denen der deutsche Kaiser nach schwerem Kampfe gegen den mit Rom verbündeten französischen König Deutschland zu neuem Ruhme erhebt, Frankreich dem deutschen Reiche unterwirft, auch wohl den Erzbischof von Mainz als Patriarchen an die Stelle des römischen Papstes treten lässt. Eine socialistische Färbung hatte der Glaube an den Zukunftskaiser schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung angenommen: nach einem interessanten zeitgenössischen Zeugnis erwartete man um 1350 allgemein, der wiederkehrende Kaiser Friedrich werde die Tochter des Armen dem Reichen, die Reiche dem armen Manne zur Frau geben, den Witwen, Waisen und Beraubten ihr Gut zurückstellen und allen Menschen zu ihrem Rechte verhelfen. Und hier wie anderwärts verbindet sich mit diesen Hoffnungen auf eine sociale Neuordnung die Erwartung einer harten Züchtigung der Kirche und des Klerus, die der Kaiser vornehmen werde.

In merkwürdiger Vollständigkeit kehren nun alle jene Züge, welche den auf Kaiser Friedrich gesetzten Hoffnungen der deutschen Volkskreise des Mittelalters eigentümlich sind, in der von unserem Vf. gegebenen Schilderung des künftigen Regiments des Königs vom Schwarzwalde wieder.

Dass des Verfassers staatsrechtliche Theorieen für den deutschen Kaiser die Herrschaft über die ganze Christenheit in Anspruch nehmen, ist uns bereits bekannt geworden[1]). Je weniger die Zeit des

[1]) Vgl. oben S. 156 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vfs. diesem Anspruche gerecht wurde, mit desto lebhafteren Farben schildert die Schrift den Sieg des Zukunftskaisers über alle ihm widerstrebenden irdischen Mächte. Im Anschluss an die Visionen Daniels, die ja für die mittelalterlichen Weissagungen eine unerschöpfliche Fundgrube boten, wird prophezeit, dass „kung Fridrich wirt vil toden lossen priester und al bos regenten und wirt 4 kungrich under sich bringen, die er wirt behalten zû ewen[1]); er wirt 3 kung demutigen und 10 kung under sich bringen und al kung werden im dienen“ (f. 13bB). Damit noch nicht zufrieden, lässt unser Verf. an anderen Stellen 32 Könige, ja das ganze Erdreich der Herrschaft Kaiser Friedrich's sich unterwerfen (f. 169aA; 181aD). Des Kaisers Zorn wird namentlich gegen Frankreich, England, Hispanien und das römische Land — auf das Geschick dieser vier Reiche zielen angeblich Daniels Weissagungen — sich richten und den Übermut jener Länder nicht länger ertragen; mit Heereskraft ausziehend wird er „mit grussamkeit daz folch in forcht bringen“ (f. 63aB; 163aC). Dann wird der bis ins Herz von Europa vorgedrungene Türke[2]) am Rhein erschlagen, und der Kaiser „mit einer menige volker ein herfart beston und daz heilig land gewinnen, Jerusalem besitzen, all kunig begrûssen, daz si ein wolgefallen werden an sim furnemen han“[3]) (f. 131bB; 109bD; 202bB). Die „Gesellschaft

---

[1]) êwe = Ewigkeit. Lexer I, 715.

[2]) f. 100aC prophezeit der Verf., es werde „der ungloubige Turk kummen mit siner geselschaft und wirt uns in ein gefenknus fûren umb unser abgotteri willen“ etc.

[3]) f. 108aC bezieht sich der Verf. auf des Methodius Weissagung von der Fahrt des Zukunftskaisers nach dem heiligen Lande. Auch die oberrheinische Bundschuh-Verschwörung von 1513 hatte die Gewinnung des heiligen Grabes in ihr Programm aufgenommen. (H. Schreiber, Der Bundschuh zu Lehen S. 89 u. 92.) Ulmann (Kais. Maximilian, II, 645) vermutet wohl mit Unrecht, dass damit nur eine Leimrute für Gimpel ausgelegt war; auch bei jener Verschwörung spielten vielmehr allem Anschein nach apokalyptische Hoffnungen eine wichtige Rolle. Einem ganz ähnlichen Ideeenkreise, wie demjenigen des Verf., sind offenbar die von Wolfg. Lazius (Fragmentum vaticinii cuiusdam, ut conjicitur, Methodii . . . Viennae. 1547 Bl. G 4 und H 2) mitgeteilten Prophezeiungen des angeblichen Eremiten Sigeboldus entsprungen, denen man bisher, soweit ich sehe, keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. An die von Lazius angenommene Entstehung der Prophezeiungen zur Zeit Friedrich's II. kann keinesfalls gedacht werden; Sprache und Inhalt weisen vielmehr auf die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts hin. Nach Lazius war Sigebold Franke und lebte „in nemore Winshaymensi“ als Einsiedler. Vielleicht ist mit dieser Notiz eine dunkle Angabe des Mathias von Kemnat in seiner Chronik Friedrich's I. von der Pfalz über gewisse „Lolhart, Beckhart

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Arianer und Machmetter“ und den Koran mit seinen 12 000 Artikeln gegen den Christenglauben wird der Kaiser der Vernichtung überliefern; zur Bekehrung der Anhänger des Islams sollen dann die Priester, die zu Hause keinen Wirkungskreis haben, ausziehen „und das ewangelium predigen und die ungloubigen toufen, und well sich dan nit wend lossen doufen, die sint nit cristen noch lut der heiligen geschrift, si totschlahen, so werden sie in ieren blůt getouft“ (f. 111aA; 73aA; 169aA).

Gleich Wunderbares, wie von den Kriegsthaten Kaiser Friedrichs erhofft der Vf. von seiner Thätigkeit als Reformator des Staates und der Kirche. Wir haben bei der Erörterung des in den vierzig „Trierer Statuten“ entwickelten Programms gesehen, dass dieses die mittelalterlichen Zustände in Staat und Kirche geradezu auf den Kopf stellt und gleichzeitig die sociale Ordnung durch die Beseitigung des Territorialfürstentums und des Grossgrundbesitzes, wie durch die geplante Aufsaugung der grossen Kapitalvermögen aus den Angeln heben will. Gerade die Ausführung dieses Programms aber erwartet der Vf. von dem Kaiser mit Zuversicht: er wird „zu sich berůffen den gemeinen man, der wirt dise 40 puncten oder artikel hanthaben“ (f. 163aC). Freilich wird dies nicht auf friedlichem Wege möglich sein, sondern erst durch Kampf und Blutvergiessen wird der Kaiser der neuen Staats- und Gesellschafts-Ordnung Geltung verschaffen. „Der kunig uff dem Schwarzwald . . wirt mit frummen cristen ein reformation machen, die gotschwerer totten, die zůtrinker erwurgen, die wůcherer verbrennen, die ebrecher kurzen, den frevelen gewalt abstellen, die gittigen geistlichen des landes verwisen [1]), die daz opfer gottes unnutzlich verzeren, lossen fronigen, alle die amptlut, die mer sůchen ieren eignen nutz [dan] den gemein nutz, lossen henken und ouch die prelaten, die sich mit frundschaff inkoufen“ (f. 63aD). „Derselbig dikgemelt Friderich můſs wider zweierlei volk stritten, zum ersten wider die unerlichen priesterschaft, darzů wider den bosen gewalt beider stend der gittikeit, dardurch daz zitlich gůt zů nutz wert angeleit, deſs ewigen ein erlosung“ (f. 110bB). Unterstützt von seiner Ritterschaft wird der neue König „die husser Pantheon zerstoren, daz sint die biwoner der unluterkeit,

---

und Begein, von den man vil ubels sagt mit unkeuscheit und ander buberei“ in Verbindung zu bringen: „Desgleich bei Winsheim seint ire vast vil in einem berg dobei, die man ausgerott hat mit grosser muhe.“ (Quellen z. bayer. u. deutsch. Gesch. II, 111). Es wäre erwünscht, von Sigebolds Prophezeiungen aus Handschriften Näheres zu erfahren.

[1]) *Hs.:* zerrissen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

[und] noch den gescribnen rechten urteilen . . . ouch den wûcher noch dem text Levitic. 25 registrieren, dazû daz opfer got'z nit lussen (!) in sunden verzeren, wie obgelert, den 20. teil mit nutz des gemein gût'z ussgeben, domit daz land beschirmen, den akerman frien, den armen man spissen, dazû witwen und weisen sin gewalt der gerechtikeit mitteilen" (f. 107bB). Besonders die ungerechten und hartherzigen Gutsherren, Amtleute und Landverderber mögen dann ihrer Strafe gewärtig sein! Wie sich einst die Schwarzwälder mit ihren Nachbarn vereinigten „und gewunnen die stat Arli und fiengen ein ritter genant Mario und schlefften in durch alle stett, so er zerbrochen hat[1]), also wirt der nu kunig ouch tûn . . . und die ubeltetter sunder barmherzigeit stroffen." Nur solange Fürsten und Herren „die gescribnen rechten fur ougen han [und] si hanthaben, so mugen si im land bliben" (f. 168bB; 75bBf.).

Wessen sich die Kirche von dem König vom Schwarzwald zu versehen hat, lassen die angeführten Stellen schon zur Genüge erkennen. Der Verf. denkt keineswegs daran, dass ihre Reformierung sich auf friedlichem Wege vollziehen wird, sondern lässt der Erneuerung der Kirche eine Reihe gewaltsamer Erschütterungen und eine blutige Züchtigung der Kleriker vorausgehen, zu der unsere Schrift, indem sie den prophetischen Büchern der Bibel und den Weissagungen des Mittelalters das Wort giebt, unverhohlen auffordert. „Es ist ein grofs ubeltat, wan daz opfer got'z wirt in sunden verzert . . . warlich es werden bald in einer kurzen zit 2300 eines tags gestrofft werden, und der tag werden vil [sein], etlich sagen, es wirt fierdhalb jor weren" (f. 181aB). „Dan so wirt der trak, daz ist ein klein man von geschlecht sagende: ir priester, ir sind gesalbet wie kunig . . . nemm[t] an daz gell cruz zû einer bekendnus uwer missetat, ziecht wider die ungloubigen und bringt sie zû cristenem-glouben . . . wo ir daz [nit] tût, so wirt kommen ein andrer, genant Friderich, der wirt tûn, wie Aman tet, und wirt die geistlichen goben verrûffen, daz Machmetisch leben[2]) zerstoren, als im der engel gebotten hatt: an den mit den grossen cappen focht an! . . . darumb so seit der Friderich: wo ein geistlicher funden wirt in der

---

[1]) Der Verfasser entstellt hier in haarsträubender Weise die ihm wohl durch die „Gesta Trevirorum" (cap. 35, ed. Wyttenbach et Müller) überlieferte Erzählung von den Unternehmungen des Vandalenkönigs Crocus, der nach jener Quelle „a quodam milite Mario captus et in vinculis constrictus, per cunctas civitates, quas vastaverat, ductus, impiam vitam digna morte finivit."

[2]) = das unzüchtige Leben der Geistlichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welt, den sol man ufffohen und im gebieten in sin ampt, daz er wider die ungloubigen [soll] ziehen bi verlurnus sins lebens" (f. 183aDf). An anderen Stellen heisst es von dem Kaiser, er werde die Geistlichen „beschneiden" und ihre „Schinderei abstellen" und nach dem Beispiel Kaiser Heinrichs die geistlichen Stiftungen aufheben, oder er werde vom Schwarzwald aus „im namen gottes das wesen Bell zerbrechen und die priester todschlahen und daz ganz erdrich under sich bringen, ein hirten, ein schoffstall, ein glouben durch die ganz weld machen" (f. 108aD; 181bA). Diese in unserer Schrift immer wieder begegnende Prophezeiung, dass ein einziger Glaube und Schafstall alle Völker umschliessen und Kaiser Friedrich der alleinige Hirt sein werde[1]), scheint dem Papsttum jede Beteiligung an der Reform der Kirche zu versagen und unsere früher ausgesprochene Vermutung zu bestätigen, dass der Verf. eine cäsaropapistische Spitze für den deutschen Zukunftsstaat in Aussicht genommen hat[2]). Ganz in die Welt des Wunderbaren wird Kaiser Friedrichs, des „Friedmachers", Regiment durch eine Reihe anderer Weissagungen gerückt: „er wirt 1000 jor regieren, gůt gesetz machen; sim folk werden die himmel uffgeton . . . er wirt kummen in einem wisen kleit wie der schne, mit wisen horen, und sin stůl wirt sin wie ein fur und 1000 mal 1000 und 10 mal 100000 werden im biston, wan er wirt die gerechtikeit handhaben" (f. 13aD; vgl. f. 109aD; 109bC).

Diesen apokalyptischen Vorstellungen entspricht auch die Erwartung unseres Verfassers, dass mit dem Beginn jenes chiliastischen Reiches dem von seinen weltlichen und geistlichen Unterdrückern befreiten Volke sociale Idealzustände bescheert sein werden. Kaiser Friedrich ist es, der im Anschlusse an die Worte der Johanneischen Offenbarung (c. 21) verkündet: „Ich bin der anfang des nuwen regiment'z und wil den turstigen trenken von dem lebendigen wasser, und der mir nachvolgt, wirt des genůg han. ich wil sin got sin, wo er wil sin wider die stummenden sund" (f. 107bD). Und in gleich verwegener Ausführung der apokalyptischen Bilder (Apoc. c. 6) heisst es von dem kommenden Messias: „Der kunig wird kummen uff eim wissen pfert und wirt han ein bogen in siner hand, und im ist die kron von got geben, gewalt zu haben, alle welt zů zwingen. er wirt han ein grofs

---

[1]) Vgl. z. B. f. 106bC; 181bA; 108aA; 196bA; 185bD.

[2]) Vgl. oben S. 178. An einer Stelle (f. 94aC) heisst es allerdings auch einmal, König Friedrich werde nach der Vertreibung des Entchrists „ein uffrechtigen wissenhaftigen schiffmann geben dem schiffli sant Peters und daz lemli gottes erlossen von den zerenden wolfen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwert in siner hant und vil tot schlahen, dazů ein wag fůren und den wissen wegen[1]) 2 lb. umb 1 pfennig geben und 3 lb. gersten umb 1 pfennig, darzů win und ôl wolfel[2]), danoch den tot senden, die kinder von dem verflůchten somen hungers toden, wan die unschuldigen menschen, die ir blůt und schweifs hand vererret[3]), scrien zu got: herr, rech unser schuld!" (f. 109aD).

Dass der Anbruch dieses goldenen Zeitalters für die allernächste Zeit zu erwarten stehe, darüber war der Vf., der übrigens auch in dieser Beziehung unter dem Einfluss der herrschenden Geistesrichtung stand[4]), auf Grund seiner astrologischen Berechnungen und seiner Deutung der alten und neueren Weissagungen keinen Augenblick im Zweifel. Das Eintreten der himmlischen Strafgerichte, die nach seiner Theorie dem Erscheinen Kaiser Friedrichs vorausgehen sollten, hatte er ursprünglich — es war dies um die Zeit um 1503—1507, in welchen Jahren er die beiden ersten Drittel des ersten Teils seines Werkes schrieb — auf das Jahr 1509 angesetzt. Wie schon erwähnt, sind es monströse Bilder von düsterster Färbung, die sich vor dem inneren Auge unseres krankhaft erregten Verfassers entrollen[5]): „Als zů furchten uff daz 1509 jor noch Chr. wert fur regen und darzů blůt uns unser wasser vergiften, ufs ursach: Mars ein herr in sinen eignen hufs" (f. 75bA). Aus derselben Konstellation schliesst der Vf. für das Jahr 1509, dass „der klein will uber den grossen, wan Mars het in dem influs mer gewalt'z, dan die sunnen, und Saturnus in eim irdischen zeichen [ist] ein gott des purmans. zu furchten, vil landes von den fur gestrofft werden, der pursman verjaget wirt; der wirt sich dan wellen rechen und daz schwert begeren" (f. 131bD). „Der engel wirt mit siner sichelen schniden und die trubel[6]) abschniden und wirt si werfen in einen tief, daz si im blut můssen watten 1060 mil. dorumb werden wir bald sehen furende pfil vom himel fallen, und was die fursten [und]

---

[1]) d. h. Weck, hier in der Bedeutung Weissbrot (Übersetzung von triticum).

[2]) Apoc. VI, 6: bilibris tritici denario et tres bilibres hordei denario, et vinum et oleum ne laeseris.

[3]) Von ern, eren = ackern, pflügen. Lexer I, 657.

[4]) Über die Macht, welche die apokalyptischen und chiliastischen Vorstellungen noch im Reformationszeitalter ausübten, vgl. das zutreffende Urteil bei v. Bezold, Gesch. d. deutschen Reformation S. 708 f. Auch Luther hat sich diesen Einflüssen nicht entziehen können und den Weltuntergang zuerst auf 1534, dann auf 1540 angesetzt.

[5]) Vgl. oben S. 195 ff., 198 f. [6]) = Traube.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der krieg nit verbrant hant, daz wirt daz wild fur verbrennen" (f. 99bB; vgl. f. 82bC; 106bC ff.). Als sich die Anzeichen der kommenden grossen Dinge beim Herannahen des Jahres 1509 nicht einstellen wollten, schob unser Autor den Termin des erwarteten Strafgerichtes auf das Jahr 1511[1]), und endlich, als er um 1510 zum Abschluss seines Werkes gelangt war, auf das Jahr 1515 hinaus. „Zu furchten", so lautet jetzt seine Drohung, „ee man zel 1515[2]) jor, so ist der drit teil der welt vergangen von brust, wasser und hitz[3]). es wirt fur und blůt regen" (f. 188bD).

Galt es somit dem Verf. für ausgemacht, dass die letzte „grosse Veränderung" unter König Maximilian's I. Regierung stattfinden werde, so stand seine Meinung über die Rolle, die dem Habsburger bei der erwarteten grossen Reform zufallen sollte, wie wir schon mehrfach andeuteten, weniger fest. Nachdem es dem Vf. nicht geglückt war, Friedrich III., an den sich die apokalyptischen Erwartungen der Zeitgenossen hartnäckig geklammert hatten[4]), für seine Reformideeen zu gewinnen, scheint er die Thronbesteigung Maximilian's I., den der Astrolog Lichtenberger schon zu Lebzeiten seines Vaters zum Helden seiner Prophezeiungen gemacht und mit dem auch sonst der Weissagungsglaube sich eifrig beschäftigte[5]), mit umso weitgehenderen Hoffnungen begrüsst zu haben. Sicherlich im Vertrauen auf Maximilians Entgegenkommen hat unser Vf. seine Reformpläne auf dem Wormser Reichstag des Jahres 1495 vorgelegt und persönlich vertreten, und auch die abschätzige Behandlung, die er seitens des Königs erfuhr, hat seinen Glauben an die Mission Maximilians als gottberufenen Reformators nicht so schnell zu erschüttern vermocht. Dies bezeugt schon die Thatsache, dass unser Autor geraume Zeit nach dem Wormser Reichstag, etwa um 1500—1504, seine Reformschrift dem König widmete, den er in der Dedication als Haupt der Welt, Herren über alle Könige und Hirten über alle Geistliche bezeichnet und immer wieder von neuem zur Neuordnung des Staates und der Kirche aufruft. Obschon sich alsdann, etwa seit dem

---

[1]) f. 122aB; 174aC. An der ersten Stelle ist von späterer Hand 1521 aus 1511 corrigiert. Es ist überraschend, dass der Verf. noch in einem der folgenden Capitel (f. 131bD) an seiner Prophezeiung auf 1509 festhält. Vielleicht liegt ein Schreibfehler vor.

[2]) Von späterer Hand ist die Zahl in 1525 geändert.

[3]) *Corrigiert aus:* holtz.

[4]) v. Bezold, Zur deutschen Kaisersage, Sitzungsber. der philos.-philolog. u. histor. Classe der Münchener Akademie, 1884 S. 592 f.

[5]) v. Bezold S. 597 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahre 1504, des Verfassers Urteil über Maximilian immer ungünstiger gestaltet, so versucht er doch nochmals an einer, wie es scheint, noch dem Jahre 1504 angehörenden Stelle seines Werkes den König durch weitgehende Versprechungen für das Reformwerk zu gewinnen: „Wan unser allergrosmechtigister herr der keiser will den wůcher und daz gottschweren und den bosen gewalt, den ebruch und die kirchenrouber will lossen in der Tutschen nation straffen, als sin keiserliche majestat schuldig ist, so will ich im Venedig livern, darzů Rom und Frankreich und im die Schwitzer gehorsam zů machen und furhin all wuch liveren 2000 guldi in die kuchi siner k. majestat und halten 5000 pferd und 20000 ze fůfs, do mit der naturlichen kunst als land zů zwingen, und [er]fult die geschicht des kunigs Alexander und alle strit, so Belgio verbracht het, den strit Gedeonis, wan, wo wir gerecht sint, so ist die hilf gottes mit uns“ (f. 74bB)[1]. Als freilich in der Folge des Verf. Hoffnung, Einfluss auf den König zu gewinnen, sich als durchaus trügerisch erwies, als es von den angeblich auf eine demokratische Umgestaltung des Reichs und eine Reform der Kirche gerichteten Plänen Maximilians[2]) mehr und mehr stille wurde und sich nun dieser gar am 10. December 1508 mit dem Papste und dem französischen König zur Ligue von Cambray verband, da wendete sich unser Autor von Maximilian mit Entschiedenheit und für immer ab: Maximilian und jene beiden Verbündeten sind für den Vf. fortan die „drei unreinen Menschen“ (f. 1aD).

[1]) Vgl. oben S. 99 ff.

[2]) Nach David Baumgärtner's Angabe (bei Stumpf, Darstellung der Gesch. Wilhelms von Grumbach, in den Denkwürdigkeiten der teutschen, besonders fränkischen Geschichte I, 18, citirt bei Janssen, Gesch. d. deutsch. Volks I[15], 568) wäre Maximilian mit dem Plane umgegangen, „wie er Grafen, Herren und gemeinen Adel teutscher Nation an sich ziehen und bringen möchte,“ „um dadurch alle . . . Stende . . . dahin zu halten, unterthenigsten Gehorsam zu leisten, domit der Arme mehr und mehr zum Rechte komme und unverdrukt pleib.“ Dass Maximilian in der That zeitweilig solche Absichten hegte, ist gar nicht unwahrscheinlich. Sowohl die Teilnehmer an der Bundschuhverschwörung im Breisgau vom Jahre 1513, wie die aufständischen Bauern in Steiermark und Kärnthen im Jahre 1515 waren der Meinung, Maximilian I. sei ihrer Sache insgeheim günstig gesinnt (Ulmann II S. 644—649). Maximilians Interesse für die Kirchenreform ist wohl allzeit ein sehr beschränktes gewesen; umso eifriger wurden seine die kirchlichen Fragen betreffenden Unterredungen mit Geiler von Kaisersberg und Jacob Wimpfeling in den Jahren 1503 und 1504 in weiteren Kreisen besprochen und commentiert (v. Wiskowatoff, Wimpfeling S. 139 und 177. Ulmann II, 724). Maximilians principlose kirchliche Politik charakterisiert sehr richtig v. Bezold, Gesch. d. deutsch. Reform. S. 87.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von jetzt an hat er für den König nur noch leidenschaftliche Vorwürfe und Drohungen [1]), in erster Linie diejenige einer baldigen Entthronung. Im Hinweis auf die Pflicht des obersten Richters, den pflichtvergessenen Kaiser zu strafen und in das Elend zu schicken, auf die Absetzung des römischen Konsuls Minucius und dessen Ersetzung durch einen Bauern [2]) heisst es an einer, etwa im Jahr 1509 niedergeschriebenen Stelle: „So zů furchten in zůkunftigen tagen dem grosmechtigen Maximiliano [geschehen wird] . . . . wer mer sin eigenen nutz sůcht den den gemein nutz, ist ein dieb. uff daz jor 1511 so mufs man al falschen ritter oder richter stroffen und die darzů, die daz solten stroffen, mit ieren richtern“ (f. 174aC) [3]).

Indem der Verfasser König Maximilian den Beruf zur Durchführung der grossen Reform endgültig absprach, richteten sich seine Erwartungen mit um so höherer Spannung auf das Kommen des gottgesandten Kaisers Friedrich, der nun naturgemäss als Rivale Maximilians erscheint. Wie sich nun allerdings unser Verf. das Emporkommen des Zukunftskönigs gedacht hat, lässt sich aus unserer Schrift ebensowenig deutlich erkennen, als sich mit voller Sicherheit entscheiden lässt, wie grossen Einfluss neben den apokalyptisch-astrologischen Spekulationen des Verfassers dessen staatsrechtliche Theorieen und politische Parteistellung auf die Gestaltung seiner Vorstellungen von der Persönlichkeit des erwarteten neuen Herrschers ausgeübt haben mögen. Von den zahlreichen, zu des Verfassers Kenntnis gelangten Prophezeiungen alter und neuer Zeit, vom Buche Daniel bis auf Bruder Reinhard herab, die angeblich den kommenden Kaiser Friedrich charakterisierten, giebt unsere Schrift in ausführlichster Weise Rechenschaft [4]).

---

[1]) Vgl. oben S. 122 ff.

[2]) Die Stelle ist oben S. 161 mitgeteilt.

[3]) Vgl. f. 195bA: „Jetz tůnd die scriber wie die jungen ret Roboam, Salomonis sůn, tetten, der zůletst mit sinen kindschen retten můsst wichen ufs dem land.“

[4]) f. 107aD ff. führt der Verf. eine lange Reihe von Prophezeiungen, die dem kommenden Kaiser Friedrich gelten, auf, wobei er u. A. St. Bernhard, die Sibylle von Cumea, Birgitta, Daniel, Johannes de Rupescissa, die Apokalypse, Methodius, Bruder Reinhard, Meister Mashalla, Telesphorus citiert. Im folgenden Capitel (f. 109aD ff.) bemerkt der Verf.: „es sint vil, die do scriben von einen nuwen zukunftigen kaiser,“ und geht dann die ihm angeblich vorliegenden verschiedenen Versionen über den Zukunftskaiser durch, z. B. „es sint vil, die do sagen, es sig ein priester; sie sagend ouch war . . .;“ oder „etlich sagen, es si ein ritter; ist ouch war . . .“ Unter diese Weissagungen hat der Verf. stets seine eigenen Vermutungen gemengt, so dass durchgehends

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn sie von diesen Weissagungen mit Vorliebe diejenigen sich zu eigen macht, die auf die Entthronung des Habsburgers durch einen Mann aus dem Volke abzielen, so haben wir hierin allerdings wohl einen Ausfluss der demokratischen und republikanischen Neigungen unseres Verfassers zu erkennen. Mit Wohlgefallen weist er darauf hin, dass einst in Israel das königliche Geschlecht Davids durch Jeroboam, den Mann aus dem Volke, dass in Rom der unfähige Konsul Minucius durch einen Bauern verdrängt wurde, und stellt die Wiederholung solcher Vorgänge und die Erhebung eines „schlechten frummen Mannes" für die allernächste Zeit in Aussicht [1]). Mit aller Bestimmtheit aber heisst es auch von dem neuen Herrscher, er werde „eins kleinen gewalt'z, nit rich, sunder hoch von vernuff" sein (f. 107aD), und an anderer Stelle: „Ich meld, wie mich die gescriftglerten und wissen hand [unterricht], wie ein reformation durch einen nuwen kunig soll beschehen, daz sig ein man von cleinen stammen und sol uberkummen ein grossen namen" (f. 111aD).

Für den Fall eines dem neuen Reichsoberhaupte entgegentretenden Widerstandes hat die Reformschrift die unter dem Zeichen des gelben Kreuzes und dem Patronate des Erzengels Michael zusammentretende Bruderschaft in Bereitschaft. Da der Autor, wie wir bereits hörten, ausdrücklich sich auf eine ihm gewordene Vision beruft, durch die ihn angeblich der kriegerische Erzengel zur Zusammenscharung aller reformfreundlichen „frommen Eheleute" autorisiert hat [2]), so dürfen wir wohl die Stiftung dieser Genossenschaft für unseren Verf. als dessen eigensten Gedanken in Anspruch nehmen. Ursprünglich vielleicht nur als religiöse Bruderschaft von dem Vf. gedacht, gewinnt die „Gesellschaft" mit der Verschärfung der Gegnerschaft des Autors gegen das herrschende System in den späteren Kapiteln unserer Schrift mehr und mehr die Gestalt einer politisch-religiösen Verschwörung, die bald die Züchtigung des Klerus und die Reform der Kirche in die Hand

---

eine Scheidung zwischen den von ihm gemachten Anleihen und seinem eigenen Gute unmöglich ist. Aus diesem Grunde glaubte ich von der Mitteilung jener Stellen hier absehen zu sollen.

[1]) Vgl. die oben S. 159, 160 f. und 207 angeführten Stellen, ferner f. 69aC, wo es mit Bezug auf Roboam heisst: „disem rot volgen noch hitbitag unser fursten. si sond zûsehen, daz in nit geschech wie Roboam geschach. der gemein man vereiniget sich und verjagt den kunig von allem gewalt und wurfen uff, do zû furchten in kurzen geschehen [wird], ein schlechten, frummen man."

[2]) Vgl. oben S. 194.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nimmt, bald gleich dem Bundschuh eine neue politische und sociale Ordnung schaffen soll, für die natürlich des Verfassers vierzig Statuten massgebend sind. Mit Nachdruck hebt der Vf. die Bedeutung der ihm mit der Berufung der Bruderschaft zugefallenen weltgeschichtlichen Mission hervor, der er offenbar sich durchaus gewachsen gefühlt hat[1]; zuversichtlich fordert er zum sofortigen Eintritt in die Bruderschaft auf: „Wer geneigt si zů got und gnod von gott begert noch disser welt daz ewig rich erlangen, der nem in dem namen gottes ein gel cruz . . . umb cristellichen wider den endcrist stritten, er sig alt oder jung, edel oder pur, arm oder rich, wie der genant ist. mag er nit stritten, so bett er gott umb sig und genod und halt die gebott gottes, so ist er von got erhort, daz gott den brůdern und schwestern gnod bewifs, den engel sant Michael zů senden . . . do will got ouch sin hilf erzeigen, den bosen gewalt der houptern vermindern.“ Gleichsam als Legitimation seiner Führerschaft hat er, der Versuchung zur Mystifikation seiner Leser erliegend, nach Abschluss seiner Reformschrift derselben einen offenen Brief des Erzengels Michael an die Christenheit vorangestellt, durch den sie ermahnt wird, die ganze Welt mit Heereskraft zu regulieren[2]. Der Vf. selbst erbietet sich auch nach seinem endgiltigen Zerfall mit Maximilian I. den Lesern seines Werkes, er wolle, wenn man ihm die Gewalt gebe, alle Sünden und bösen Sitten, sowie alle Beschwernis des gemeinen Nutzens abstellen und einen einzigen Glauben durch die ganze Welt machen[3]. Wird auf diese Weise geradezu die Rolle des Kaisers Friedrich von unserem Autor usurpiert, so zeigt er uns an anderen Stellen den Kaiser mit dem gelben Kreuze bezeichnet, wie er als Haupt der Bruderschaft, die nun ganz als Kreuzheer erscheint, und umgeben von der neuen, aus der Bruderschaft hervorgegangenen,

[1]) „Des ein ordnung zu beston, durch mich gar ein erbere frumme brůderschaft uffzůrichten, den heiligen sent wider zů hanthaben“ etc. (f. 116bC). Vgl. f. 119bC: „Darumb ich daz bůchli gemacht han, mich erbotten, wo man wisheit in truwem dienst wollt erkennen . . . so wolt ich die schwere sund abstellen lichtlich und ein glouben durch die ganz welt machen.“ Vgl. dazu oben S. 206. Charakteristisch für den Verf. ist, dass er auch auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft sich versucht und mit allerlei abenteuerlichen alchemistischen Plänen bezüglich der Herstellung von Schiessmaterial und der Erfindung von Schutzmitteln gegen die Wirkung der Geschütze sich beschäftigt (f. 43bD f.; 74bA). Ohne Zweifel erhoffte er von diesen Erfindungen für die kriegerischen Unternehmungen der Kreuz-Bruderschaft grosse Erfolge.

[2]) Vgl. die Beilage.

[3]) Vgl. die vorletzte Anmerkung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ritterschaft[1]), zur Eroberung der Welt auszieht[2]). Der Widerstand der Feinde der neuen Ordnung wird fruchtlos sein: „Dorumb wenn got mit uns ist, so mag uns niemans tůn, wan sin botschaft, daz ist der engeln, hat mer sterk dan all fursten des boses gewalt'z, daz [ist] die geselschaft wider daz recht" (f. 117aC).

Angesichts der uns zur Genüge bekannt gewordenen, im höchsten Grade ungünstigen Meinung des Verfassers von den Fürsten und den höheren Kreisen der Gesellschaft bedarf es kaum noch seiner besonderen Versicherung, dass Kaiser Friedrich sein Emporkommen nicht den herrschenden Ständen, sondern der Gefolgschaft des „gemeinen Mannes" zu danken haben wird. Ausdrücklich heisst es von dem Kaiser, dass er „den gemein Mann zu sich berufen" oder „den pursman an sich nemen wird" (f. 163aC; 70aB). „Der eigennutz der regenten ist zů gemein worden, (wan si den gemeinen man umb daz sin bringen, so sagen si, im ist recht geschehen); und zů furchten ist, daz kan nit abgestellt werden, der gemein man mach dan ein ordnung und stell die unbillichen beschwernus ab" (f. 129bC). Der Hass des gemeinen Mannes gegen die mächtigen Unterdrücker wird eine Gesellschaft zusammentreiben, „daz man die mechtigen, beid geistlich und weldlich wirt stroffen" (f. 130bC). Schon der erste Teil der Schrift richtet an Maximilian für den Fall, dass er sich lässig gegen die Bedrückung des Volkes zeigt, die Drohung: „der gemein man werd einen uffwerfen, der alles daz stroffen wird" (f. 68aB); eine spätere Stelle operiert dann schon mit der angeblichen Äusserung des Meisters Hali: „Ist es nit zit, daz sich der arm man bedenk und einen sins glichen uffwerf, der die schinderei der geistlichen abstell?" (f. 108aC). In erster Linie werden die Schwarzwälder Bauern, deren Vorfahren einst Frankreich gewannen, dem „König vom Schwarzwald" oder, wie er wohl auch symbolisch heisst, dem auf dem Schwarzwald erzogenen Adler (f. 94aC) den Weg bereiten. „So sag ich uch, daz der gemein man in dem Schwarzwald wirt den pflegel oder howen hinlegen und die issen růtten in die hend nemmen, dem ubermůt [zů weren?] und bistand ze tůn [dem gemein nutz?] und daz wort got'z zů einen verandwurten geben (sic!) . . . . doruff die liebe jumphrow Brigitta uſs Schweden beschluſs, do si seit: die lili wirt uffgon

---

[1]) Vgl. oben S. 163, ferner f. 164aA: „Eine nuwe ritterschaft wirt sich erheben in der er sant Michels . . . . also wirt die nu ritterschaft den erzengel sant Michel fur ein patron uffwerfen und houptman des stritz."

[2]) Vgl. f. 64bA; 107bC; 109bD.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in dem Tutschen aker und wirt[1]) wachsen in 1000 mol 1000 tugend in dem herzen Europe[2]) und alles, daz den cristen (daz ist den Tudscen) ist mit wůcher oder mit bossen gewalt abgenommen, widergeben und wirt uſsrutten den ebruch [und] daz gotzschweren" und die geistlichen Gaben widerrufen (f. 166aA; vgl. f. 168bA; 185bD; 195bA).

Ist der Verf. somit dazu gelangt, für das zweite Decennium des 16. Jahrhunderts den Ausbruch eines gegen jede bestehende Ordnung sich richtenden Bauernkriegs in Aussicht zu stellen, so hat er auch Nichts versäumt, um die Massen zu allgemeinem Losschlagen aufzureizen. Schon viele der angeführten Stellen, namentlich die tendenziösen Prophezeiungen des künftigen Aufruhrs, lassen die Absicht der Aufwiegelung nicht verkennen. Aber der Verf. lässt es auch an direkten Aufforderungen zur Eröffnung des Bürgerkriegs nicht fehlen: so, wenn es nach einer Philippika gegen die gottvergessenen Häupter, deren Sünden sich an ihren Völkern rächen, heisst: „Darumb verman ich den armen man, der die bůſs von des mechtigen willen můſs tragen, als Augustinus in dem bůch de civit. dei XXIII, 8, 1[3]): wer der ist, der ein bosen schlecht in dem, daz er boſs tůt, als wan er got lesteret, schlecht er in ze tot, er wirt genant ein diener gotz; ein jedlicher ist schuldig, daz boſs zů stroffen, als Jeronimus seit: es ist ein gottlich gůttikeit und ein arbeitz got'z, die sund zů stroffen" (f. 144bA). In allen Sachen, die den gemeinen Nutz angehen, „sol niemans einigen verzuch in sůchen, sunder daz bos hintůn und stroffen," wie einst Judith ihr Volk durch die Erlegung des Holofernes befreite (f. 148bB). Auch die „göttliche Geschrift" und das römische Recht gestatten, dass „man mag sunder sund den wůtrich oder rouber von der welt tůn" (f. 163bD). Die Wütriche auf den Thronen sagen wohl: „Ich han genůg, daz land ist min, si můssen tůn, waz ich will." Aber der Verfasser erwidert: „Nein, seit die gloſs, man soll den wůtterich nit lossen regieren! weger ist, ein man verderben, dan ein ganz land underbracht!" (f. 178aC). Wir erinnern ferner an die früher angeführten Stellen unserer Schrift, die das uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht des Volkes proclamieren, das Papst, Kaiser und Fürsten, wenn sie ihrer Pflicht vergessen, ver-

---

[1]) d. h. wohl der mit der Lilie identische Kaiser Friedrich.

[2]) Die angebliche Prophezeiung der Birgitta von Kaiser Friedrich kehrt f. 185bD wieder, wo es aber heisst, die Lilie werde aufgehen in „dem Tutschen acker, etlich sagen uff dem Schwarzwald mit ierem gow, daz ist mit ierem umgenden landen, als Sunggow, Brisgow, Hegow, Turgow etc."

[3]) sic!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fluchen und absetzen mag, an die Drohung, dass der gemeine Mann, das Scepter in die Hand nehmen und über die Häupter gebieten werde[1]). Stellt der Kaiser die Beschwerden des Volkes nicht ab, so muss er „schaden endfohen von dem armen, der dan dordurch getrungen wirt, sin eigenen heren umbzubringen," wie dies angeblich die astrologischen Aspecte in bestimmte Aussicht stellen (f. 173aA; 132aA; 106bD ff.[2]). Je grösser die bestehende Gesetzlosigkeit, desto sicherer ist der Verf. der Erwartung, dass „wir bald blût fur win trinken" (f. 158bD). Schon sieht der Fanatiker die von dem Propheten Ezechiel (c. 9) angekündigten Boten des göttlichen Zorns, Gefässe voll Unheil in den Händen, auf dem Schwarzwald erscheinen, den Papst und seine Genossen zu vertreiben. Unter ihnen lässt der Verf. Einen in linnenem Gewande, der bald als Personification Christi, bald als König vom Schwarzwald erscheint, die schauerliche Losung verkünden[3]): „Focht an den houptern an, die min schatz solten verwaren, und hert nit uff zu stroffen von dem babst uns[4]) an die cleinen schûler! Schlach[t] si all ze tot!"

V. Beilagen.

I. Erste Vorrede (Bl. 1a—2b)[5]).

In dem jor Christi XIIII^C^ und XC jar[6]) han ich dis buchli der hundert capiteln mit 40 statuten gmacht.

Michel, ein erzengel und ein wirdiger bot gottes des almechtigen, der ist erschinen einem frûmen und im disse ding geoffenbaret, wie gott uber den sunder wast erzirnet sige, das so gar on alle forch die stumende sunde[7]) wollenbracht werden und on stroff der amptlût oder

---

[1]) Vgl. oben S. 159 ff.

[2]) Vgl. f. 125aA (gelegentlich der Erörterung socialer Beschwerden): „zû furchten, es hab in die lenge kein bestand, sunder es wirt den gemein man tringen zûletst sin eigenen herrn zu todten."

[3]) f. 100aC und 181aB. An der zweiten Stelle legt der Verf. jene Aufforderung Hieronymus (corrigiert aus Jesus) in den Mund.

[4]) = bis auf.

[5]) Diese Vorrede zeigt ebenso wie das Register und Bl. 41a—49a des Textes der Reformschrift die orthographischen Besonderheiten des Schreibers A, der namentlich ziemlich regelmässig v mit w vertauscht und ie häufig durch ei ersetzt.

[6]) Über diese Jahreszahl vgl. oben S. 101.

[7]) Über diese Sündengattung vgl. oben S. 113.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

obern der eebruch wirt werhenget, der gotzlesterer grofs ghalten, der wucherer bsitzet das recht, der totschlager spricht urteil, der kirchenrûber, daz ist der daz opfer gottes in sunden werzeret und den gmeinen nutz domit bswert; daz sint die hirten der gotzhûsser, die den gmainen man werfûren. Michael hiefs den frûmen menschen ein gschelschaff berûffen in sinem namen under den frûmen eeluten, die ir ee trûlich hielten und ouch biede weren eelich gboren, das sich solten ziechen mit eim gelben cruz, mit denen wolt er besten ein festen cristelichen glûben zû machen und daz wort Christi herfullen: ein hirten, ein schoffstal und ein glûben durch die ganz welt zû machen. on andre frûme eelût ist daz nicht zû werbringen, wan alle sacrament nit zu werbringen muglich on frûm eelût, wan alles gûttes hat sin anfang von der ee. wer sin ee haltet, der lebt in dem gbot gottes und in siner liebde. ouch hat der engel geseit, wie Johannes Appoc. im IX: ich han gesehen ein sternen wallen uff daz ertrich und hat[1]) uff den brûnnen aller bofsheit[2]), darumb sint alle sunde wermeret worden; als der bose gwalt het zen, wie die scorpiones: si tûnt kein frucht, sunder si pinigen den menschen, daz si in irem trûbsal wergen und begern den tot, so flucht er von in. witter seit Michael: der frûen sint zwen adlerflugel geben, die wirt fliegen in die wuste der weld und wirt gebern ein sûn, der wirt mit stôhelen rûtten stroffen und wirt vider den Durken, daz ist vider die kinder des Entcrist, fechten, si in die forch gottes bringen. ich sag, wie die drig unrein menschen: als der babest, keiser, kunig von Frankrich mit irem gwalt werden den trachen, das ist den Turken, berûffen: do werden enston grûsamliche strit, dardurch wil wolk wallen wirt. und ir g[schri?] wirt got vermanen, daz stein von himel werden fallen: die mit fur, die mit blût werderben umb unsers ellenden lebens willen. es sint zwen ôlbôm und zwen luchter in der angesichte gottes: wer wider die wil tûn, die werden si todschlagen. darumb wer geneigt sig, des bôfs zû stroffen, der nem daz gel cruz an sich und singe daz lobegesang: grofs und wunderlich sind dine werk, herr almechtiger gott, fur uns uff den gerechten weg der ewige selikeit! o herr, du bist ein kunig aller welt, wer dich nit fôrcht und dinen namen nit lobet, wan du der gerecht milt herr bist...[3]) zû dir werden kommen alle wolker und eren dich und dienen dir umb das, daz din urtel sint offenbar. witter brufft der engel: wer nit wer, wie obstat, das er sich solt reinigen und bôfs[4]) entphohen, nit daz nu sin leben wirt abgestolen, wan got

[1]) = hawet, *haut*. [2]) Apoc. 9, 2: aperuit puteum abyssi.
[3]) Hier sind wohl einige Worte ausgefallen. [4]) = Busse.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat gnůgsam gewarnt, do er seit: ir kennen uwere kleider nit, desglichen sint wenig, die iren stant der ee halden, ir kleider sint schantlich, darumb spricht gott: niemans sol in den tempel gon, er sige fur gereiniget von den 7 todsunden. witter seit der engel: das sint preister, die [die] gebot halten und sint brůder Christi, und verbut die, die nit no der geboten gottes leben. ouch die sich preister nennen und sich nit preisterlich halten, die verspotten daz liden Christi, als der eebrecher, wan er sin gelupt bricht, der ist des tůffels und ist us dem bůch des lebens gscriben. ouch der priester, der in todsunden mefs liset, der marter Cristum uff ein nůes. darumb kůff daz rein golt, das durch daz fire proberet ist, rein dich und dine kleider, das kein sunde an dir befunden werd. mit denen wil ich der ganz welt stritz genůg geben.

Eine schone offenbarung Michaels uns zu brůffen uff den weg der ewige selikeit, und brůfft all frům eelůt, sic mit dem gelen cruz solen bzeichen, wan usser der ee kan kein gůtz geschehen.

Ich Michael, ein erzengel gottes des almechtigen, geschaffen umb der menscheit willen, si von sunden zů ziehen als wifslich ist: ich hab will strit wollenbracht umb der gerechtikeit willen, im himel mit Lucifer und siner geschelschaft, im paradis mit Adam, den ich mit eim blossen schwert ufstreib, darumb daz er Eva hat verwolget, ouch die unlutterkeit gestrofft mit der suntflufs bi Noe zitten, desglichen die Babilonier, die daz ertrich ufs ursach irer sunde verschlant, und mit dem fur verzart Sodoma und Gomorra, ouch daz mort, so Davit begangen hat in Uria, ein gemahel Bersabee, do uff ein tag 40 000 mit tod vergiegen, und zů dem dickern mol umb den bösen mifsbruch der gwaltigen kreig und vil blůtvergiessens lossen geschehen, als dan dem kunig Roboam, Saloomons sun, in dem was kleine gerechtikeit, sunder grosse hertikeit, darumb wart er von den sinen vom lant verwissen. nun so sint die stůmende sunden so gar on alle stroff herwassen, kein cristener glůb mer; dan allein der heist cristen, der cristlich tů und daz nů testament [halt][1]), so Jesus ein [sun] gottes uff hatt gesetz in sim obenessen, do er den kelch in sin hant nam und benediciert den und gab dovon seinen jungern zů trinken: nemen hin und trink alle; daz ist der kelch mins blůtz das (!) nůen und ewigen testaments, ein bewissung des glůbens, der umb ůwern willen und umb viller willent wirt ufsgossen, zů erlangen gnod uber uwere sunde; und so dick ir daz

[1]) Dieses Verbum scheint ausgefallen; vgl. die unten folgende ähnliche Stelle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tûnd, mir zû einer gedechtnifs geschehen sol. ouch seit er zû sinen jungern, do er von inen scheiden wolt: ich wil uffwaren zû minem vater und zû uwerm vatter und vil uch senden den heilgen geist, der wirt uch alle ding vol brichten und lernen. gont hin durch die welt und prediget daz ewangelium allen menschen, und wer glûb nnd wirt getûfft, der ist selik; und wer nit den tûff entphahet, den verwolget; ouch die, die den tûff, daz ist das nû testament, unwirdiklich halten, daz sint die wûcherer, kirchenrûber, als die so daz almûsen in sunden verzeren, eebrecher, die ir eeglubnifs nit halten, ouch die gotzlesterer, die gott und alle heilgen schmehen und Jhesu Christo sin vunden offnen oder vernûern. ist es nit klegelich, daz das schwert der gerechtikeit so gar stil litt? der wocherer, eebrecher, todschleger besitz den stul, der arm mûfs sich liden, der bôfs gwalt zuch hin. das tut gott bewegen, daz er ein stern von himel wirt senden wie ein fackel und den uff land und vasser zerteilen, das uns zûlest wasser und holz wirt gebrechen. dan not ist, daz einer uch wert zûgesendt, der ein unzemlich forcht in das wolk bring. dem wirt die kron des sig uffgesetz, daz er das vort Cristi verfull: „ein hirt, ein schofstal und 1 fester stanthafter glûb durch die ganz welt.“ der kan kein andren anfang haben, sunder in dem stant des heilgen sacraments der heilgen ee, wan als gûtz nimpt ein anfang in der heilgen ee. ouch so ist die mûtter der cristlichen kirchen ordinert, das keiner sol volbringen einich sacrament, er sig den eelich geboren. darumb, wie obstat und obgmelt, brûff ich die frûmen eelût, die den weg der ewigen selikeit bgern, das si sich mit einem gelen cruz bezeichnen; den vil ich ein bistant tûn, das si die ganze welt reguleren mûgen mit herskraft von occident in orient ziehen, in dem tall Manbre von dem bûm syrep gnad der gsûnheit entphahen. die daz wellen helfen tûn, die sprechen mit volgemûten herzen: amen.

II. Lateinische Vorrede (f. 11a)[1].

Ego ex antiquis consuetudinibus habeo, mos esse, in quacunque dissiplina aut invencio nova aut vettera id cuipiam suo maiori principi seu insignito viro benedicto dirigere dedicareque, ne quemadmodum id

[1]) Ein guter Teil der groben grammatikalischen Schnitzer geht offenbar auf den Verf. zurück; manche Fehler werden aber auch auf Rechnung des Abschreibers oder des nach Dictat schreibenden Copisten zu setzen sein. Mit Conjecturen über die einzelnen Fehlerquellen glaubte ich mich nicht aufhalten zu sollen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

operis labores vigilieque sue absque nemini in medium producatur. quapropter ego meorum preceptorum consecutor vestigia eorum sequi cupiens et hoc[1]) opusculum centorum novorum singularium potentissimo semper Augusto daturus eram, ut in prologo ad plenum dicitur, qui et aliis arduis causis impeditus id ad se recipere non potuit. est igitur ex variis conpilatum, quod obticentia[2]) ingravo et deliberatus in mente, cui de iure presentare debeam, et decrevi, id non militi, non comiti, non duci, non regi, non imperatorique ac pape, sed longeque digniori excellenciori creature dedicare. hec super reges, principes et cuiuscunque generis dominos eminet, cui nulla est illorum[3]) comparanda (?)[4]). huic equidem debeo plurimis et immensis graciis beneficiisque cumulatus. hec beata[5]) quippe est et inmaculata virgo Maria, omnium principium[6]) terrestrium celestiumque regina et unica omnium imperatrix, cuius laudes et preconia in toto terrarum orbe notissima omitto, quoniam[7]) humanis hominis non sit ea prestringere, que si mihi (?) sunt centum lingue[8]) oraque centumfera, vix possem nullo precurrere cantu. huic enim a teneris virginculis corpus vitam animamque dirigens spiritu dedicavi meum[9]) sic in presenti una meis cum operibus omnibus. quod ut novum, licet antiquum, dirigi[10]) et nomini eius ac numini incomprehensibili ascribo opusculum, rogans et obsecrantz (sic!), ut dignetur exinde[11]) sua pietate et misericordia servulum me suum regere dirigereque. in his mihi in singularibus ceterisque operibus meis recta et vera loqui fas sit, quibus unigenito ipsius nato valeam necnon auditoribus gratificari ad laudem et maiestatis[12]) sue gloriam, cui me et animo et corde flexis genibus magnopere commendo.

III. Verzeichnis der 40 Trierer Statuten[13]) (f. 7b—9a).

Ein taffel uber die 40 statut, wie man sich halten sol, domit wir gluck und selikeit mögen hie in zit herlangen, uns mit got mögen ewiklich vereinigen.

Das 1. bot: du solt gott liep han und dinen nebenmenschen, als dich selberst.

---

[1]) *Hs.:* hec. [2]) *Über* obtice *ist* a *übergeschrieben.* [3]) *Undeutlich.* [4]) *Die Handschrift hat* compace *mit Strich über den beiden letzten Buchstaben.* [5]) *Hs* : beate. [6]) sic! [7]) *Hs.* quidum, *wohl aus* quoniam verlesen. [8]) *Hs.*: ligare. [9]) *scil. opus.* [10]) *Verschrieben aus* dirigo? [11]) *Hs.* ex in. [12]) *Hs.* maiestatem. [13]) Wegen der Orthographie dieses Stückes vgl. die Vorbemerkung zu Beilage 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ander statut oder gebot: du solt din gott und schopfer nit entôren, ouch nit bi sim heilgen namen schweren; und darzû, du sol vorhaftigen sin, nit din lugen mit gott bestedigen, das ist falsch eid tûn oder schaffen gton werden.

Das 3. statut: du solt din firtag heilgen und eren mit gûtten vorten und werken heilgen, die abgôtterig schûhen oder fliehen.

Das 4. statut: du solt niemans todschlagen, weder mit vorten, weder mit werken hilf den totschlag bewissen [oder?] dovon todschlag mog enstôn.

Das 5. gebot: du solt nit gittig sin, wan gittikeit ist ein wurzel, dovon uns als leid herwasset.

Das 6. statut ist von dem heilgen sacrament der ee, so gott in dem paradis uffgesatzet hat.

Das 7. statut: du solt niemans elich vip bgeren oder si leren, hilf oder stur geben, daz sie von irem man kûm.

Das 8. statut: du solt niemans hilf zû sunden tûn, noch in hûſs, hilf, stur, herberg geben.

das 9. statut ist von den kinderen geboren uſs dem verfluchten somen, wie man die zû keinen eren sol ton.

das 10. gbot: du solt dich nit uberessen noch ubertrinken, und wie schantlich ist es eim trunken priester.

das 11.: du solt nit stelen, so tan mit vil artikelen dar wirt ton, was sig diepstal.

das 12. gebot: du solt kein falsch zugnis geben, und was die pen daruff sig.

das 13.: darin wirt erzelt, was falsch oder btrugnis sig, und was ein trûhender schuldig sig.

das 14. gesatz ist ein bstedigung des 4. statut, wie man zû fridden sol trachten, niemans verrotten.

das 15. statut: was adel sig und wie der adel sich halten sol mit sinem lehenman, und vas der lehenman schuldig ist zû tûn. der herr sol ouch keim bastart lihen.

das 16. statut seit von dem sacrament des tûffs, was fruntschaff darvon hervaſs und vas gwatterschaft ist und die gwattern schuldig sint.

das 17. statut, darin wirt gelert der bich[t] anfang von dem send[1]), ein sacrament genant, und ein zûsatz, [was] man[2]) tun sol uff ein urfeid, die wider daz recht ist.

---

[1]) *Hs.* sund. [2]) *Hs.* wan.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das 18. statut, wie man ein frûmen preister sol halten und herwider, wie sic ein preister sol halten und wie sol sin wesen sin.

das 19. statut ist, wie so gar ein loblich ding ist ein mefs, ouch wie loblich die person sol sin, die die mefs lesse, und dobi ein ursach geseit, daz nit ein iklicher sol mefs lesen.

das 20. statut seit von dem gwalt des kaisers, wie in von gott befollen sig, allen bôsen gwalt abzûstellen, ouch wie sin k[aiserl.] m[ajest.] sol nûtz [1]) eigens han, sunder von dem gmeinen nûtz [2]) leben.

das 21. statut ist von dem gnodenrichen jor der Tuschen, und wie man daz opfer oder gotzgoben bestedigen sol.

das 22. statut ist, wer opferen sol und vas ein opfer sig und wo man opferen mûfs, ouch wie das opfer sol angeleit werden.

das 23. statut, wie sich die oberhant gegen dem gemeinen man halten sol, ouch kein unret uffrichten.

das 24. statut, wie ein keiser uns sig von gott geben und wie er ritter, das ist richter [3]), sol haben und wie das hufs gnant sig, do man keiserliche recht in sprechen sol.

das 25. statut, was ein richter ist, vas eigenschaft er an im haben soll, der do wel recht sprechen.

das 26. statut, wo ein richter ein falsch urtel sprech, dovon die parteig beswert wer, daz si appelleren mag und vas pen den der gûtz weis und bôses tût entphohen sol.

das 27. statut: man sol nimans fur fremden richtern herforderen, es wer, daz die sach fur in ordentlich erkent oder mit appelleren gzogen.

das 28. statut, wie ein keiser sol alle zit in den waffen [4]) sin, den gmainen nûtz zû hanthaben, daz bofs stroffen, und vas sin gwalt ist uber alle welt. er sol kein bôsen gwalt uber den armen man lossen geschehen.

das 29. statut, warumb der edel sol sinem fursten nochwolgen, zû feld breit sin, nit fliehen; und, wo er flucht, was schant er darumb entphahen sol.

das 30. statut, was der kaiser in gmein schuldig sig, alle beschwernis abzûstellen, al zol, ungelt; dazû die priester halten, das si nit sollen die sacrament verkûffen, sunder si umb gotz willen wollenbringen.

---

[1]) = Nichts. [2]) = Nutzen. [3]) *Hs.* ritter des richters.
[4]) *Hs.* dem wesen. Vgl. f. 177aA: e. k. s. a. z. in der gewer sin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das 31. statut ist von unserm allerheiligsten vattern dem babest, wie er undankbar ist der goben der keiser und si mifsbrucht [und wie er sol] sin gwalt in der liebde gottes erziegen und die gotzgoben wiedergeben[1]); und wo er daz nit tût, so sol ein keiser ein babest stroffen.

das 32. statut: wer ein babest zû setzen und ensetzen macht hab und wie man etwan die person mûst zwingen, daz si bebst wurden, und wie die keiser [von?] der kirchen daz ir hant wider erlangt.

das 33. statut, wie man zehen sol und wem der[2]) zehent geburt, und dobi ein exempel, was schadens dem gmeinen nutz von den geistlichen herwassen ist, die den zehent unnûtzlich verton hant.

das 34. statut von den friheiten der preister und wie der fr[um] preister[3]) der friheiten niessen sol oder mag und vas sin ampt sin sol und wie ein gût gbet ist die mefs. ouch man sol nit unreins in tempel lossen.

das 35. statut: wer macht heg[4]), ein testament zû machen und wie verbotten ist, daz ertrich zû besweren, und man mag vol die gotzgoben viderrûffen.

das 36. statut: wer erben sol, und wer erbet, der ouch sol helfen die schuld bzalen. ouch puncten, daz ein vatter mag billich sine kinde enterben.

das 37. statut, vas schad von dem eignen nûtz enstait. eigner nûtz felschet daz recht. darumb not ist, das alles gût ein gût werd, so wirt ein hirt, ein schoffstal.

das 38. statut lert, wie man daz recht hanthaben sol, und wo daz ghanthabt wirt, do ist gott; und wie 3 recht sint; aber keiser Karolus hat daz best gmacht mit den frigen schoffen.

daz 39. statut, daz do der ist also vol zû stroffen, der boses verhenget, als der es tût, und ouch wie man die pleger, regenten, trûhender stroffen sol und mit namen den, der einer gmein ir friheit verminnert.

das 40. statut von den stant des obresten hûptes.

---

[1]) *Hs.* wirden.
[2]) *Hs.* wer den.
[3]) *Hs.* sol.
[4]) d. h. habe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV. Textprobe (f. 114b—115b).

Cap. 67.

Das allergrost ein keiser in sin balast als Salomon.

Der tron in den himlen gipt ein stûl in den palast des keisers kein grosser er, dan der stûl der gerechtikeit[1]). ein keiser ist daz obrist houpt der welt, den all welt soll eren. ein keiser soll ouch sin[2]) hoff mit wissen stanthaftigen luten besetzen. darumb so sol ein keiser alle recht in sim herzen bezeichnet han; ursach: daz recht ist ein mûtter der gerechtikeit (Dig. de iusticia in l. iusticia § in glo[ssa])[3]), wan die wirkung des rechten ist ouch geben, wie man daz bofs sol stroffen. darumb kein keiser sol friheit geben wider daz recht (wan wer hasset daz bofs, der hat lieb daz gût; dorumb heist es merum imperium umb dez schwert'z willen, so von beden sitten schnidet), kein krieg zûlossen, als Jeronimus: krieg ist ein tufflische arbeit, ein zerstorung des rechten, wan es ist wider die natur. darumb macht Julius daz gesatzt de re publica et privata: wer den anderen sûcht mit frevelicher hant, soll sin anspruch verlorn han[4]), und dat Cain[5]) fur ein exempel dar (Genes. 4). Ich sag: daz rich des keisers ist allein von got uns geben, als ein kunig uber all kunig (VII, qu. 1, in apibus, cum nota [?])[6]) und alle land under im (D. ad legem Rodiam)[7]), und all provincen (dist. 63 c. Adrianus)[8]),

---

[1]) Der Sinn ist wohl, dass der Thron im Himmel keine grössere Ehre verleiht, als der Stuhl der Gerechtigkeit im Palast des Kaisers.

[2]) *Hs.* sim.

[3]) Der Verf. nimmt hier wohl auf Digesten I, 1, 10 Bezug, wo sich aber jener Satz nicht findet. Da die juristischen Citate fast ausnahmslos sich durch eine bodenlose Leichtfertigkeit auszeichnen, glaubte ich von dem Versuche einer Richtigstellung hier wie in Folgendem absehen zu sollen.

[4]) Weder die leges Juliae publicorum et privatorum, noch die lex Julia de vi publica et privata enthalten eine solche Bestimmung; es liegt wohl eine Verwechslung mit dem Decretum D. Marci vor. Vgl. hiezu Windscheid, Pandektenrecht I, § 123.

[5]) *Hs.:* Caym.

[6]) Die angezogene Stelle des Decretum Gratiani pars II, causa VII quaest. 1, c. 41 enthält das Verbot: „in una ecclesia duo praelati esse non debent“ und führt als Beweismittel an: „imperator unus, judex unus provinciae.“

[7]) Die lex Rhodia (D. XIV, 2) giebt ausschliesslich Bestimmungen über das Havarierecht, enthält aber in l. 10 eine beiläufige Äusserung des Antoninus, die ihn als „dominus mundi“ bezeichnet.

[8]) Die angezogene Stelle des Decretum Gratiani (p. I, c. 22, D. XIV) berichtet die Erteilung des Rechtes zur Erwählung des Papstes und zur Investitur der Bischöfe an Karl den Grossen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und ein kunig von Frankreich, Hispanien und Sicilia sont im tribut geben, es sig dan sach, daz si sich bewisen, worumb daz nit (D. de const. l. si quare)[1]). darumb sol nieman widersprechen dem gewalt des keisers ufs ursach: all sin sachen sond sin standhaft und uffrecht, alle wisheit (de his, quibus indign., l. perultim.)[2]). darumb die grost gnod und wirde des keisers, den gemein nutz mit vernuff beschirmen, witwen und weisen bi dem rechten hanthaben, domit meret er sin lob und verlengert er daz leben. darumb sol er von dem gemein nutz leben. disse ding zieren ein keiser bafs dan gold, berli[3]) und edelstein, wan man weis wol[4]), daz aller welt schatz ist daz recht, daz ist die gottlich ere. si[cut?] deus astra, si[c?] cesar regere[5]) habet terram. ein keiser im sim palast wie got in sim tron. er soll sin ein geworer richter, darumb darf man nit appelliren. sin anfang ist die worheit, das mittel mit gott, das end voll in der gerechtikeit. man darf nit sachen, antreffen[d] schuld oder er, follfuren[6]), sunder[7]) die den glouben anrůren und die kron verschwechen, als wan ein keiser ein frid macht mit sim underton und gipt im gelt[8]), daz ist, daz er nit mechtig ist, den mit recht zů hanthaben. darumb ist ein keiser zů stroffen. Imperiale consistorium[9]): dorumb, daz es mit alten wissen besetzet ist und mit strengen ritteren bestediget, daz ist, wo der widerwurf zů gros wer, daz si mit dem schwert die letsten execution tetten mit dem schwert. ich sag: „alt wisen," daz ist in kriechischer sproch „sacerdotes", die do ler geben, als Alanus seit: wie der mon von der sunnen nimpt den schin, also nimpt der einveltig sin wis[10]) von dem alten. und daz [sol?] ein kunig darton, daz er sol volgen der alten ret, nit daz geschech im wie Roboam, Salomons sun; der volget den jungen, dorumb ward er vertriben ufs dem rich. ouch wan man ein keiser wil wellen, so sol man nit ansehen die geburt, die richtum, sunder an sin kunst und uffrechtigs leben, so er hat im land erhôlt (de penit. dist. 4 lex bono)[11]). ein

---

[1]) Das Citat, das sich wohl auf D I, 4 bezieht, ist unverständlich.

[2]) Welche Stelle der Verf. im Auge hatte (D 34, 9 oder Cod. VI, 35?), lässt sich nicht erkennen.

[3]) = Perlen. [4]) *Hs.*: wolt. [5]) *Hs.* regem *oder* regenz.

[6]) *Hs*: an treffen schudd oder er fall furin. [7]) = besonders.

[8]) Wohl Anspielung auf den Abschluss der Ligue von Cambray.

[9]) *Hs* constitorium.

[10]) d. h. seine Weise.

[11]) Decr. Grat. p. II de penit., causa XXXIII, qu. 3 c. 8, dist. IV, welche Stelle der Verf. citiert, kann ihrem Inhalte nach kaum hier in Betracht kommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keiser sol schweren, witwen und weisen zů beschirmen, wan die selbigen hant kein anderen trost[1]) (Deuter. 33)[2]), und daz per edictum allen sin amptluten gebieten. dorumb ein keiser soll all sin trost setzen in die liebe got'z, den armen man im sin sur arbeit beschirmen. darumb[3]) im sin funfter teil des opfer gotz geburt. daz ist: waz gott lot wachsen, daz sol der mensch nit verwůsten oder unnutzlich vertůn (als dist. 3[4]) c. quia corpus). der keiser in sim stůl glich wie got [sol] gewunnen gůt behalten, dorumb ist er die hochst wisheit (Tho[m.] 34. dis)[5]). ein keiser sitz[t] in der genaden gottes. dorumb setz man im ein steheli cron uff, daz ist, ein keiser soll allzit sin im harnisch. die alten Trierer sint die ersten, die ein pfalz hant geoffnet eim keiser fur ein rich[t]stůl, dornach die Romer den palast bi sant Johannes, desglichen ir Capitolium, wie die Tutschen. aber die Latini hant unser bůcher obton und in[6]) die wisheit zůgescriben. und kundlich ist, daz Franzozen, Romer, Hispanier sint herkummen von unsern schlaffen, als forgemelt, wie wit der gewalt der Tutschen ist gangen und in kurzem daz keiserlich recht gehalten, ein pfalzgraff bi Rin den stab gefůrt. nun so hat man ein camergrich[t] gemacht, daz ist des viscals, aber der viscal het kein gewalt, er darf [kein] der weldfluchtigen ritter straffen, den schlemmer und fuller, ouch nit den wůcherer. man nimpt gelt fur die gerechtikeit. was zel ich daz fur ein gerechtikeit, daz man den frig, daz ich in nit mag furnemmen? daz ist ein grosser mifsbrucht und ein mekkel der cron, wan daz recht soll glich sin, wie ob ein als dem andren. worumb solt ein Osterricher gefrit sin, ein Rinischen man fur recht fordern, und der Reinlender solt macht han, den Osterricher furzuheuschen. dorumb wil u. k[ais.] m[ajest.] frid und gnod im land machen, so můfs man all unbilliche friheit widerrůffen, es sien geistlich personen oder weldlich, al die zoll, ungeltz etc., darzů die geistlichen lehen beschniden, all munzen widerrůffen und nit mer dan ein munz in dem ganzen romschen rich halten, den wůcherer, todschleher, ebrecher, kirchenrouber, fuller etc. stroffen, so dan die 40 statut ufswisen[7]). so will [ich] u. k[ais.] m[ajest.] ein zusagen tůn, daz [ich] nit allein cristen zů gotlicher forcht, sunder Dattern, heiden, Juden und Arianer etc. [will] bringen.

[1]) *Hs.*: trofft. [2]) Verschrieben aus 27? [3]) *Hs. add.*: wirt.

[4]) So die *Hs.* statt 2. Die Stelle des Decretum Gratiani (pars III, de consecratione dist. 2 c. 35) handelt ausschliesslich von der Transsubstantiation!

[5]) Wohl verstümmeltes Citat aus des Thomas von Aquin Schrift „super quatuor libros sententiarum“.

[6]) d. h. ihnen, sich selbst. [7]) *Hs.* ufswiset

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI. Register.

Ablass 115 f. 185 ff.
Adam 130. 141.
Adel s. Ritterschaft.
Adoptierung 175 f.
Alexander der Grosse 90. 144.
Alkyr 94.
Amazonen 145.
Antoninus Pius 150.
— Marcus Aurelius 150.
d'Arc, Jeanne 99.
Askese 183.
Astrologie 96 f. 194 ff. 204 ff.
— Autoritäten 196.
Augst am Rhein 90. 142 f.

Basel 90 f. 142 f.
Beicht 166. 184.
Belgrad 93. 193.
Berengar, König der Schwaben 145.
Bernhardiner 118.
Bibel 187 f.
Bilderkultus 184.
Birgitta von Schweden 197. 210.
Boccaccio 187.
Böhm, Hans, von Niklashausen 108.
Böhmen 142.
— König Georg Podiebrad 191.
— — dessen Sohn Victorin 191.
Boppard 127.
Borgia, Familie 115.
Bräunlingen 92. 140.
Breisach 92. 140.
Breisgau 92.
Bretagne, Anna von 98 f. 122.
Bruderschaft mit dem gelben Kreuze 194. 202. 208 ff.
Bundschuh 140.

Cæsar, Julius 148.
Cambray, Ligue von 122 f.
Capistrano 92 f.
Capitalismus 133 ff.
Chlodwig 145. 147.
Cimbern 145.
Cincinnatus 152. 160.
Cleodophorus, König des Elsasses 145.
Cluniacenser 118.
Cœlibat 180 ff.
Colonna, Geschlecht 145.
Communismus 129. 168.
Crocus 145.

Donnerstag 189.
Drei Ähren 91. 184.
Dugerius von Dänemark 145.

Ebersheimmünster 188.
Ehe 180 f.
Elsass 89 ff. 99. 142 f. 189.
Ensisheim (Einsen) 92. 100. 140.

Ferrer, Vincenz 194. 197.
Frankreich, Franzosen 98 f. 147 f. 206.
— König Karl VIII. 98 f. 122 ff.
Freiburg, Reichstag 100 f.
Friedrich II., Kaiser 151.
Friedrich III., Kaiser 94. 97. 205.
Friedrich, zukünftiger Kaiser 101 171. 189. 197 ff.
Frohndienste 131 ff.
Fürbitte für die Toten 184.
Fürstenstand 125 f.

Galater 144. 146.
Genserich 150.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gerichtswesen 164 ff.
Graubünden 145.
Greifensee 91.

Handelsgesellschaften 135.
Heiligenkultus 184 f.
Heimburg, Gregor von 191.
Heinrich IV., Kaiser 150. 156. 173 f.
Henoch 141 f.
Hessen, Landgraf Heinrich III. 98.
Hunnerich 150.
Husitismus 162.

Ingelheim 90.
Istein a. Rh. 143.
Italien, Land u. Volk 146 f.

Jagd 132 f.
Japhet 90. 141 ff. 188.
Jerusalem 145. 200.
Johannes, König v. Indien 145.
Juden 134.
Julianus Apostata 150.
Jupiter 188 f.

Kaiser 122. 156 ff. 178. 199 ff.
— s. a. Friedrich, zukünftiger Kaiser.
Kammergericht 139.
Kappler, Friedrich 91. 93.
Karl d. Grosse 90. 147. 150. 156. 219.
Karl IV., Kaiser 156.
Karsthans 195.
Kaufleute 135.
Kirchengut 119 ff. 202 f.
Kirchensprache, deutsche 186.
Kirchenstaat 174.
Klerus 116 ff. 179 ff. 192. 201.
Klöster 118 ff. 182 f.
Köln, Stiftskrieg 98.
— Erzbisch. Ruprecht 98.
Konstantin, Kaiser 173 f.
Krain, Erzbischof Andreas von 191.
Kreuz, gelbes 155. 193 f.
— s. a. Bruderschaft.
Kreuzwunder 103.

Latein 149.
Leibeigenschaft 129. 167.

Mainz, Erzbisch. Berthold 100. 108.
Malatesta, Sigmund 93.
Maria, Jungfrau 102.
Marius 202.
Maximilian I., Kaiser 98 ff. 102 ff. 122 ff. 160. 205 ff.
— seine Tochter Margaretha 98 f. 122.
Mercurius 188.
Merzhausen 143.
Messe 186.
Mestre (Meisters) 94.
Methodius 196.
Michael, St. 193 f.
Minucius 151 f. 160.
Monte Gargano 193.
Moses 187 f.
Mönche s. Klöster.
Münzwesen 97. 171.
Munzingen 92. 140.

Narses von Antiochia 197 f.
Neuenburg a. Rh. 92. 140.
Nonnen s. Klöster.
Nünimark 145.

Oesterreich 91.
Orsini, Geschlecht 145 f.

Papst 115 ff. 158 f. 177 f. 203. 212.
— Primat 177 f.
— Alexander VI. 115 f. 123.
— Paulus II. 116.
— Pius II. 93. 116.
— Sixtus IV. 116.
— Julius II. 123 f.
Penaten 89. 189
Pfaffengasse, rheinische 117. 119.
Pfalz, Kurf. Philipp 98.
Pfalzgraf 161. 165.
Pinzenauer, Hans 124.
Priesteramt 178 ff.
— allgemeines 180.

Raubritter 127. 140.
Recht, kanonisches 94. 172.
— natürliches 129. 164.
— römisches 94. 129. 149 f. 164.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rechtspflege 136 ff.
Reichssteuer 169 ff.
Reinhard, Bruder 196.
Religionsmengerei 188 f.
Richter, oberster 161. 165.
Ritterschaft 127. 162 f. 210.
Rochetaillade, Jean de la 196.
Rom 93. 206.
Romanen 146 ff.
Ruchrath, Johann, von Wesel 191.

Säckingen 92. 196.
Sæcularisierung 168 ff. 172 ff.
Schuldenerlass 169 f.
Schwarzwald, Schwarzwälder 90 ff. 140. 202 f. 210 ff.
Schweiz 91 f. 124. 151. 206.
Semiramis 143.
Sentgericht 165 f.
Seth 141 f.
Sibylle von Cumae 197.
Sigebold, Eremit 200 f.
Sigmund, Kaiser 155 f.
Sittenzucht 166 f.
Slaven 146.
Stiftungen, kirchliche 175.
Strafrecht 166 f.
Strassburg 91. 123.
Sünde, stummende 100. 113. 203. 212. 214.
Sünde, rufende 113.
Süters (Sondrio?) 148.
Swegler, Daniel 85.
Syphilis (franzozen, blotern) 103. 114. 192.

Tamerlin 145.
Telesphorus 196.
Tell, Wilhelm 91. 151.
Thorberg 151.
Triberg 92. 140.
Tribeta 143.
Trier, die alten Trierer 89. 143 ff. 187 f.
Türken 200.

Venedig 93 f. 102. 122 ff. 206.

Weissagungsglaube 196 ff.
Weitmül, die von 142.
Westrich 144.
Wiedertäufer 109.
Wimpfeling 152.
Wimpfen 145.
Worms 145.
— Reichstag 99 ff.
Wucher 134 f.

Zimmern, Grafen von 145 f.
Zinsnehmen 133 f. 170.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VII. Glossar.

Vorbemerkung.

Das nachfolgende Glossar soll in erster Linie durch Erklärung seltener und schwieriger Ausdrücke das Verständnis der mitgeteilten Textesstellen erleichtern. Zugleich wurde aber auch eine Reihe von bisher nicht belegten, zumeist mundartlichen, Wortformen aufgenommen, die für die Sprachgeschichte Interesse zu bieten schienen. Indem ich, wie schon früher bemerkt, eine Würdigung des sprachgeschichtlichen Wertes der Colmarer Reformschrift dem Fachmann überlasse, will ich an dieser Stelle nur darauf hinweisen, dass manche ihrer sprachlichen Eigentümlichkeiten sich daraus erklären, dass an vielen Stellen des Textes eine phonetische Schreibung vorliegt (vgl. z. B. S. 123: „die arm stadt“ statt „die armst stadt“). Für einzelne Wortformen, die hier mit einem Stern bezeichnet sind, war die in den Fussnoten gegebene Erklärung im Glossar zu modificieren oder zu berichtigen.

Herrn Professor Dr. Behaghel bin ich für vielfache freundliche Auskunfterteilung zu Dank verpflichtet.

A.

ablôsen, *ausschliessen, bannen* 93.
*appostützler (abstützler), *Heuchler* (*ital.* aposticcio) 139. 182.
arlein, *allein* 123.
armusser, *Almosenempfänger* 140.
arzedig, *Arznei* 181.

B. P.

banschatz 121.
bedank, *Bedenken, Bedenkzeit* 136.
bedutter, *Person, die etwas bedeutet* 195.
bekentnus 121.
bekleit (*von* beklagen), *angeklagt* 191.
berli, *Perle* 221.
berlich, *offenbar* 132.
beschirmnufs, *Beschirmung* 170.
besitzen, *in Besitz nehmen* 200.
bestrichen, *betrügen* 120.
pfendwert, *Waare* 131.
pfenninggult, *Geldabgabe* 119.
pfennigprediger, *Ablassprediger* 185.
plaphart, *Münzsorte* 135.
blûme, der, *Ertrag* 175.
pollici, *Verwaltung, Gebahren* 190.
briefgelt 134.
prosse, *Knospe* 99.
brust (*verschrieben aus* brunst?), Brand 205.
bulut, *Bauersleute* 169.
buw, *Ackerbau* 139.

C.

carnoffel, *Karnöffelspiel* 96.
cristen, *christlich* 202. 214.

D. T.

derwer schetzen, *für der Mühe wert halten* 123.
derwider, *gegen* 179.
dorechtiglich, *thöricht* 124.
*treit, *wohl von* drien, dreun, *drohen* 186.
drissigster, *Abgabe für die Abhaltung von 30 Seelenmessen (tricenarium)* 117. 119.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trubel, *Traube* 204.
trûhender, *Gewährleister, verpflichteter Vollzieher* 217. 219.
tuffel, in den hindern des t. werfen 117.
tunder, *Donner* 193.
tunfas, *Tonne* 118.
durchgrundet, *gründlich erfahren* 161.

E.

eb, *bevor* 126. 133.
endpfenglich, *gern empfangen, angenehm* 184.
enpflenzen, *berauben* 186.
enschütten, *beschirmen* 101.
erbuwen, *durch Ackerbau erwerben* 161.
erligen, *liegen* 123.
erösset, *entäussert* 118.
ertricht, *Erdreich* 89.
erzelt, *wohl* = erzilt, *erzeugt* 114.
ewen, zû, *in Ewigkeit* 200.

F. V.

vale, *Sterbfall* 132.
federleser, *Schönredner* 136.
vererren, *unterackern* 121. 204.
verfangen, *als Eigentum in Beschlag nehmen* 175.
verfellen, *zu Fall bringen* 137.
verfullen, *erfüllen* 195.
verjehen, *zugestehen* 183.
verliben, *geblieben* 92. 140.
verliegen *über einen lügen* 172.
verliesen, *verlieren* 181.
verlurnus, *Verlust* 203.
verluten, *durch Glockengeläute eine Verurteilung bekannt machen* 93.
verrûffen, *für verfallen erklären* 202.
verschiefsen, *verwerfen, bannen* 93.
verschlahen, *verwüsten* 214.
verschwechen, *erniedrigen, beschimpfen* 221.
vertûner, *Verschwender* 158.
vervolgen, *Folge leisten* 214.
volle, *Überfluss* 119.
frien, *frei machen* 167.
ronigen, *Frondienst leisten* 201.
fûderig, *ein Fuder schwer, ein Fuder fassend* 183.
furend, *feurig, glühend* 204.

G.

geblûmt, *aufgeputzt* 125.
gecrismet, *gesalbt* 181.
gedechtnufs, *Gedächtnissmesse für einen Verstorbenen* 119.
geitlich, *gierig* 121.
geleben, *leben* 189.
gelicht, *gleichgestellt* 163.
genofs, *ebenbürtig, tauglich* 125.
genottrankt, *genötigt* 91.
gesûcht, *Gewinn* 170.
gewor (gewer), *wahrhaftig* 195. 221.
glich, *entsprechend, geeignet* 158.
gottschweren, das, *Gotteslästerung* 206. 211.
grel, *Kralle* 114.
*grosen (*wohl* = gerosen), *rasen* 130.
gûttikeit, *gute That* 211.

H.

halsherr, *Herr über den Leibeigenen* 138.
helbeling, *Münzstück im halben Werte des Pfennigs* 171.
helwert, *einen heller wert* 132.
herdocht, *erdacht* 129.
herdstatt, *bewohntes Haus* 169.
herkoufen, *zurückkaufen* 116.
hintûn, *vernichten* 211.
hinziehen, *das Übergewicht erlangen* 215.
hitbitag, *heute* 149.
husheblich, *haushaltend* 117. 179.

J.

jorgelt, *Abgabe für das Anniversarium* 119.
jorzit, *Anniversarium* 119.

K.

keug (kûw), *Kuh* 119. 126.
kolbengericht 137.
kunstner, *Zauberer, Taschenspieler* 187.
kurzen, *enthaupten* 201.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

M.

mangelt, *Sold, Lehengut* 162 f.
mannen, *einen Mann nehmen* 180.
mekkel, *macula* 138. 222.
meſsmacher, *Spottname für Priester* 173.
mŏrderkul, *Mördergrube* 147.

N.

notterzehen 131.
nuwfundig, *neu erfunden* 131.

O.

oberhant, *Lehensherrschaft* 218.
och, *Acht* 160.
ŏlflam, der, *ein mit Hilfe von Öl bereitetes Schiessmaterial* 94.
or, in ein o. beissen, *schmeicheln, einflüstern?* 123.

P. s. B.

R.

registrieren, *verzeichnen, zur Rechenschaft ziehen* 202.
reisgelt, *Reisesteuer* 132.

S.

schisselwescher, *Küchenknecht* 139.
schlaff, *Sklave* 222.
schlinden, *verschlingen* 183.
selgsam, *beseligend* 183.
sibender, *Stiftung von sieben Seelenmessen (septimale, septenarius; vgl. Du Cange u. d. W. u. Lexer II, 899)* 117.
*sol, *zu etwas nütze sein* 160.
spruweren, *Spreu* 121.
starkhaftig, *tüchtig* 177.
stellen, *trachten* 119.
stur, *Unterstützung* 217.

T. s. D.

U.

uberflussikeit, *luxuria* 114.
uberhand, *Schutz, Rückhalt* 100.
uberlistigen, *überlisten* 173.
ubernutz, *Übervorteilung* 121. 132
ubrig, *übermässig* 146.
uffpflanzen, *aufputzen* 115.
umbstossen, *verderben* 130.
unbekant, *unerkenntlich, undankbar* 117. 177.
unbruchlich, *dem Brauch, dem Gesetz zuwider* 159.
undeglich (undiglich, unteglich), *untüchtig, untauglich* 128. 159. 179. 197.
underbringen, *verderben* 211.
unee, *Concubinat* 118. 121. 126.
ungelt, *Auflage* 149. 218. 222.
ungelter, *Einnehmer des Ungelts* 169.
ungewicht, daz, *ungeweihte Erde* 120.
unhusslicheit, *Unhäuslichkeit* 126.
uns, *bis* 123. 143. 212.
unteglich s. *undeglich.*
uſsgescriben, *ausgeschlossen* 129.

V. s. F.

W.

wast (*für* vast), *sehr* 212.
wechselkint, *Wechselbalg* 118.
weg, *Brotweck* 204.
weger *(von* wæge, *gut, tüchtig) besser, angemessener* 95. 120. 155. 174 etc.
wegwiſs, *Unterweisung* 120.
well, *welche* 201.
wiben, *ein Weib nehmen* 180.
widerkeren, *zurückerstatten* 177. 185. 186.
widerspill, *Gegenteil* 117.
*wie ob, *ellipt. für:* wie meinst du ob 119.
wissenhaftig, *offenkundig* 163.
wŭchergŭt, *erwuchertes Gut* 134.

Z.

zammenkummen 127.
zehen, *den Zehnten geben* 219.
zipfel, der best, am bet 125.
zwir, *zweimal so viel* 174.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

M.

mangelt, *Sold, Lehengut* 1
mannen, *einen Mann nehm*
mekkel, *macula* 138. 222.
meſsmacher, *Spottname fü* 173.
mŏrderkul, *Mördergrube* 1

N.

notterzehen 131.
nuwfundig, *neu erfunden* 1

O.

oberhant, *Lehensherrschaft*
och, *Acht* 160.
ŏlflam, der, *ein mit Hilfe reitetes Schiessmaterial* 9
or, in ein o. beissen, *schme flüstern?* 123.

P. s. B.

R.

registrieren, *verzeichnen, z schaft ziehen* 202.
reisgelt, *Reisesteuer* 132.

S.

schisselwescher, *Küchenkne*
schlaff, *Sklave* 222.
schlinden, *verschlingen* 183
selgsam, *beseligend* 183.
sibender, *Stiftung von siel messen (septimale, septen Du Cange u. d. W. u. 899)* 117.
*sol, *zu etwas nütze sein* 1
spruweren, *Spreu* 121.
starkhaftig, *tüchtig* 177.
stellen, *trachten* 119.
stur, *Unterstützung* 217.

T. s. D.

U.

uberflussikeit, *luxuria* 114.
uberhand, *Schutz, Rückhalt*

32
nkbar
Gesetz
), un-
179.
s 169-
120.
6.
esser,
4 etc.
185.
du ob

TIFFEN Gray Scale
© The Tiffen Company, 2007

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf